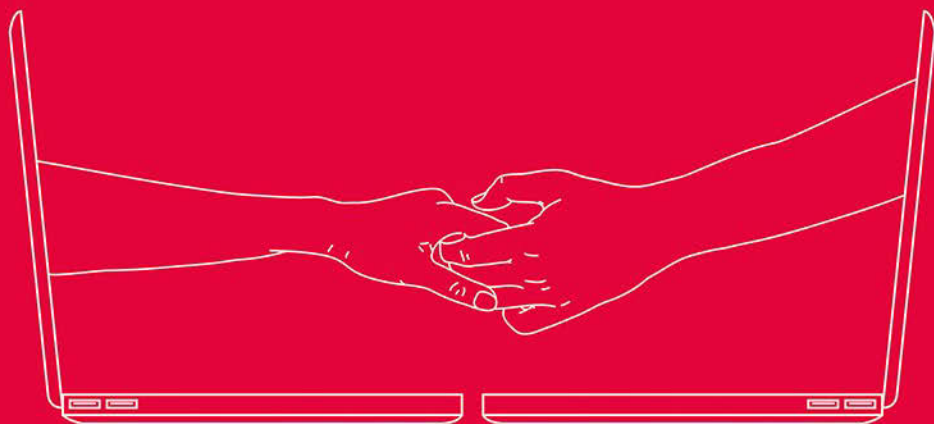


MADELEINE SCHERRER

FERN- BEZIEHUNGEN

DIFFRAKTIONEN
ZU INTIMITÄT IN MEDIALEN
ZWISCHENRÄUMEN



[transcript] sozialtheorie

Madeleine Scherrer
Fernbeziehungen

Sozialtheorie

Madeleine Scherrer lehrt und forscht im Bereich der Allgemeinen Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt »Globalisierung und Bildung« an der Universität Freiburg (CH). Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören erziehungs- und bildungsphilosophische Fragen in Bezug auf Subjektivierungs- und Normalisierungsprozesse, Medialität, Raumtheorien, Feminist Science and Technology Studies und Diffraktionsanalyse.

Madeleine Scherrer

Fernbeziehungen

Diffractionen zu Intimität in medialen Zwischenräumen

[transcript]

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) zur Förderung wissenschaftlicher Forschung.



SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (CH). Genehmigt von der Philosophischen Fakultät auf Antrag von Prof. Dr. Edgar Forster (1. Gutachter) und Ao.Univ. Prof.i.R. Dr. Brigitte Hipfl (2. Gutachterin). Freiburg, den 06. Mai 2020. Prof. Dr. Bernadette Charlier, Dekanin.

(Originaltitel der Dissertation: »Die Produktion von Fernbeziehungen. Intimität in medialen Zwischenräumen«)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Madeleine Scherrer

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Lektorat: Jonna Truniger, Zürich

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5728-9

PDF-ISBN 978-3-8394-5728-3

EPUB-ISBN 978-3-7328-5728-9

<https://doi.org/10.14361/9783839457283>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Dank	9
1. Einleitung: Zur Produktion des Phänomens der Fernbeziehungen	11
1.1 Gliederung und Kapitelvorschau	19
1.2 Zum Einstieg: Einige Figuren der (Fernbeziehungs-)Liebe	23
2. Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen	31
2.1 Erste Begriffsbestimmungen: Soziale Beziehungen und Paarbeziehungen	33
2.2 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Fokus	35
2.3 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Kontext der Giddens'schen ›reinen Beziehung‹	39
2.4 Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen	45
2.5 Resümee	52
3. Methodologie und Methode I: Narrative Interviews und Narrationsanalyse	55
3.1 Zur Besonderheit der Interviewsituation aus erzähltheoretischer Perspektive	57
3.2 Forschungspraktisches Vorgehen: Feldzugang, Fallauswahl und Durchführung der Interviews	65
3.3 Transkription	70
3.4 Auswertungsverfahren: Narrationsanalyse nach Schütze und eigene Adaptionen	72
3.5 Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse	80
4. Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen	89
4.1 Zeitliche Strukturierung: Zehn erste Spuren	90
4.2 Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.	116
5. Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte	139
6. Theoretischer Schnitt I: Raum	149
6.1 Vorbemerkungen	149
6.2 Zur kritisch-materialistischen Raumtheorie im Anschluss an Henri Lefebvre	160

6.3	Zwischenresümee	172
6.4	Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey	174
6.5	Vorüberlegungen zur Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen im Kontext der sozialen Produktion des Raums (Lefebvre) und der RaumZeit-Theorie (Massey)	185
7.	Theoretischer Schnitt II: Medialität	191
7.1	Vorbemerkungen	191
7.2	Zum Zusammenhang von Medialität und Raum: Die Produktion von Kommunikationsräumen	201
7.3	Das Narrativ der Raum-Zeit-Kompression	206
7.4	<i>MediaSpaces</i> und Leiblichkeit/Körperlichkeit	214
7.5	Zwischenräume	228
8.	Methodologie und Methode II: Diffraktion	231
9.	Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern	245
	Diffraktionsmuster I.	245
	Diffraktionsmuster II.	263
	Diffraktionsmuster III.	284
10.	Zum Schluss: Relationalität im Dazwischen - Rekapitulation und Implikationen	293
	Literatur	303

Meinen Großeltern

Dank

Der Moment des Verfassens von Dankesworten bedeutet, dass ein langwieriges Projekt zu einem Abschluss gekommen ist, das in der nun vorliegenden Form nur aufgrund unzähliger ganz besonderer Lebens-, Denk- und Arbeitszusammenhänge überhaupt erst möglich werden konnte. Das Schreiben einer Dissertation ist ein kollektiver Prozess, in welchem unzählige Menschen und Dinge miteinander verflochten sind und intraagieren. Es sind ganz besondere Intraaktionen und Freundschaften, die mich weit über das Dissertationsprojekt hinaus geprägt haben und deren weitere Stärkung und Vertiefung mir – mit wieder etwas mehr Zeit und Ruhe nach Abschluss dieser Arbeit – ein großes Anliegen ist.

Unendlich dankbar bin ich meinem Partner André Bellorini, meinen Eltern Edith und Wilfried Scherrer und meinen Geschwistern Irene und Dominik Scherrer für ihre Geduld und ihre Unterstützung in so vielen Hinsichten. Es lassen sich keine passenden Worte dafür finden, was mir Euer Da- und Mit-Sein bedeutet. Ihr wart es, die mir auf meinem Weg während all der Jahre zur Seite gestanden habt und mir auch immer wieder aufs Neue aufgezeigt habt, dass das Leben mehr ist als nur Arbeit. Für die unzähligen ermutigenden Gespräche danke ich des Weiteren meinen Freund_innen und Wegbegleiter_innen Jacqueline Kalbermatter, Frank Beiler, Robert Wartmann, Eva Bütikofer, Matthias Sommer, Tina Schai, Tanja Obex und Christian Lekic. Ohne Eure Unterstützung und Ermutigung in inhaltlicher wie auch in persönlicher Hinsicht hätte ich die vorliegende Arbeit nicht schreiben können. Mein besonderer Dank richtet sich auch an alle Arbeitskolleg_innen des Studienbereichs Erziehungswissenschaften der Universität Freiburg und an die Studierenden, die mich in den Seminaren immer wieder zum Weiter- und Umdenken angeregt haben. Bei Doris Gödl bedanke ich mich für die Bestärkung und die Ermutigung durch unsere intensiven Diskussionen wie auch für die feinen Mozartkugeln. Edgar Forster danke ich für die unvergleichbare Betreuung meiner Arbeit von den ersten unausgereiften Überlegungen bis zur Endfassung. Ausführliche Besprechungen, kritische Rückmeldungen und fantastische, kunstvoll angefertigte Skizzen zu meinem Arbeitsprozess und zu den Problemen, die sich während dieses Prozesses in vielerlei Hinsicht stellten, haben mir immer wieder neue Impulse und Mut für die Weiterarbeit verliehen und es mir ermöglicht, die Dissertation in

der Art und Weise zu verfassen, wie ich das getan habe. Brigitte Hipfl sei gedankt für ihre Bereitschaft, das Zweitgutachten der vorliegenden Arbeit zu übernehmen. Ein großes Dankeschön gilt auch Jonna Truniger für das sorgfältige Lektorat dieser Arbeit und die wertvollen Rückmeldungen, durch die ich nicht zuletzt viel für mein zukünftiges Schreiben lernen durfte. Ganz herzlich bedanke ich mich schließlich bei meinen Interviewpartnerinnen. Ohne ihre Bereitschaft, mir von ihren Erfahrungen mit und ihren Erwartungen an ihre Fernbeziehung zu erzählen, hätte ich mein Projekt in der nun vorliegenden Form nicht durchführen können.

Madeleine Scherrer, im Februar 2020

1. Einleitung: Zur Produktion des Phänomens der Fernbeziehungen

Als Forscher wissen wir immer recht gut, *woher* wir kommen, [...], aber wir wissen im Voraus nicht genau, *wohin* wir uns wenden, *welchen* Weg wir nehmen und *wo* wir uns zu einem bestimmten Augenblick befinden werden, denn um diese Positionen zu kennen und auf der Karte des Projekts einzutragen, müssten wir gefunden haben, wonach wir suchen, noch bevor wir es entdeckt hätten. [...]

Natürlich können wir genau definierte Probleme voraussetzen, die bereits gelöst sind, aber wie sollten wir voraussetzen, dass eine Welt bereits konstruiert ist, deren Raum über uns hinausgeht, uns durchdringt und noch gar nicht existiert? (Serres, 2005, S. 258)

Das in der vorliegenden Arbeit zu untersuchende Phänomen der Fernbeziehungen ist, wie jedes andere Phänomen auch, der Untersuchung desselben nicht vorgängig. Es ist zwar möglich, zu sagen, dass es Fernbeziehungen *gibt*, aber diese Aussage bedeutet nicht, dass die Untersuchung von Fernbeziehungen das Phänomen ›wie es wirklich ist‹ in Erscheinung treten lässt. Stattdessen führen die theoretische wie auch die empirische Untersuchung dazu, dass das Phänomen in einer spezifischen Weise überhaupt erst hervorgebracht wird. Diese Positionierung basiert auf dem von Karen Barad ausgearbeiteten Ansatz des agentuellen Realismus, welcher den *Feminist Science & Technology Studies* und dem sogenannten ›*New Materialism*‹ zugeordnet wird. Der agentuelle Realismus problematisiert grundlegende, im wissenschaftlichen Diskurs weit verbreitete Annahmen wie etwa diejenigen des ›Repräsentationalismus‹ und des Individualismus, auf denen Barad (2007) zufolge unterschiedliche Spielarten sowohl realistischer als auch sozialkonstruktivistischer

Ansätze fußen (vgl. ebd., S. 42ff., 408f.). Darüber hinaus richtet sich der Fokus des agentuellen Realismus auf diskursiv-materielle Praktiken der Wissensproduktion, wobei von einer prinzipiellen Untrennbarkeit von Epistemologie und Ontologie ausgegangen wird (vgl. ebd.). Der auf diese Annahme zurückführbare Neologismus ›Onto-Epistemologie‹ bezieht sich entsprechend auf »the study of the intertwined practices of knowing and being« (ibd., S. 409; vgl. ebd., S. 185, 341; Barad, 2003, S. 829) und unter ebendiesen Vorzeichen steht auch die vorliegende Dissertation.

In dieser Einleitung ist zunächst zu klären, weshalb ich mich in meiner Arbeit mit dem Phänomen der Fernbeziehungen beschäftigt habe. Möglicherweise ist es so, wie Burckhardt (2018, S. 7) schreibt, dass ich mir als Forscherin die an diesen Forschungsgegenstand zu richtenden Fragestellungen nicht selbst ausgesucht habe, sondern dass ich stattdessen von ebendiesen Fragen »heimgesucht« (ibd.) worden und zum Schluss gekommen bin, dass sich ihnen in der Auseinandersetzung mit Fernbeziehungen besonders gut nachgehen lässt. Eine Einleitung zu schreiben bedeutet jedoch stets, einem bereits verfassten Text etwas nach- und unterzuschieben (vgl. Rheinberger, 1992, S. 9): »Ein solches Verfahren *verstellt* vorläufige Ansichten ebenso, wie es *erlaubt*, Verweisungen herzustellen, die sich erst nachträglich ergeben haben können« (ibd.; Hervorh. MS¹). Die Nachträglichkeit des Verfassens einer Einleitung birgt demnach eine grundsätzliche Zwiespältigkeit (vgl. ebd.). Im Folgenden werde ich einerseits jene Fragen darlegen, die mich dazu geführt haben, mich dem Phänomen der Fernbeziehungen aus wissenschaftlicher Perspektive zuzuwenden, andererseits aber auch jene, die den Fortgang meiner Untersuchung geleitet haben. Ich versuche dabei, sowohl die Vorannahmen zu skizzieren, die diesem Projekt zugrunde liegen, als auch Verbindungslinien zwischen thematischen Aspekten des untersuchten Phänomens zu ziehen, die vor dem Untersuchungsprozess noch nicht absehbar waren und die sich erst allmählich haben ergeben können (vgl. ebd.).

Vor dem Hintergrund eines Verständnisses von Erziehungswissenschaft als kritischer Gesellschaftswissenschaft, deren zentrale Aufgabe mir unter anderem darin zu bestehen scheint, das Geflecht von Beziehungsstrukturen zwischen verschiedenen Menschen im Wechselspiel mit gesellschaftlichen Verhältnissen zu untersuchen und damit zusammenhängend beispielsweise auch vorherrschende Vorstellungen von (nahen) sozialen Beziehungen zu kritisieren, drängte sich mir zu Beginn des Forschungsprozesses die Frage auf, welche Implikationen die Globalisierung² für (nahe) soziale Beziehungen birgt. Mit dem Begriff der Globalisie-

1 In der gesamten Arbeit wird durch den Vermerk ›Hervorh. MS‹ jeweils angegeben, dass die Hervorhebung in einem wörtlichen Zitat von mir stammt. Hervorhebungen im Original werden stets unverändert übernommen, ohne dass eigens darauf hingewiesen wird.

2 Die Vorstellung *einer* Globalisierung greift zu kurz, wie Edgar Forster und ich in einem Beitrag mit dem Titel *Globalisierung/Globalität* konstatiert haben: »Die Globalisierung existiert nicht, [...] Je nachdem, ob man die Perspektive einer Globalisierung ›von oben‹ oder die einer

rung werden in wissenschaftlichen wie auch in politischen und öffentlichen Diskursen gemeinhin Prozesse bezeichnet, die einer Vision von ungehinderter Mobilität von Menschen und Kapital durch technologische Entwicklungen Vorschub leisten. Dies hat die feministische Humangeografin Doreen Massey dazu veranlasst, dieses hegemoniale Verständnis von Globalisierung, das Macht- und Herrschaftsverhältnisse ausblendet, als »economic globalisation« (Massey, 1999a, S. 15f.) zu bezeichnen. Inwiefern dieses einseitig auf ökonomische Prozesse abstellende Globalisierungskonzept problematisch ist, war mir zu Beginn des Forschungsprozesses keineswegs klar. Ich ging nicht nur davon aus, dass es so etwas wie ›Fernbeziehungen‹ wirklich gebe, sondern auch davon, dass diese Form naher sozialer Beziehungen in irgendeiner Art und Weise mit gegenwärtigen Globalisierungstendenzen einhergehe. Fernbeziehungen erschienen mir als eines *der* Globalisierungsphänomene schlechthin, denn ein über den ganzen Globus vernetztes kapitalistisches Wirtschaftssystem führt nicht zuletzt zu erhöhter Mobilität von denjenigen Menschen, deren Arbeitskraft sich dieses System zur Generierung von Mehrwert zu eigen macht. Daraus folgt, dass sich auch nahe soziale Beziehungen zunehmend über geografische Distanzen hinweg erstrecken, wenn Beziehungspartner_innen nicht am gleichen Ort eine Arbeitsstelle oder einen Studienplatz finden. Diese Vorannahme begründete mein ursprüngliches Interesse daran, wie Menschen ihre Fernbeziehung erfahren und welche Erwartungen sie zukünftig hinsichtlich ihrer Beziehung hegen. Das damit verbundene Ziel bestand somit in der Analyse naher sozialer Beziehungen (und im Spezifischen: Fernbeziehungen) unter der Bedingung der Globalisierung auf der Grundlage individueller Erfahrungen und Erwartungen von in solche Beziehungen involvierten Personen.

Zu Beginn des Forschungsprozesses konkretisierte sich mein Erkenntnisinteresse dahingehend, dass sich zeigte, dass Fernbeziehungen nicht unabhängig vom Begriff der Normalisierung zu untersuchen sind. Wenn beispielsweise bei Schneider (2009) in seinem Handbuchbeitrag über *Distanzbeziehungen* von einem »normalen Institutionalierungsprozess von Paarbeziehungen« (S. 681) die Rede ist, womit unter anderem impliziert wird, dass Beziehungspartner_innen einen gemeinsamen Wohnsitz teilen, dann fallen Fernbeziehungen zunächst außerhalb dieses ›Normbereichs‹, denn die Ko-Residenz ist bei dieser Beziehungsform gerade nicht gegeben. Die Ausgangslage für die Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen scheint auf den ersten Blick relativ eindeutig zu

Globalisierung ›von unten‹ einnimmt, variieren Themen, Probleme und theoretische Modelle. [...] Ist Globalisierung eine Tatsache, die die Grundlage unserer Forschungen bildet, oder handelt es sich um ein politisches Phänomen, das als Macht- und Herrschaftsverhältnis untersucht werden muss?« (Forster & Scherrer, 2020, S. 323) In Bezug auf diese beiden Fragen hätte ich zu Beginn der Arbeit an meiner Dissertation wohl dazu tendiert, unkritisch Erstere zu bejahen, wohingegen mir heute klar Letztere als wegweisend erscheint.

sein, wenngleich diese Form von Beziehungen in der sozialwissenschaftlichen Forschung bislang kaum Beachtung fand (vgl. ebd.). Bei Fernbeziehungen handelt es sich den gängigen Annahmen zufolge in der Regel um nahe soziale Beziehungen zwischen zwei Personen, die über längere Zeit räumlich voneinander getrennt leben, wobei meist implizit davon ausgegangen wird, dass es sich dabei um sogenannte ›Liebesbeziehungen‹ handelt. Mit meiner Untersuchung versuchte ich, vermeintliche Eindeutigkeiten in Bezug auf die Fernbeziehungsthematik zu befragen und nachzuzeichnen, welche normalisierenden Diskurse diese Thematik durchziehen. Im Fokus standen die Fragen, wie diese Diskurse Vorstellungen dessen prägen, was überhaupt als Fernbeziehung gilt, und inwiefern diese Beziehungsform damit einhergehend als ›Spezialform‹ von nahen sozialen Beziehungen – und im Spezifischen: ›Paarbeziehungen‹ – konstituiert wird. Eine besondere Herausforderung dieses Vorhabens bestand darin, nicht *a priori* festzulegen, wie sich etwas verhält oder wie etwas ist, sondern gerade infrage zu stellen, weshalb etwas genau so in Erscheinung tritt bzw. treten konnte und weshalb sich genau dieses und nicht ein anderes Wissen über Fernbeziehungen konstituiert (hat). Ein Beispiel hierfür wäre die Untersuchung der Frage, wie es dazu kommt, dass bei Fernbeziehungen gemeinhin an Liebesbeziehungen gedacht wird, anstatt von vornherein zu supponieren, dass es sich bei Fernbeziehungen um Liebesbeziehungen handle.

Diese Herangehensweise entspricht einer dekonstruktivistischen Forschungshaltung im Anschluss an Derrida (1998, 2016a), bei der es darauf ankommt, keine voreiligen Bedeutungsschließungen vorzunehmen und diese gleichsam zu zementieren. Vielmehr geht es dabei um eine Offenheit gegenüber immer neuen Bedeutungsverschiebungen bei einer gleichzeitigen und kontinuierlichen Infragestellung dominanter Bedeutungen (vgl. Sandoval, 1994, S. 78). Angesichts dieser Überlegungen gilt es in der vorliegenden Arbeit, die oftmals unhinterfragt und als gegeben erachteten Bestimmungen darüber, was Fernbeziehungen sind und wie sie sich charakterisieren lassen, dekonstruktivistisch »in die Schwebe zurückzusetzen« (Wimmer, 2016, S. 331). Damit wird nicht zuletzt der Anspruch erhoben, »die performativ erzeugten Normen und Ausschlüsse sichtbar zu machen und in Frage zu stellen« (Plößer, 2010, S. 227; vgl. hierzu auch Biesta, 1998, S. 406; Wimmer, 2016, S. 331). Des Weiteren ermöglicht es eine dekonstruktivistische Forschungshaltung, tief in hegemonialen westlichen Perspektiven verankerte »metaphysische Dichotomien wie Identität und Differenz, Einheit und Vielfalt, Innerlichkeit und Äußerlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Gegenwart und Abwesenheit« (Angehrn, 2001, S. 350) zu problematisieren und zu verschieben und dabei die Unabschließbarkeit und die Instabilität von Bedeutungszusammenhängen anzuerkennen. Mit dem Fokus auf das Phänomen der Fernbeziehungen versuche ich einerseits, das ›Selbst‹ und das ›Andere‹, zwischen denen sich eine Beziehung entfaltet, zu dezentralisieren und auf diese Weise aus ihren scheinbar festen Verankerungen zu heben. Andererseits geht es mir bei dieser Fokussierung darum, insbesondere die

Dichotomien der Begriffe von Raum und Zeit sowie Gegenwart bzw. Anwesenheit und Abwesenheit zu veruneindeutigen (vgl. ebd.).

Mit der gewählten Perspektive schließe ich mich Masseys (2001b, S. 12) Aussage an, dass die Arbeit einer feministischen Wissensproduktion nicht allein darin bestehen könne, über Geschlechterverhältnisse zu forschen, sondern dass es mindestens ebenso wichtig sei, »the gendered nature of our modes of theorizing and the concepts with which we work« (ebd.) selbst zum (problematischen) Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung zu erheben. Demnach muss die Wissensproduktion in mindestens zweierlei Hinsichten angegangen werden: *Zum einen* gilt es, das Phänomen der Fernbeziehungen auf der ontologischen und auf der ontischen Ebene – unter Berücksichtigung der Tatsache, dass diese beiden Ebenen selbst nie zur Deckung zu bringen sind bzw. dass stets eine Kluft dazwischen besteht – in den Blick zu bekommen. Gemäß Rheinberger (1992) orientiert sich hierbei »das wissenschaftliche Denken [...] am Gegenstand seiner Arbeit« (S. 9) und es wird ein Wissen *über* das Phänomen der Fernbeziehungen hervorgebracht. Dementsprechend versuche ich in Kapitel 4, Fernbeziehungserzählungen in Spuren bzw. Spuren in Fernbeziehungserzählungen nachzuzeichnen, wobei ich Spuren als materialbezogene Konstruktionen verstehe, die aus der narrationsanalytischen Arbeit an transkribierten Gesprächen mit sich als Frauen verstehenden Menschen, die eine sich als Heterobeziehung verstehende Fernbeziehung führen, resultierten. Auf diese Weise ergeben sich empirisch fundierte Erkenntnisse zur Frage, wie die Erzählerinnen über ihre (vergeschlechtlichten) Fernbeziehungserfahrungen und die mit ihrer Beziehung zusammenhängenden Erwartungen sprechen. *Zum anderen* ist die epistemologische Ebene der Wissensproduktion zu bearbeiten, wobei sich das Denken »an der wissenschaftlichen Aktivität als seinem Gegenstand« (ebd.) ausrichtet. Hierbei ist zu fragen, *wie* das Phänomen der Fernbeziehungen in einer spezifischen Art und Weise hervorgebracht wird (bzw. wurde) und *wie* Wissen darüber erlangt werden kann (bzw. konnte). Dekonstruktivistisch ist dieses Vorhaben deshalb, weil damit der Anspruch verbunden ist, dass eine Auseinandersetzung mit der »Gewordenheit des Bestehenden« (Coffey, 2013, S. 15) erfolgt. Wie eingangs erwähnt, sind die Ebenen der Ontologie und der Epistemologie aus der Perspektive des agentuellen Realismus im Anschluss an Barad (2007) jedoch nicht als voneinander getrennt zu verstehen, denn »in contrast to the spectator theory of knowledge, what is at issue is not knowledge of the world from above or outside, but *knowing as part of being*« (S. 341).

Ähnlich wie Coffey (2013) das Anliegen ihres Dissertationsprojekts als eine Genealogie der modernen Liebesgeschichte unter Berücksichtigung des Heteronormativitätskonzepts beschreibt, geht es auch in der vorliegenden Arbeit darum, »hegemoniale Bedeutungsstrukturen« (S. 15) ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Deshalb sind Bedeutungen zu untersuchen, »die so selbstverständlich geworden sind, dass wir sie kaum mehr wahrnehmen; die so universell erscheinen,

dass sie als natürlich eingestuft werden« (ebd.). Meine Fokussierung auf das Phänomen der Fernbeziehungen liegt in der Annahme begründet, dass sich spezifische – sich häufig der Aufmerksamkeit entziehende – vergeschlechtlichte, normalisierende Strukturen und Dynamiken naher sozialer Beziehungen an in bestimmten Aspekten von der Norm abweichenden, als ›Spezialform‹ etikettierten Beziehungen besonders gut zeigen lassen und sich solche Beziehungen gerade deshalb für eine Untersuchung ebendieser Strukturen und Dynamiken anbieten (vgl. Scherrer, 2015, S. 137). Diese Fokussierung auf das Phänomen der Fernbeziehungen stellt jedoch nicht einfach ein ›Kunstgriff‹ dar, der die Einnahme eines distanzierteren Blicks ermöglicht, um gemeinhin unsichtbar bleibende Strukturelemente naher sozialer Beziehungen – beispielsweise hinsichtlich der Heteronormativität – untersuchbar zu machen. Vielmehr wird damit das Ziel verfolgt, die gleichsam dichotome Stellung von ›Fernbeziehungen‹ versus ›Nahbeziehungen‹ selbst infrage zu stellen und deren (vermeintliche) Differenz zu problematisieren. Dieses Vorhaben verstehe ich als feministisches »politisches Projekt« (Coffey, 2013, S. 15), denn

[i]ndem wir die Machtstrukturen analysieren, die der Heteronormativität zugrunde liegen, und das sichtbar machen, was mit viel Aufwand immer wieder unsichtbar gemacht wird (wobei der Aufwand selbst ebenfalls unsichtbar gemacht wird), eröffnen wir ein Potenzial der Veränderbarkeit. (Ebd.)

Anders als es diese Autorin expliziert – nämlich, dass sie sich »nicht auf die Suche nach Möglichkeiten, Liebe anders zu erzählen« (ebd.), gebe – geht es mir im Folgenden durchaus auch darum, alternative Geschichten zum Phänomen der Fernbeziehungen zu generieren, um dadurch gerade die herkömmlichen Bedeutungsstrukturen, die hinsichtlich dieses Phänomens existieren, zu verschieben, das heißt, zu rekonfigurieren und zu verändern. Dies geht mit der Vermutung einher, dass sich neue Möglichkeiten von Wissensproduktionspraktiken eröffnen können, wenn »ein Wirbel aufgewühlter Erzählungen« (Tsing, 2019, S. 55) erzeugt wird, wobei diese Erzählungen »sich aus sich überlagernden und disparaten Wissens- und Seinspraktiken ergeben« (ebd., S. 214). Im Buch *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus* führe Tsing (2019) den Leser_innen die Kraft von Geschichten vor Augen, wie Haraway (2016, S. 37) festhält, und sie zeige »in the flesh how it matters which stories tell stories as a practice of caring and thinking« (ebd.). Die Aussagen dieser beiden Autorinnen zum Erzählen von Geschichten lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass das Erzählen eine Praxis des Sorgens (im Sinne des Sorgsamseins) und Denkens sei (vgl. ebd.), wobei sich Erzählungen selbst aus Praktiken des Seins und des Wissens (vgl. Tsing, 2019, S. 214) konstituierten. Diese unterschiedlichen, mit dem Erzählen einhergehenden Praktiken scheinen eng miteinander verbunden zu sein, wodurch sich die Grenzen der (vermeintlich) klar voneinander trennbaren Bereiche des Seins, des Wissens, des Denkens und des Sorgens verflüssigen. Für die andere Seite von Erzählungen, das

heißt jene des Zuhörens, stellt Haraway (2016) des Weiteren Folgendes heraus: »The risk of listening to a story is that it can obligate us in ramifying webs that cannot be known in advance of venturing among their myriad threads« (S. 132). Sowohl das Zuhören als auch das Erzählen von Geschichten bergen angesichts dieser Überlegungen vielfältige Herausforderungen, die etwa die (ethischen) Fragen nach dem verantwortlichen Umgang mit dem Unvorhersehbaren, dem Unbekannten und dem Ungewissen betreffen (vgl. ebd.).

Über das Zuhören und Erzählen von Geschichten hinaus ist auch der Forschungsprozess an sich stets von Ungewissheiten begleitet, denn es ist unmöglich, von vornherein absehen zu können, wohin genau dieser Prozess führen wird und welche Wege dabei einzuschlagen sein werden. Dabei folge ich Rheinberger (1992), der das Paradoxon der Formulierung eines ›Forschungsziels‹ darin begründet sieht, »etwas zu produzieren, das definitionsgemäß nicht in einer ›ziel‹-gerichteten Weise produziert werden kann. Das Unbekannte ist etwas, das nicht geradlinig angesteuert werden kann, weil man eben nicht weiß, was man ansteuern soll« (S. 54). Eingangs habe ich versucht, zu erläutern, welche Fragen sich mir zu Beginn des Forschungsprozesses in Bezug auf das Phänomen der Fernbeziehungen gestellt hatten und welches die ursprünglichen Ausgangspunkte der vorliegenden Arbeit waren, von denen aus sich mein Erkenntnisinteresse fortan konkretisierte. Wenngleich also das Anstreben eines genau bestimmten und eingegrenzten Forschungsziels, auf welches dann jedwede Forschungstätigkeit direkt ausgerichtet wird, als paradoxes Unterfangen angesehen werden muss, bedeutet dies nicht, dass keine forschungsleitenden Fragen zu formulieren wären. Solche Fragen sind auch für ein offenes Projekt mit ungewissem Ausgang unabdingbar, denn sie stellen während des zuweilen verworrenen Forschungsprozesses Orientierungspunkte dar, die dabei helfen, sich nicht allzu stark zu verzetteln und abzuschweifen – auch wenn nicht bestritten werden kann, dass manche Abschweifungen und Umwege durchaus produktiv sein können und zu neuen, unerwarteten Einsichten führen. Die erste forschungsleitende Fragestellung der vorliegenden Arbeit lautet wie folgt:

Wie lassen sich am Phänomen der Fernbeziehungen (vergeschlechtlichte) Erfahrungen und Erwartungen von Frauen in Bezug auf ihre Beziehung untersuchen?

Diese Frage bezieht sich auf methodologische und methodische Problemstellungen auf der empirischen Gegenstandsebene der Wissensproduktion. Dabei wird zu klären sein, welchen Stellenwert individuelle Erzählungen von Frauen, die sich in einer Fernbeziehung befinden, haben können und wie die Erkenntnisse, die sich aus diesen Erzählungen gewinnen lassen, dargestellt werden können. Die Frage betrifft deshalb nicht zuletzt das Problem der Repräsentation. Ebenfalls nachzugehen sein wird den folgenden Fragen:

Welche Dimensionen der Sozialität kommen hinsichtlich des Phänomens der Fernbeziehungen wie in den Blick? Und wie konstituieren sich unterschiedliche Dimensionen der Sozialität gegenseitig?

Diese Fragen zielen auf die Verschränkung der empirischen und der theoretischen Ebene der Wissensproduktion. Unter ›Dimensionen der Sozialität‹ fasse ich die thematischen Aspekte der Normalisierung, des Raumes und der Medialität, die hinsichtlich des zu untersuchenden Phänomens der Fernbeziehungen als bedeutsam erachtet werden können. Unter Berücksichtigung dieser Dimensionen und ihrer gegenseitigen Konstituierung eröffnet sich beispielsweise die Frage, was die Begriffe der Nähe und Ferne sowie der Anwesenheit und Abwesenheit bedeuten. Diese Begriffsarbeit erfordert zum einen die Ausarbeitung eines theoretischen Rahmens zu Raum und Medialität und zum anderen eine empirische Untersuchung von Fernbeziehungen im Sinne eines räumlich-medialen Phänomens. Was die Dimension der Normalisierung angeht, so gilt es des Weiteren zu erkunden, wie normalisierende Aspekte in Bezug auf Fernbeziehungen in narrativen Interviews thematisch werden und inwiefern in den Erzählungen hegemoniale Geschlechterverhältnisse zum Ausdruck kommen. Ebenfalls herauszuarbeiten ist, ob gegebenenfalls gegen-normalisierende oder auf Veränderung hegemonialer Geschlechterverhältnisse abzielende Strategien der Interviewpartnerinnen auszumachen sind. Die letzte Fragestellung schließlich betrifft das Problem der Wissensproduktion als ethisch-onto-epistemologische Angelegenheit:

Inwiefern rekonfiguriert sich das Phänomen der Fernbeziehungen während dessen Untersuchung?

Wie zu Beginn dieser Einleitung bereits festgehalten wurde, gilt im Anschluss an den Barad'schen Ansatz des agentiellen Realismus, dass sich ein zu untersuchendes Phänomen infolge seiner Untersuchung erst ergibt, das heißt, dass das Phänomen nicht *a priori* feststeht, sondern dass es sich erst im Verlauf des Forschungsprozesses ergeben kann und während dieses Prozesses laufend rekonfiguriert wird. Vor diesem Hintergrund sind die Veränderungen in den Fokus zu rücken, die durch die und während der Untersuchung des Phänomens vonstattengehen und die das Phänomen immer wieder neu in Erscheinung treten lassen.

Diese forschungsleitenden Fragen dienen wie bereits ausgeführt nicht dazu, von vornherein festzulegen, welches Wissen während des Forschungsprozesses produziert werden soll, aber sie orientieren die Bewegung dieses Prozesses und ermöglichen ein tastendes, bastelndes, zögerndes Vorwärtsgen (vgl. Serres, 2002, S. 35) in eine bestimmte Richtung, wobei es gleichzeitig erlaubt bleibt, gewisse »Entscheidungen in der Schweb« (ebd.) zu halten.

1.1 Gliederung und Kapitelvorschau

Der Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit gründet in Auseinandersetzungen mit Normalisierungsdiskursen hinsichtlich naher sozialer Beziehungen und insbesondere Fernbeziehungen (Kap. 2: Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen). In diesem Zusammenhang wird zunächst erörtert, was nahe soziale Beziehungen ganz allgemein betrachtet ausmacht und wie sie zu charakterisieren sind, bevor auf das Phänomen der Fernbeziehungen im engeren Sinne eingegangen wird. Im Rahmen dieser Überlegungen stellt sich die Frage, was ›Intimität‹ bedeutet, und es wird herausgearbeitet, inwiefern hegemoniale, normalisierende Intimitätsdiskurse das Feld naher sozialer Beziehungen präfigurieren und wie mit diesen Diskursen die Adressierung von Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ naher sozialer Beziehungen einhergeht. Bei der Analyse normalisierender Vorstellungen über nahe soziale Beziehungen ist die diskurstheoretische Annahme leitend, »dass individuelle Vorstellungen und Wirklichkeitskonstruktionen keine privaten Erfindungen sind; sie erfolgen vielmehr im vielfältigen Rückgriff auf einen kulturell vorgegebenen Vorrat von Handlungs- und Deutungsmustern« (Lenz & Nestmann, 2009, S. 20). Bereits an dieser Stelle lässt sich anhand einer knappen Bestimmung von sozialen Beziehungen exemplarisch zeigen, dass die angesprochene Auseinandersetzung mit Intimitätsdiskursen weitere Implikationen mit sich führt, die ebenfalls zu berücksichtigen sind. Lenz und Nestmann (2009) charakterisieren »persönliche Beziehungen« im Allgemeinen folgendermaßen: »Die Beziehungspersonen ›stehen einander nahe‹, ›sorgen‹ oder ›freuen‹ sich füreinander oder leiden miteinander« (S. 11). Angesichts dieser Begriffsbestimmung ist zu klären, inwiefern sich in Fernbeziehungen Beziehungspartner_innen trotz der ›Ferne‹ ›nahestehen‹ können, woran sich beispielhaft zeigt, dass etwa die Begriffe von Nähe und Ferne durchaus vielgestaltiger sind, als dies zunächst möglicherweise angenommen werden könnte. Darüber hinaus ist auch zu untersuchen, *wo* (beispielsweise in welchen wissenschaftlichen Feldern) und *wie* das Phänomen der Fernbeziehungen überhaupt diskursiv verhandelt wird.

Eine empirische Annäherung an das Phänomen der Fernbeziehungen (bzw. an dessen Produktion auf der empirischen Gegenstandsebene) erfolgt daraufhin im ersten Teil der Studie auf der Grundlage von narrativen Interviews mit vier Frauen, die eine Hetero-Fernbeziehung führen (wobei mit zwei dieser vier Frauen zwei Interviews durchgeführt wurden, da der Bedarf für weitere Klärungen und Ausführungen nach dem ersten Interview besonders hoch war und dies ein zweites Interview nahelegte; zur Begründung der Fallauswahl vgl. Kap. 3.2: Forschungspraktisches Vorgehen: Feldzugang, Fallauswahl und Durchführung der Interviews). Die Durchführung und die Analyse dieser Interviews stützte sich insbesondere auf die methodologischen und methodischen Überlegungen von Schütze (1976, 1983, 2005), die jedoch um poststrukturalistische Ansätze der

Erzähltheorie und der Biografieforschung erweitert und so in bedeutsamer Weise adaptiert wurden, um dem Anspruch einer dekonstruktivistisch und diskurstheoretisch informierten Forschungshaltung gerecht werden zu können (Kap. 3: Methodologie und Methode I: Narrative Interviews und Narrationsanalyse). Die vielgestaltigen Erzählungen der ›fernbeziehungserprobten‹ Frauen werden im Hinblick auf (vergeschlechtlichte) Weisen der Thematisierung von Erfahrungen mit ihrer Fernbeziehung und von an ihre Beziehung gerichteten Erwartungen untersucht, ohne die Erzählungen dabei jedoch auf Kategorien hin zu analysieren und kontrastive Vergleiche zwischen den Erzählungen vorzunehmen. Dieses Vorgehen entspräche nicht der hier skizzierten Forschungshaltung, denn die Arbeit mit Kategorien und die Fokussierung auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede könnten dazu führen, dass die Erzählungen systematisch vereindeutigt werden, was deren Unabgeschlossenheit und Vielgestaltigkeit unterschlagen würde. Erzählungen verstehe ich grundsätzlich als in spezifischen Interaktions-/Kommunikationssituationen performativ hervorgebrachte, kontingente Konstruktionen, die keine Wirklichkeit, wie sie ›wirklich‹ war, abbilden. Auf der empirischen Gegenstandsebene der Wissensproduktion sind es die Erzählungen, deren Darstellung in ›Spuren‹ und die Verbindungslinien zwischen diesen ›Spuren‹, die das Phänomen der Fernbeziehungen in einer spezifischen Weise erzeugen und konfigurieren (Kap. 4: Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen). Der Grund für die forschungsperspektivische Entscheidung, die beiden ›Theoriekapitel‹ zu den Begriffen des Raums und der Medialität hinter diesen ersten empirischen Teil zu stellen, liegt darin, dass vermieden werden soll, das sogenannte ›empirische Material‹ ausschließlich unter dem Blickwinkel theoretischer Konzepte zu lesen und dadurch Einsichten zu verunmöglichen, die sich ohne eine vorab vollzogene theoretische Rahmung potenziell ergeben können.

Auch im zweiten Teil der Studie dienen mir die theoretischen Ansätze nicht als ›Folien‹, die hierarchisch über die Erzähltexte gelegt werden können. Das Phänomen der Fernbeziehungen soll vielmehr durch die Verschränkung von Theorie und Empirie, durch deren gegenseitige Durchdringung mit zuweilen irritierenden, unvorhersehbaren Ergebnissen, manifest werden. Wie eingangs in dieser Einleitung bereits bemerkt wurde, ist aus der Sicht des agentiellen Realismus im Anschluss an Barad nicht davon auszugehen, dass sich Phänomene einfach als präexistente soziale Tatsachen darbieten, ganz so, als hätte ihre wissenschaftliche Untersuchung keinerlei Einfluss auf sie. Vielmehr werden Phänomene aus dem Zusammenspiel mannigfacher theoretischer und empirischer ›Apparaturen‹ (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 127ff., 141ff.) überhaupt erst erzeugt. Durch unterschiedliche Praktiken der Wissensproduktion – beispielsweise durch die theoretische Arbeit an Begriffen – werden Barad zufolge spezifische ›agentielle Schnitte‹ vollzogen, die einen Untersuchungs- oder Forschungsgegenstand überhaupt erst in einer be-

stimmten Art und Weise konfigurieren bzw. hervorbringen (vgl. ebd., S. 175, 217) (Kap. 5: Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte).

Den ersten theoretischen Schnitt vollziehe ich insbesondere unter Bezugnahme auf die raumphilosophischen Ansätze von Henri Lefebvre und Doreen Massey. Die Auseinandersetzung mit diesen beiden Theoretiker_innen hat zur Folge, dass die Untersuchung von Fernbeziehungen im Sinne eines räumlichen Phänomens einerseits auf kritisch-materialistische und sozialphilosophische Problemstellungen (durch Lefebvre) und andererseits als Erweiterung dieser Problemstellungen auf geografisch-feministische Fragen (durch Massey) ausgerichtet wird. Diese Erweiterung ermöglicht es insbesondere, ein theoretisches Vokabular für vergeschlechtlichte Aspekte unter anderem des Produzierens und Wahrnehmens von Räumen und die damit einhergehenden Machtverhältnisse auszuarbeiten. Fragen des Raumes stellen sich in Bezug auf den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen darüber hinaus dann, wenn es beispielsweise um das Erleben von ›Nähe‹ und ›Ferne‹ oder um das Verhältnis von ›realen‹ und ›virtuellen‹ Räumen geht. Aber auch ganz allgemein lässt sich festhalten, dass soziale Beziehungen stets räumlich sind, das heißt, die Beziehung zwischen zwei Menschen spannt sich in einem Raum auf (vgl. Massey, 2001b, S. 168). Vor diesem Hintergrund ist auch der im Rahmen dieser Arbeit zentrale Begriff der Relationalität einzuordnen: Es geht darum, den Fokus auf die relationale Verfasstheit naher sozialer Beziehungen zu lenken, um untersuchen zu können, was sich im Dazwischen zweier Beziehungspartner_innen prozessual abspielt und wie sich die Beteiligten immer wieder neu wechselseitig (d.h.: relational) aufeinander beziehen. Als räumlicher Begriff bezeichnet das Dazwischen eine »dynamische Bezüglichkeit, ein bewegtes und bewegendes Verhältnis zwischen Entitäten, wobei diese Entitäten in und durch diese Bezüglichkeiten selbst erst Kontur gewinnen und sich dadurch zu dem entwickeln, was sie schließlich sind« (Slaby, Mühlhoff & Wüschner, 2016, S. 73) (Kap. 6: Theoretischer Schnitt I: Raum).

Der zweite theoretische Schnitt zu Medialität knüpft an den ersten Schnitt zur Thematik des Raums an und erweitert diesen um die Frage der medialen Verfasstheit von Fernbeziehungen. Das Konzept hybrider, medialer Kommunikationsräume ermöglicht zusätzliche Dimensionierungen, anhand derer (Un-)Möglichkeiten der kommunikativen, emotionalen Ausgestaltung des Zwischenraums, der sich zwischen Fernbeziehungspartner_innen aufzutut, in den Fokus gerückt werden können. Die Arbeit an den Begriffen der Nähe und Ferne wird auf diese Weise nuanciert, und auch die Frage danach, was ›Anwesenheit‹ und ›Abwesenheit‹ im Kontext von Fernbeziehungen bedeuten können, lässt sich durch diesen zweiten theoretischen Schnitt noch detaillierter erörtern (Kap. 7: Theoretischer Schnitt II: Medialität).

Im zweiten Teil der Studie schlage ich ein diffraktives methodisches Vorgehen vor: Dessen Ziel ist es, den gängigen Modus der Repräsentation in der empirischen Forschung auszuweiten und einen anderen Weg der Empirie zu wäh-

len, wobei der »Widerständigkeit und Unbestimmtheit« (Wimmer, 2014, S. 402) des Forschungsgegenstands Rechnung getragen werden soll. Diffraktion ist ein physikalisches Phänomen, das beispielsweise dann auftritt, wenn Wellen einander überlagern (vgl. Barad, 2007, S. 74). Im Sinne eines methodischen Vorgehens bedeutet Diffraktion, dass theoretische und empirische Erkenntnisse einander nicht gegenübergestellt, sondern »durcheinander hindurch« gelesen werden, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der »details and specificities of relations of difference and how they matter« (ebd., S. 71). Dieses »Durcheinanderhindurchlesen« als spezifische Praxis der Wissensproduktion erfordert es, die von ebendieser Praxis gemachten Unterschiede selbst infrage zu stellen und zu erforschen, welche diskursiv-materiellen Auswirkungen sich hieraus ergeben. Im Anschluss an Barads Überlegungen zu einem agientiellen Realismus trägt ein diffraktives methodisches Vorgehen dazu bei, theoretische und empirische Forschungspraktiken »als Praktiken der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir existieren, und als Teil dieser Welt« (Barad, 2017, S. 9), anzuerkennen, anstatt diese Praktiken als abgekoppelt vom weiteren Werden der Welt aufzufassen (Kap. 8: Methodologie und Methode II: Diffraktion).

Ein solches experimentelles Vorgehen erzeugt aus der Überlagerung verschiedener empirisch und theoretisch fundierter Einsichten spezifische Diffraktionsmuster. In diesen Mustern und durch diese wird das Phänomen der Fernbeziehungen laufend rekonfiguriert, indem unterschiedliche inhaltlich-thematische Aspekte fokussiert werden. Prinzipiell geht es darum, verschiedene Erkenntnisse empirischer und theoretischer Art miteinander in einen Dialog zu bringen und zu analysieren, wie diese Erkenntnisse sich in ihrem Aufeinandertreffen verändern. Die Produktion von Diffraktionsmustern ermöglicht nicht nur Einsichten in Bezug darauf, dass sowohl das Materielle als auch das Diskursive sowie natürliche und kulturelle Faktoren bei der Wissensproduktion eine Rolle spielen. Darüber hinaus eröffnet dieser diffraktive methodische Ansatz auch Möglichkeiten zur Bearbeitung der Frage, wie diese unterschiedlichen Faktoren zusammenwirken (vgl. Barad, 2007, S. 25). Dabei geht es somit einerseits darum, das Wesen von Verschränkungen (z.B. empirischer und theoretischer Erkenntnisse) zu untersuchen, andererseits aber auch darum, die Art und Weise dieser Untersuchung selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen (Kap. 9: Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern).

Im letzten Kapitel werden zentrale Einsichten, die sich aus dem hier skizzierten Forschungsprozess ergeben haben können, rekapituliert. Dabei wird es auch um die Frage gehen, was während dieses Prozesses »passiert« ist und es wird nicht zuletzt darzulegen sein, welche Fragen offengeblieben sind und in welche Richtungen die Forschungsergebnisse der vorliegenden Studie in zukünftigen Untersuchungen gegebenenfalls noch weiter bearbeitet werden könnten (Kap. 10: Zum Schluss: Relationalität im Dazwischen – Rekapitulation und Implikationen).

Zum Einstieg in die Fernbeziehungsthematik wird es im Folgenden darum gehen, exemplarisch und tentativ einige Figuren aus Roland Barthes' (2014 [1988]) philosophisch-theoretischer Schrift *Fragmente einer Sprache der Liebe* mit Jennifer Hirtes (2000) qualitativer Studie *In weiter Ferne – so nah* in Verbindung zu bringen und mitunter zu kontrastieren, um aufzuzeigen, welche Diskursivierungen in diesem Feld aufscheinen und in welcher unterschiedlicher Art und Weise dies geschieht. Die nachstehenden Ausführungen eröffnen die in den weiteren Kapiteln anzugehende empirische und theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Fernbeziehungen.

1.2 Zum Einstieg: Einige Figuren³ der (Fernbeziehungs-)Liebe

Die Notwendigkeit, das Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* (frz. Orig. *Fragments d'un Discours Amoureux*, 1977) zu schreiben, begründet der Philosoph und Literaturtheoretiker Barthes (2014) damit, dass der Diskurs der Liebe aus anderen Diskursen (wie etwa dem Diskurs der Wissenschaft) ausgeschlossen und »entweder ignoriert oder entwertet oder gar verspottet« (S. 13) worden sei. Im Jahr 1977, als Barthes' Buch erstmals publiziert wurde, war es offenbar unzeitgemäß, den Diskurs der Liebe zu verhandeln (vgl. ebd.). Unzeitgemäß und möglicherweise auch suspekt mag es allerdings auch heute noch anmuten, sich einem Forschungsgegenstand wie demjenigen der Fernbeziehungen anzunehmen. So könnte etwa der Einwand vorgebracht werden, dass fraglich sei, ob über diese Thematik überhaupt etwas mit einem wissenschaftlichen Anspruch gesagt werden könne, denn was Fernbeziehungen sind und worum es dabei geht, scheint auf den ersten Blick bereits weithin klar zu sein. Der Relevanz einer Studie, die sich dennoch dieses Forschungsgegenstands annimmt, soll im Folgenden unter anderem mit Roland Barthes (2014) und Jennifer Hirtes (2000) nachgegangen werden, wobei aufgezeigt wird, wie die Thematik in den Blick genommen werden könnte, sodass scheinbar Altbekanntes in anderem Licht erscheinen mag und möglicherweise unerwartete Aspekte hervortreten können. Zweierlei ist bei diesem Vorhaben zum Einstieg in das Feld der Fernbeziehungsthematik von besonderer Wichtigkeit: Erstens sollen verschiedene Perspektiven darauf eröffnet werden, was unter Bezugnahme auf die divergierenden Positionen sowie Ansprüche der Arbeiten Barthes' und Hirtes versuchsweise und skizzenhaft angegangen werden soll, um einige erste Zugänge zum zu bearbeitenden Forschungsgegenstand zu ermöglichen. Zweitens wird im

3 Im Diskurs der Liebe ist für Barthes (2014) die Figur »der Liebende in Aktion« (S. 16). Diskurs wird dabei aufgefasst als »Bewegung des Hin-und-Her-Laufens« (ebd., S. 15), wobei die Figuren, die auch »Redebruchstücke« (ebd., S. 16) genannt werden können, den Diskurs konstituieren.

Fortgang der nachfolgenden Überlegungen darzulegen sein, dass in Bezug auf die (Fernbeziehungs-)Liebesthematik bei Weitem nicht alles klar ist und dass sich der Gegenstand vielmehr als durchaus komplex darstellt, da sich daran beispielsweise auch gesellschaftliche Machtverhältnisse aufzeigen lassen, die bei der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Themenkomplexes jedoch häufig ausgeklammert werden.

Was Barthes (2014) für Liebesbeziehungen allgemein festhält, scheint in besonderem Maße auch für Fernbeziehungen relevant zu sein, wenn er zur Figur des *Abwesenden* Folgendes notiert:

Nun gibt es aber keine andere Abwesenheit als die des Anderen: der Andere macht sich davon, ich bleibe da. [...] Die Abwesenheit des Liebenden geht nur in eine Richtung und läßt sich nur aus der Position dessen aussprechen, der dableibt – nicht von dem, der aufbricht: das immer gegenwärtige *ich* konstituiert sich nur angesichts eines unaufhörlich abwesenden *du*. (S. 27)

Aus dieser Überlegung geht hervor, dass das ›Drama‹ der Abwesenheit im Kontext eines Diskurses der Liebe Barthes (2014) zufolge nur aus der Perspektive derjenigen Person erzählt werden kann, die dableibt, und dass sich die ›bleibende‹ Person gleichzeitig aufgrund des immer abwesenden Anderen konstituiert. Allgemein ist es bei Barthes – wie er zu Beginn seiner Fragmente festhält – der Liebende selbst, der spricht (vgl. ebd., S. 23). Darauf macht auch Jergus (2011) in ihrer Studie *Liebe ist ... Artikulationen der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe* aufmerksam, wenn sie einen Aspekt des Vorgehens Barthes' dahingehend beschreibt, dass es ihm nicht darum gegangen sei, eine »theoretisch-beobachtende Position für sich reklamieren zu wollen, sondern vielmehr die Position des Liebenden selbst einzunehmen und von dort aus zu sprechen« (S. 139). In Waldenfels' (2013) Ausführungen zur Fremdheit kommt dies in ähnlicher Weise zum Ausdruck, indem er auf Husserl rekurrend darlegt, dass sich Fremdheit »bezogen auf das jeweilige Hier und Jetzt, von dem aus jemand spricht, handelt und denkt« (S. 23) bestimmen lasse. Die räumliche wie auch die zeitliche Dimension sind im ›Hier‹ und im ›Jetzt‹ hervorgehoben. Im Zusammenhang mit einem weiteren räumlichen Aspekt konstatiert Waldenfels darüber hinaus, dass das Fremde nicht einfach an einem anderen Ort sei, sondern dass das Fremde selbst das Anderswo *ist* (vgl. ebd., S. 26).⁴ Der Leitgedanke der »leibhaftigen Abwesenheit« (ebd., S. 27) werde von Autoren wie Merleau-Ponty und Lévinas zugespitzt, »indem sie das Anderswo und die Abwesenheit ausdrücklich in die Bestimmung des Anderen und des Fremden aufnehmen« (ebd.). Auch

4 Waldenfels (2013, S. 26) bezieht sich dabei auf Merleau-Pontys (1986) *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, wo im Kontext von Überlegungen zum Unberührbaren von einer »originäre[n] Form des Anderswo« (S. 320) gesprochen wird.

bei Waldenfels findet sich zudem ein Verweis auf Barthes (2014), bei dem das Fremde »als das originär Unzugängliche und originär Unzugehörige« (Waldenfels, 2013, S. 27) konstituiert werde und »in einer besonderen Art von Bezug, der durch einen gleichzeitigen Entzug charakterisiert ist« (ebd.), in Erscheinung trete. Darauf werde ich weiter unten im Zusammenhang mit der Figur des Unbegreiflichen zurückkommen. Diese phänomenologische Sicht von Waldenfels (2013) macht jedoch bereits an dieser Stelle deutlich, dass eine eingehende Auseinandersetzung mit Aspekten des Räumlichen im Zusammenhang mit Anwesenheit und Abwesenheit im weiteren Verlauf dieser Arbeit unerlässlich sein wird.

In der qualitativ-empirischen Interviewstudie von Hirte (2000), die sich der Thematik der Fernbeziehungen annimmt, wird das Thema der Abwesenheit des Anderen grundsätzlich anders verhandelt als in der theoretisch-philosophischen Abhandlung von Barthes (2014). Geht es bei dessen Figur des Abwesenden um den Anderen in seiner Totalität, spricht Hirte (2000) im Spezifischen von der Abwesenheit der körperlichen Nähe, die sie als Grund anführt, weshalb gerade Fernbeziehungspaare auf eine harte Probe gestellt seien: »Vielen Menschen erscheint ihre Fernbeziehung eine manchmal nicht zu bewältigende Herausforderung. [...] Doch endlich an einem Ort zusammen zu sein ist das Ziel ihrer Bestrebungen, da ihnen die körperliche Nähe zum Anderen fehlt« (ebd., S. 117). Bei Hirte (2000) wird das Führen einer Fernbeziehung in erster Linie als problematisch bestimmt, da sich hierbei im Unterschied zu anderen Formen von Paarbeziehungen ganz besondere Herausforderungen ergäben, die nicht zuletzt aus dem Fehlen körperlicher Nähe resultierten. Solcherart Herausforderungen verlangten nach bestimmten Bewältigungsstrategien. Hirte (2000) schlägt beispielsweise vor, verschiedene Kommunikationskanäle zu nutzen: »Diversität in der Mediennutzung zeigt mehr Seiten vom Partner und bietet darum der Beziehung *andere* Chancen« (S. 128). In diesem Vorschlag wird impliziert, dass sich das Fehlen körperlicher Nähe durch ein Kontakthalten auf verschiedenen Kommunikationskanälen – wenngleich nie vollumfänglich, so doch zumindest bis zu einem gewissen Grad – kompensieren lasse, wobei es für die betreffenden Paare von zentraler Bedeutung sei, »die alternativen Formen von Intimität kennenzulernen« (ebd.). Die Autorin erläutert dann jedoch nicht weiter, was darunter genau zu verstehen ist. Insgesamt scheint eine Fernbeziehung in der Studie von Hirte (2000) aber als aus mehr oder weniger bewältigbaren Herausforderungen konstituiert aufgefasst zu werden. Bei Barthes (2014) hingegen gibt es nichts zu bewältigen, sondern nur auszuhalten.

Das Warten scheint ein weiterer thematischer Strang im Diskurs der Liebe zu sein, der sich in beiden Texten finden lässt, und zwar in relativ ähnlicher Weise. Die Figur der *Erwartung* beschreibt Barthes (2014) als »Angstaufwallung, die durch das Warten auf das geliebte Wesen ausgelöst wird, nach Maßgabe kleiner Verspätungen (Verabredungen, Telephonanrufe, Briefe, Heimkehrverzögerungen« (ebd., S. 97). Das Warten auf ein Zeichen der Partnerin oder des Partners ist ein kon-

stitutives Moment jeder Paarbeziehung und das längere Ausbleiben eines solchen Zeichens versetzt die wartende liebende Person in einen Zustand größter Ungewissheit oder gar Angst. Barthes (2014) konkretisiert diesen eigentümlichen Zustand wie folgt: »Die fatale Identität des Liebenden ist nichts anderes als dieses *ich bin der, der wartet*« (S. 100). Ein räumlicher Aspekt im Moment des Wartens, des Dableibens, möglicherweise als eine Art Lähmung des liebenden Subjekts, findet sich in dieser Figur ebenso wie in der zuvor beschriebenen Figur des Abwesenden. Die Figur der Erwartung zeigt sich in der Untersuchung von Hirte (2000) in der Beschreibung der Situation eines Fernbeziehungspaares, die darin besteht, dass Paul für einige Monate allein in Marokko weilte, während seine Partnerin Sarah zu Hause blieb:

Er [Paul, Anm. MS] war länger in Marokko, ganz allein, Briefe waren seine ›lifeline to the world‹, also schrieb er ständig an Sarah und auch an andere Freunde. Aber er erhielt keine Antwort. Zwei Monate lang erreichte ihn kein einziger Brief: ›I lost my mind in those couple of months‹. Erst gegen Ende seiner Reise wurde ihm klar, dass diese Briefe wahrscheinlich abgefangen wurden, und dass Sarah ihn nicht absichtlich schnitt. Ich schildere diese Episode deswegen, weil sie zeigt, wie leicht sich Misstrauen in eine Beziehung einschleicht, die größtenteils über Medien funktioniert. (S. 127)

An dieser Figur lässt sich die Bedeutung der medialen Vermitteltheit von Beziehungen verdeutlichen: Briefe und Anrufe (wie auch Text- oder Sprachnachrichten, E-Mails, Videochats etc.) spielen *die* zentrale Rolle, wenn es um die Ausgestaltung des Zwischenraums geht, der sich zwischen Liebenden, die eine Fernbeziehung führen, auftut. Medientechnologien unterschiedlicher Art verbinden die beiden Menschen, die gegenseitig darauf warten, dass sich die oder der Andere wieder meldet. Dieses Warten beinhaltet auch eine körperliche Dimension, die von Barthes (2014, S. 97) als »Angstaufwallung« bezeichnet und von Hirte (2000, S. 127) als »Misstrauen« aufgefasst wird, das sich in solchen Beziehungen, die zumeist medial vermittelt sind, einstellen könne.

Anhand einer weiteren Figur, nämlich derjenigen des *Fadings*, des Dahinschwindens, lassen sich diese Gedanken weiterführen:

Mittels des Telephons versuche ich fraglos, die Trennung zu leugnen [...]. Und dann ist der Andere dabei immer im Aufbruch begriffen; er entfernt sich auf doppelte Weise: durch sein Schweigen und durch seine Stimme: an wem ist es, zu sprechen? Wir schweigen gemeinsam: Stauung zweier Leeren. *Ich werde dich verlassen*, sagt jeden Augenblick die Stimme des Telephons. (Barthes, 2014, S. 109)

In dieser Passage kommt die Angst vor dem Verlassenwerden zur Sprache. Es ist dies eine Angst, die sich in jedem Moment einstellen kann und die einer Beziehung eine unvermeidliche Fragilität verleiht. Einerseits wird das Telefon gleichsam als

Brücke zum Anderen genutzt und andererseits hält diese mediale Brücke nicht, da sich der Andere immer weiter weg begibt. Das Schweigen und die Stimme bewirken beide dasselbe: Das Vergrößern der Entfernung zwischen dem Liebenden und dem Anderen und die im Schweigen und Sprechen zugleich gründende Potenzialität des Verlassenwerdens. Hirte (2000) führt in diesem Zusammenhang das Nichtverstandenwerden im Sprechen als erstes »Moment im Scheitern« (S. 127) an: Auf das Aneinandervorbeireden folge, dass man das Telefongespräch »mit einem schlechten Gefühl im Magen« (ebd.) beende. Die besondere Schwierigkeit, mit der sich gerade Fernbeziehungspaare konfrontiert sähen, wird hier wiederum dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Kontakt und die Kommunikation über das Telefon mit mehr Schwierigkeiten verbunden seien, als dies von Angesicht zu Angesicht der Fall wäre: »Wo in angesichtigten Beziehungen noch der Körper da ist, wenn man nichts zu sagen hat, ist hier Stille« (ebd.). Das Motiv des Fehlens der körperlichen Nähe, das als problematisch angesehen wird, manifestiert sich hier wie in der oben beschriebenen Figur des Abwesenden erneut und kommt beispielsweise auch bei Valentine (2006) im Zusammenhang mit internetbasierter Kommunikation zum Ausdruck: »The Internet allows people to stay in touch or get in touch but the absence of actual touch can serve only to accentuate the emotional pain of missing or longing for another body« (S. 388). Die Sehnsucht nach dem Körper des geliebten Anderen löst »emotionalen Schmerz« aus, wobei – wie bereits bei der Figur der Erwartung – eine körperliche Dimension thematisch wird, die in einem Zusammenhang mit der medialen Vermitteltheit der Beziehung steht.

Im Folgenden wird eine vierte Figur, die im Kontext des Diskurses um Fern- und Liebesbeziehungen zentral erscheint, exemplarisch skizziert. Dabei handelt es sich um die Figur des *Unbegreiflichen*, zu der Barthes (2014) Folgendes notiert:

Ich sehe mich in den folgenden Widerspruch verstrickt: einerseits glaube ich den Anderen besser zu kennen als irgend jemand sonst und bestätige ihm das triumphierend (Ich, ich kenne dich. Nur ich kenne dich wirklich!); und andererseits wird mir häufig handgreiflich klar: der Andere ist undurchdringlich, unauffindbar, unheilbar; ich kann ihn mir nicht öffnen, nicht in seinen Ursprung eindringen, das Rätsel nicht lösen. Woher kommt er? Wer ist er? Ich mühe mich ab, ich werde es niemals wissen. (S. 218)

Diese Figur erinnert an Simmel (1992), der in seinem *Exkurs über den Fremden* feststellt, dass »leicht auch in die engsten Verhältnisse ein Zug von Fremdheit« (S. 769) komme (vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kap. 2.4: Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen). Der oder die Andere scheint zugleich sowohl vertraut als auch rätselhaft und unbegreiflich zu sein. Mit diesem Widerspruch sieht sich der oder die Liebende unweigerlich konfrontiert. Bei Barthes (2014) erlangt das liebende Subjekt das Bewusstsein, dass das Unbegreifliche im Anderen oder das Unbekannte, das der oder die Andere ist, nie getilgt werden kann,

dass man also nicht »um so [sic!] mehr versteht, je mehr man liebt« (S. 219). Der oder die Liebende gelange »zur Erkenntnis der Unerkennbarkeit«⁵ (ebd.), die mit einer Unruhe einhergehe, »im Grunde *jemand Unbekanntes* zu lieben, der auch immer unbekannt bleiben wird« (ebd.). Wie oben zur Figur des Abwesenden bereits ausgeführt wurde, tritt das Andere so als grundlegend unzugänglich auf, wobei die Beziehung gleichzeitig durch einen Bezug wie auch einen Entzug bestimmt wird (vgl. Waldenfels, 2013, S. 27). Diese paradoxe Bestimmung führt Waldenfels (2013) für die Erfahrung der Fremdheit unter Verweis auf Husserl dahingehend aus, dass das Unzugängliche nicht als Gegensatz zum Zugänglichen verstanden werden könne, sondern dass vielmehr zu vermuten sei, »daß etwas da ist, *indem* es nicht da ist und sich uns entzieht« (ebd., S. 29).

Die Figur des Unbegreiflichen findet sich in der Fernbeziehungsstudie von Hirte (2000, S. 121f.) nur *ex negativo*, und zwar insofern, als das Unbegreifliche im Anderen durch mediatisierte Kommunikation gleichsam zu minimieren und durch die Nutzung unterschiedlicher Kommunikationsmedien ein möglichst differenziertes Bild vom Anderen anzustreben sei. Unter Bezugnahme auf Goffman versteht Hirte (2000) unter ›Image‹ »die verschiedenen Facetten, die man in unterschiedlichen sozialen Situationen nach außen projiziert« (S. 121). Das ›Image‹ wird vom Gegenüber eingeordnet und in diesem Vollzug gewissermaßen zu einem Bild, einer Vorstellung vom Partner bzw. von der Partnerin. Dieses Bild des Anderen kann mit dessen Realität jedoch niemals zur Deckung kommen, wie Nancy (2008) festhält:

Ce n'est pas sans risque, sans de très grands risques. Nous pouvons nous tromper et nous pouvons confondre l'image de l'autre que nous avons en nous, l'autre tel que nous le voyons, avec la réalité de l'autre qui est forcément différente. Tout l'exercice de l'amour consiste à faire des allers-retours entre l'autre réel et l'image si forte que j'ai de lui. (S. 35)

Wenngleich Hirte (2000) wohl nicht notwendigerweise von einer prinzipiellen Unmöglichkeit einer Deckungsgleichheit von Bild und Realität des Anderen ausgeht, so erachtet sie die Rahmenbedingungen für diesen fortdauernden Abgleich in Fernbeziehungen als noch komplexer als in ›Nahbeziehungen‹, wo viel häufiger angesichtig kommuniziert werden könne. Wie dies bereits oben bei einigen der beschriebenen Figuren zur Sprache gekommen ist, werden die besonderen Schwierigkeiten, mit denen sich Fernbeziehungspaare konfrontiert sähen, hier erneut hervorgehoben. Die Etablierung eines möglichst differenzierten Bildes des Anderen müsse insbesondere in Fernbeziehungen fragil bleiben, denn die Entstehung einer »Diskrepanz zwischen Vorstellung und Erscheinung« (ebd.,

5 Im französischen Original heißt es: »[...] j'accède à la connaissance de l'inconnaissance« (Barthes, 1977, S. 162).

S. 122) sei stets möglich. Hirte (2000) hält es zwar für vorstellbar, »den anderen auch auf Entfernung zu verbildlichen« (ebd.), konstatiert aber gleichwohl, dass »immer wieder ein Abgleich mit der angesichtigen Realität des Gegenüber [sic!] nötig« (ebd.) sei.

Auf der Grundlage dieser ersten skizzenhaften Überlegungen zum Phänomen der Fernbeziehungen, die insbesondere anhand der Arbeiten von Barthes (2014) und Hirte (2000) angestellt wurden und in denen sich bereits unterschiedliche normalisierende Vorstellungen hinsichtlich naher sozialer Beziehungen manifestieren, wird im nachfolgenden Kapitel 2 den Fragen nachzugehen sein, wie Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen konstituiert werden und welche unterschiedlichen Bedeutungsstrukturen, die hegemoniale Wirkmächtigkeit erlangen können, nahen sozialen Beziehungen jeweils in unterschiedlichen disziplinären Kontexten zugeschrieben werden. Hierbei wird es erforderlich sein, den Begriff der Intimität in den Mittelpunkt der Überlegungen zu rücken, denn die Problematik der Normalisierung zeigt sich am Phänomen der Fernbeziehungen besonders deutlich da, wo die Annahme formuliert wird, dass zur Etablierung einer Sphäre von Intimität physische Nähe (etwa durch einen gemeinsamen Wohnort) und häufige Face-to-Face-Kommunikation unabdingbar seien. Die Auseinandersetzung mit solchen Annahmen ermöglicht Einsichten im Hinblick darauf, was in Bezug auf nahe soziale Beziehungen als ›normal‹ angesehen wird und wie gerade Fernbeziehungen von normalisierten Vorstellungen von Paarbeziehungen abweichen.

2. Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen

Im Folgenden wird es zunächst um eine Darstellung verschiedener Bedeutungen und Begriffsbestimmungen von sozialen Beziehungen und insbesondere von Paarbeziehungen in diversen disziplinären und diskursiven Kontexten gehen, wobei sowohl deutsch- als auch englischsprachige wissenschaftliche Literatur berücksichtigt wird.¹ In Bestimmungen dessen, was (Paar-)Beziehungen sind, finden sich einige Begriffe (etwa der nachfolgend ausführlich zu erörternde Intimitätsbegriff) wiederholt in Arbeiten unterschiedlichster disziplinärer Provenienz. Diese ›Kris-tallisationspunkte‹ verdienen besondere Aufmerksamkeit, dürfte es sich bei ihnen doch – diskurstheoretisch formuliert – um Knotenpunkte verschiedener Diskursstränge handeln, denen eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung beizumessen ist. Vorwegschickend lässt sich festhalten, dass (Paar-)Beziehungen gesellschaftlich strukturiert sind, dass sie historischen Wandlungsprozessen unterliegen und dass ihre Analyse Rückschlüsse auf bestimmte Strukturierungen und Verhältnisse einer Gesellschaft ermöglicht. Aufgrund dessen darf jedoch nicht das Missverständnis aufkommen, dass die Gesellschaft soziale Beziehungen unidirektional determiniert. Denn es ist umgekehrt ebenso davon auszugehen, dass soziale Beziehungen gesellschaftliche Verhältnisse und Strukturen verändern können. Mikro- und Makrostrukturen stehen in einem komplexen Wechselverhältnis zueinander.

In der folgenden ersten begrifflichen Annäherung an den (Paar-)Beziehungsbegriff wird sich die Bedeutsamkeit des Begriffs der Intimität herausstellen, und dabei insbesondere auch des Begriffs der sogenannten ›Selbstenthüllungsintimität‹ (engl. *disclosing intimacy*) (vgl. Jamieson, 1998, S. 158). Diese spezifische Intimitätsform lässt sich in den Kontext des Giddens'schen (1991, 1992) Konzepts der ›pure

1 Einem Vorhaben mit ähnlicher Intention – nämlich unter anderem der Herausarbeitung dessen, was in unterschiedlichen Disziplinen unter ›Beziehung‹ verstanden wird – hat sich der Anthropologe Daniel Miller (2007) in seinem Artikel *What is a Relationship? Is Kinship Negotiated Experience?* verschrieben. Dieser Artikel bietet mit Blick auf die nachstehenden Überlegungen zahlreiche Anknüpfungspunkte, auch wenn hier im Folgenden nicht die gleichen Autor_innen wie bei Miller im Fokus stehen und nicht zuletzt im Spezifischen auf Fernbeziehungen einzugehen sein wird.

relationship« stellen und es lässt sich fragen, inwiefern wissenschaftliche Konzepte wie etwa dasjenige von Giddens zur Normalisierung von (Paar-)Beziehungen beitragen. Die nachstehenden Ausführungen verstehe ich als Erörterung der Frage der Normalisierung² durch Forschung und Wissensproduktion. Normalisierung ist dabei im Foucault'schen Sinn ein regulierendes Mittel zur Subjektivierung (vgl. bspw. Foucault, 2014a): Sie bringt spezifische Subjekte hervor, die sich bestimmten Normen anzunähern versuchen, um auf diese Weise möglichst als »legitim« und »anererkennungswürdig« (Villa, 2007, S. 183) erachtet zu werden. Wichtig ist, dass es sich hierbei immer nur um eine Annäherungsbewegung handelt, denn es ist unmöglich, ein perfektes »Norm-Subjekt« zu werden bzw. sich mit einer Norm vollumfänglich zur Deckung zu bringen, da »das »Normale« eine imaginierte Schimäre ist« (ebd.). Schrage (2008) führt aus, dass Foucault »[i]n späteren Arbeiten [...] zwischen disziplinierender Normierung und regulierender Normalisierung« (S. 4126) unterschieden habe:

Dabei liegt die Prägnanz des Konzepts der Subjektivierung durch Normalisierung gerade in der Unterscheidung zu disziplinierenden Überwachungstechnologien und in der These, dass fungible Subjektivität heute sich im Wunsch nach Anschlussfähigkeit manifestiert. Es ist nicht zu verstehen als Einprägung präskriptiver Normen durch eine übermächtige Instanz, sondern vielmehr als Arrangement, das die freiwillige, selbstgetätigte Anschmiebung der Einzelnen an den Stand der Dinge befördert. (Ebd., S. 4126f.)

Die Begriffsbestimmungen zu sozialen Beziehungen und Paarbeziehungen sowie die damit einhergehenden Ausführungen zu den Begriffen der Intimität und der »reinen Beziehung« stellen den Ausgangspunkt für die darauffolgenden spezifischeren Erörterungen zu Fernbeziehungen dar. Im Hinblick auf Fernbeziehungen stellt sich die Frage der Normalisierung erneut und auf besonders prägnante Weise, da sie hinsichtlich diverser Aspekte gemeinhin als nicht »normale« Paarbeziehungen und somit als »Spezialform« dargestellt werden.

2 Bezüglich einer ausführlichen Differenzierung von Begriffen wie »Normalisierung«, »Normierung«, »Normativität« und »Normalismus« verweise ich auf den Tagungsband der dritten Wittenberger Gespräche (hg. Bühler, Forster, Neumann, Schröder & Wrana, 2015) und insbesondere auf die Einleitung zu diesem Band von Schröder und Wrana (2015). Exemplarisch lassen sich zum Thema zudem folgende Quellen anführen: Butler (2011); Link, Loer & Neuendorff (2003); Link (2006); Waldschmidt (2004) und Zirfas (2014).

2.1 Erste Begriffsbestimmungen: Soziale Beziehungen und Paarbeziehungen

Aus der Perspektive des symbolischen Interaktionismus lässt sich der Gesellschaftsbegriff mit Blumer (1973) wie folgt fassen: »[E]ine Gesellschaft besteht aus Individuen, die miteinander interagieren. Die Aktivitäten der Mitglieder erfolgen vorwiegend in Reaktion oder in Bezug aufeinander« (S. 86). Eine Gesellschaft wird somit durch in Relationalität zueinander handelnde Individuen konstituiert. An dieser Stelle kann ebenfalls auf Max Webers (1980 [1921]) sehr allgemeine Definition verweisen werden: »Soziale ›Beziehung‹ soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen« (S. 13). In Paarbeziehungen spielen die Partner_innen füreinander als »signifikante Andere« (Berger & Luckmann, 2000, S. 51, 160ff., im Anschluss an Mead, 1973) eine besondere Rolle, da sich aufgrund häufiger Interaktionen und gegenseitiger Bezugnahmen die Sphären ihrer Handlungen überlagern und die Partner_innen gewisse Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) miteinander teilen. Berger und Luckmann (2000) halten fest, dass »signifikante Andere« »für die ständige Absicherung jenes entscheidenden Elementes der Wirklichkeit, das wir Identität nennen, von besonderer Wichtigkeit« (S. 161) seien.

In ihrem Buch *Close Relationships* nähert sich Regan³ (2011) ihrem Gegenstand, indem sie ›Beziehungen‹ allgemein als dynamisch und temporal auffasst (vgl. ebd., S. 5). Beziehungen werden als Interdependenzverhältnis charakterisiert, welches auf fortdauernden Interaktionen beruht. Im Zusammenhang mit diesem interaktionellen Verhältnis spricht die Autorin von einer wechselseitigen Einflussnahme der in eine Beziehung involvierten Personen: Wie die eine Person sich verhält, beeinflusst das Verhalten der Partnerin bzw. des Partners und *vice versa* (vgl. ebd., S. 4f.). Die Betonung des Interaktionsverhältnisses ähnelt der weiter oben sehr knapp dargelegten Perspektive des symbolischen Interaktionismus. Eine Definition, die ebenfalls in diese Richtung geht, findet sich bei Reis und Rusbult (2004): »The most widely accepted definition is that a *relationship* exists to the extent that two people exert strong, frequent, and diverse effects on one another over an extended period of time« (S. 4). Wie Regan (2011, S. 7ff.), weisen auch diese Autor_innen hinsichtlich der Charakteristika naher sozialer Beziehungen auf den Aspekt

3 Pamela C. Regan ist Professorin für Psychologie an der California State University in Los Angeles und kann als eine der wichtigen Stimmen im Bereich der ›Relationship Science‹, einem »relatively new, multidisciplinary field of inquiry specifically addressed to developing a systematic body of knowledge about interpersonal relationships« (Regan, 2011, S. XV) angesehen werden.

der gegenseitigen Abhängigkeit (engl. *interdependence*) der Partner_innen hin. Darunter werden die Art und Weise sowie das Maß des wechselseitigen Einflusses der Beziehungspartner_innen im Kontext des Interaktionsverhältnisses, in das sie eingebunden sind, subsumiert, und zwar einerseits im Sinne von Abhängigkeit und andererseits im Sinne des Ausübens von Macht auf die oder den anderen (vgl. Reis & Rusbult, 2004, S. 4). Vor diesem Hintergrund wird eine nahe Beziehung (engl. *close relationship*) als eine spezifische Beziehung aufgefasst, in der das Maß der Abhängigkeit und der wechselseitigen Beeinflussung vergleichsweise hoch ist: »A close relationship, [...] is simply a relationship with relatively strong interdependence« (ebd.). Interdependenz wird zumeist durch Selbstaussagen von Studienteilnehmenden in quantitativ-empirisch ausgerichteten Untersuchungen erhoben (vgl. Regan, 2011, S. 7). Auf die möglichen Fallstricke dieser methodischen Ausrichtung sowie auf alternative Erhebungsverfahren wie etwa Beobachtungen weist Regan ebenfalls hin (vgl. ebd., S. 31ff.).

Eine weitere Dimensionierung von Paarbeziehungen nimmt Regan (2011, S. 11) vor, indem sie eine Unterscheidung zwischen »subjective« und »behavioral closeness« einführt. *Subjektive Nähe* bezieht sich auf die Gefühlsebene: Das Paar fühlt sich einander nahe und miteinander verbunden. Die Autorin weist darauf hin, dass auch dieses Gefühl der Nähe in psychologischen Untersuchungen wie der Aspekt der Interdependenz normalerweise durch Selbstaussagen ermittelt werde (vgl. ebd.). Wieder das Maß der wechselseitigen Abhängigkeit und der gegenseitigen Einflussnahme ins Feld führend, meint Regan (2011) mit *verhaltensmäßiger Nähe* Folgendes: »Unlike subjective closeness, which refers to feelings of closeness, behavioral closeness is tied to the partners' interaction pattern and refers to the extent to which they exhibit *high interdependence* or mutual influence« (ebd.). Hierbei geht es um die Art und Weise der Ausgestaltung des Interaktionsverhältnisses durch konkrete Handlungen der in die Beziehung involvierten Personen. Die Autorin bemerkt des Weiteren, dass ein Ergebnis des Interaktionsprozesses die Entstehung einer mentalen Repräsentation der Paarbeziehung – »a mental representation of their relationship« (ebd., S. 7) – sei, die ihrerseits die zukünftigen Interaktionen präge (vgl. ebd.). Nicht zuletzt hebt sie hervor, dass Paarbeziehungen von gesellschaftlichen Normen und Erwartungen beeinflusst seien: »mating relationships – most notably marital or spousal relationships – are governed by an extensive array of social norms, expectations, and rules that regulate many aspects of the partners' union« (ebd., S. 10; vgl. hierzu auch Miller, 2007). Auf solche gesellschaftlichen Normen bzw. vorherrschenden Vorstellungen von Normalität und die Versuche der Annäherung daran im Sinne von Normalisierungsbewegungen im Kontext von Paarbeziehungen wird in diesem Kapitel weiter unten noch eingegangen.

Miller (2007, S. 546) stellt in seiner Übersicht zum Beziehungsbegriff heraus, dass sich psychologische oder psychoanalytische Arbeiten seines Erachtens am

häufigsten mit der Thematik naher sozialer Beziehungen auseinandersetzen würden. Solche Arbeiten sind gemäß Miller (2007) vom Ansinnen begleitet, einzelne Komponenten bzw. Aspekte von Beziehungen als universalistische Definitionsmerkmale für Beziehungen im Allgemeinen geltend zu machen: »The academic psychological literature seems to me dominated by attempts to construct a science of relationships, defining the component parts of a relationship in universalistic terms« (ebd.). Als einer dieser sogenannten ›Bestandteile‹ von Beziehungen wird in Arbeiten aus dem Bereich der Psychologie, folgt man der in kritischer Absicht formulierten Erkenntnis Millers (2007, S. 546), häufig der Begriff der Intimität ins Feld geführt und zum Untersuchungsgegenstand gemacht. Der Begriff der Intimität im Kontext von Paarbeziehungen wird im Folgenden mit Blick auf ebensolche psychologische Studien eingehend betrachtet.⁴

2.2 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Fokus

Intimität ist in der Regel *das* Schlagwort, wenn Paarbeziehungen thematisiert werden. Der Begriff findet etwa Verwendung, wenn es darum geht, einen Indikator für die Qualität einer Beziehung anzugeben, oder wenn die Essenz oder das Fundament von Liebesbeziehungen beschrieben wird (vgl. Bawin-Legros, 2004, S. 242). Laurenceau und Kleinman (2006, S. 638ff.) weisen auf eine Unterscheidung von drei konzeptuellen Ebenen hin, die in Untersuchungen zum Thema ›Intimität‹ häufig fokussiert werden: Intimität wird dabei entweder als Qualität 1) von Personen, 2) von Interaktionen oder 3) von Beziehungen gefasst. Auf der ersten Ebene wird Intimität als charakterliche Disposition von Personen bestimmt, die beispielsweise als »motivation, reflecting the needs of the individual« (ebd., S. 638), beschrieben werden kann. Auf der zweiten Ebene wird Intimität als besondere Qualität im interaktionellen Verhalten zwischen Personen bestimmt. Dabei spielen etwa die Wahrung der ›interpersonalen Distanz‹, der Augenkontakt oder gegenseitiges Zulächeln eine Rolle (vgl. ebd., S. 639). Im Vergleich zu den beiden vorangehenden Ebenen wird Intimität auf der dritten Ebene in einem übergeordneten Sinne als qualitätsvolle Eigenschaft von Beziehungen insgesamt verstanden (vgl. ebd., S. 640).

Chambers (2013) merkt diesbezüglich an, dass Intimität traditionell mit dem privaten Bereich assoziiert worden sei und damit in erster Linie »physical contact within a sexual discourse, often characterised by romantic or passionate love«

4 Regan (2011, S. 94) weist den Psychologen Harry T. Reis und seine Kolleg_innen als entscheidende Personen für die Etablierung einer ›Intimacy Theory‹ aus und macht in diesem Zusammenhang unter anderem auf die Arbeiten von Reis und Shaver (1988) sowie Reis, Clark und Holmes (2004) aufmerksam.

(S. 41) gemeint gewesen sei. Gemäß dieser Autorin wird Intimität mittlerweile jedoch nicht mehr nur zur Beschreibung von (Liebes-)Beziehungen verwendet, sondern auch im Zusammenhang mit »wider and more fluid ties of friendship and ›personal communities« (ebd.; vgl. Giddens, 1991, S. 94f.) genannt. Reis und Rusbult (2004, S. 11) konstatieren allerdings, dass die von Chambers (2013) als traditionell beschriebene Begriffsverwendung von Intimität als Synonym für Nähe, Privatheit und Sexualität nach wie vor im alltäglichen Sprachgebrauch verankert sei. Diese Autor_innen stellen aber dennoch ebenfalls heraus, dass die meisten Wissenschaftler_innen, die sich im akademischen Bereich mit (Paar-)Beziehungen beschäftigen, ein enger gefasstes Verständnis des Begriffs ›Intimität‹ bevorzugen würden:

[...] most relationship scientists prefer a more sharply defined usage – namely, to refer to the process of becoming more deeply knowledgeable about, and connected to, another person. Thus, a major focus of intimacy research concerns *self-disclosure*, or the ways in which we reveal private information about ourselves to others. (Reis & Rusbult, 2004, S. 11)

Man kann festhalten, dass ›self-disclosure‹ für die Entstehung einer Sphäre von Intimität von besonderer Bedeutung ist, wobei einerseits die fortlaufende Generierung eines vertieften Wissens der in die Beziehung involvierten Personen übereinander und andererseits die Entwicklung eines Verbundenheitsgefühls eine Rolle spielen. Laurenceau und Kleinman (2006, S. 641) stimmen damit überein, halten jedoch den Hinweis für wichtig, ›self-disclosure‹ lediglich als *eine* Komponente von intimen Beziehungen zu verstehen und nicht insgesamt mit ›Intimität‹ gleichzusetzen.

Mit ›self-disclosure‹ – auf Deutsch wohl als ›Selbstenthüllung‹ zu bezeichnen – ist ein kommunikatives, interaktionelles Handeln gemeint, bei welchem sich die Beziehungspartner_innen »gegenseitig Gefühle und Gedanken mitteilen, sich dem Gegenüber öffnen« (Scherrer, 2015, S. 142) und sowohl auf verbale als auch auf non-verbale Weise⁵ Nähe herzustellen und Verbundenheit auszudrücken versuchen. Bei Luhmann (2008) findet sich hierzu in *Liebe. Eine Übung* die folgende Aussage: »Das gesamte Erleben der Partner soll gemeinsames Erleben sein, jeder soll erzählen, was er täglich erlebt, soll seine Probleme vor dem anderen ausbreiten und sie mit ihm gemeinsam lösen« (S. 16). Reis und Rusbult (2004, S. 11) konkretisieren dies dahingehend, dass eine der zentralen Funktionen von Kommunikation in nahen sozialen Beziehungen in der Regulierung von Intimität bestehe und dass daraus resultierend entweder tatsächlich mehr Nähe hergestellt werden könne oder dass

5 Dazu halten Clark und Reis (1988) Folgendes fest: »Intimacy, [...] involves both verbal and non-verbal communication of personally relevant information and emotions« (S. 630; vgl. Regan, 2011, S. 95; Reis & Shaver, 1988, S. 367).

sich das Paar im Gegenteil zunehmend voneinander entferne. Letzteres ist bei weniger gut gelingender Kommunikation der Fall, wenn Intimität nicht in positiver Weise reguliert wird. Nach Laurenceau, Feldmann Barrett und Pietromonaco (2004) entwickelt sich Intimität in einer Beziehung prozesshaft: »intimacy develops through a dynamic process whereby an individual discloses personal information, thoughts and feelings to a partner; receives a response from the partner; and interprets that response as understanding, validating, and caring« (ebd., S. 200).⁶ Wenn man Laurenceau et al. (2004, S. 200) folgt, gehört zum Aspekt der gegenseitigen Selbstenthüllungen zusätzlich, dass »die Reaktionen des Partners oder der Partnerin auf das Offenbarte als wertschätzend und verstehend interpretiert werden« (Scherrer, 2015, S. 142). In der wissenschaftlichen psychologischen Literatur (insbesondere aus dem Bereich der ›Relationship Science‹) besteht darüber hinaus eine gewisse Einigkeit in der Hinsicht, dass ein hohes Maß an Selbstenthüllungen und reziprokem Verständnis für die Offenbarungen des Gegenübers zur Steigerung der Qualität einer Paarbeziehung beitragen (vgl. Regan, 2011, S. 94ff.). Prager (1995, S. 43, 221) differenziert diese Feststellung allerdings dahingehend, dass nicht jeder Akt von Selbstenthüllung automatisch in positiver Weise zu einer Sphäre von Intimität beitrage, insbesondere dann, wenn es sich um Aussagen handle, in denen negative Gefühle über den Partner oder die Partnerin zum Ausdruck gebracht würden.

Die Soziologin Lynn Jamieson (1998) konstatiert in ihrem Buch *Intimacy. Personal Relationships in Modern Societies* in kritischer Absicht die Vormachtstellung der oben erläuterten Form von Intimität, die sie »disclosing intimacy« (S. 158) nennt. Diese Form der Intimität werde in nahen sozialen Beziehungen in zunehmendem Maße angestrebt (vgl. ebd.):

By the closing decades of the century, the story of ›a good relationship‹ holds up one dimension of intimacy above all others, the knowing and understanding of ›disclosing intimacy‹. Stories often celebrate disclosing intimacy by depicting the damage done to the self and others by those who do not participate in this way of being intimate. (Ebd., S. 159)

Auf Jamieson Bezug nehmend hält Chambers (2013, S. 46) fest, dass es sich bei dieser dominierenden und einseitigen Bestimmung des Begriffs der Intimität, nämlich der Überbetonung des Aspekts der Selbstenthüllungen bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer ›intimitätsrelevanter‹ Aspekte, um ein bedeutsames strukturierendes Prinzip für gegenwärtige intime Beziehungen handle: Von den Paaren

6 Vgl. hierzu auch: Clark & Reis (1988, S. 628); Greene, Derlega & Mathews (2006, S. 416f.); Jiang & Hancock (2013, S. 557f.); Laurenceau & Kleinman (2006, S. 641f.); Merolla (2012, S. 776); Prager (1995, S. 190ff.); Regan (2011, S. 94f.); Reis et al. (2004, S. 203) und Reis & Shaver (1988, S. 375).

werde gleichsam erwartet, gegenseitiges Verständnis zu entwickeln. Und dies sei insbesondere durch reziproke emotionale Selbstenthüllungen positiver Art zu erreichen (vgl. ebd., S. 47). Das ›Normalisierungsregime‹ (vgl. Villa, 2007, S. 184) in Bezug auf nahe soziale Beziehungen hängt somit in zentraler Weise mit der hegemonialen Form der Selbstenthüllungsentimität zusammen. Jamieson (1998) verwendet in diesem Kontext den Begriff »stories« (S. 159), womit sie zum Ausdruck bringt, dass es sich dabei um in gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen weit verbreitete ›Geschichten‹ handelt, die als diskursive Formationen bezeichnet werden können.⁷ Die Autorin spezifiziert diese Feststellung, indem sie anfügt, dass sich in empirischen Untersuchungen zu (Paar-)Beziehungen aus Aussagen von Proband_innen relativ häufig auf die Bedeutung der Form der ›disclosing intimacy‹ (im Sinne von gegenseitigem ›knowing‹ und ›understanding‹ der in eine Beziehung involvierten Personen) schließen lasse. Andere Aspekte von Intimität, wie etwa gegenseitige Hilfe, praktische Fürsorge und Unterstützung, würden jedoch nicht selten als noch wichtiger erachtet (vgl. Jamieson, 1998, S. 160): »[...] in many relationships these aspects of intimacy remain more important than the dynamic of disclosing intimacy« (ebd.). Handlungen würden, wie Jamieson (1998, S. 160f.) formuliert, zuweilen mehr sagen als Worte, weshalb sie dafür plädiert, Intimität nicht fast ausschließlich auf die Wichtigkeit von Selbstenthüllungspraktiken zu reduzieren, sondern die große Spannbreite und Komplexität dieses Konzepts anzuerkennen (vgl. hierzu auch Jamieson, 1999, S. 485, 490).

Als vorläufige Zusammenfassung kann an diesem Punkt festgehalten werden, dass Intimität im Kontext von Paarbeziehungen anscheinend den Kern einer ›sinnvollen‹ persönlichen Existenz in der gegenwärtigen Gesellschaft bildet (vgl. Jamieson, 1998, S. 1). Intimität ist nicht nur in der populären Ratgeberliteratur, sondern auch in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu einer Art Modewort geworden, wobei damit in erster Linie eine sehr spezifische Art des gegenseitigen Kennens und Verstehens auf der Basis von fortdauernden Selbstenthüllungen – »constantly revealing your inner thoughts and feelings to each other« (ebd.) – gemeint ist (vgl. ebd.). ›Disclosing intimacy‹ wird damit zu einem Gradmesser für die Qualität einer Beziehung und ist Teil einer weit verbreiteten ›Geschichte‹ darüber, wie das private Leben gestaltet werden soll (vgl. ebd., S. 7ff.). In eine ähnliche Richtung verläuft die ebenfalls dargelegte Argumentation von Daniel Miller (2007, S. 546ff.). Dieser Autor kritisiert die normativen Tendenzen in psychologischen Forschungsbereichen, zu welchen auch die ›Relationship Science‹ und die

7 ›Public stories‹ umschreibt Jamieson (1998) wie folgt: »They are a repertoire of themes, stereotypes and judgement concerning mothering, fathering, parenting, befriending, sex, dating, marrying, loving and the like for recycling or adaptation when making sense of, justifying or glamorizing personal life. At the deeper level, public stories may be taken ›to heart‹ and profoundly shape personal identity« (S. 11).

in diesem Kontext entstandenen und vertretenen Konzeptionen von Intimität gezählt werden können. Diesbezüglich stellt Miller (2007) zwei Schwerpunktsetzungen fest: Einerseits würden normative Konzepte im Sinne eines Ideals »of how relationships ought to be« (ebd., S. 547) gesetzt und andererseits werde der Fokus auf »pathologies of relationships and how one helps people overcome or extricate themselves from these« (ebd.) gelegt. Verwunderlich ist dies nach Miller (2007) nicht, da es Psycholog_innen als eine ihrer Aufgaben ansähen, die Konsequenzen von gescheiterten – und gleichsam häufig als unangemessen, lähmend oder gar als pathologisch bezeichneten – Beziehungen bearbeitbar zu machen und zu bearbeiten (vgl. ebd.; Jamieson, 1999, S. 480). Insgesamt konstatiert Miller (2007) »strong normative expectations attached to each category of relationship« (S. 548) sowie pathologisierende Tendenzen in Bezug auf alle Beziehungen, die solche ›normativen Erwartungen‹ in irgendeiner Weise nicht erfüllen.

Neben einer Vielzahl an therapeutischen Angeboten zur psychologischen Bearbeitung von nahen sozialen Beziehungen stehen seit einiger Zeit außerdem technologische Mittel zur Verfügung, worauf Lambert (2016) unlängst in einem Artikel mit dem Titel *Bodies, Mood and Excess. Relationship Tracking and the Technicity of Intimacy* hingewiesen hat. Apps wie beispielsweise *PplKpr*⁸ oder *Couple Wise*⁹ bergen das Versprechen, Beziehungen mithilfe von großen Datenmengen (im Falle vom *PplKpr* erweitert durch die Nutzung eines Herzfrequenz-Messgeräts) zu optimieren und den Beziehungspartner_innen dadurch zu mehr Zufriedenheit und Bedürfnisbefriedigung zu verhelfen: »[...] as well as producing new forms of social knowledge, relationship-tracking promises to alleviate the burdens of managing one's social life« (ebd., S. 71). Diese Möglichkeiten des ›Beziehungstrackings‹ führen nach Lambert (2016, S. 72) zu einer ›Technizität von Intimität‹, die durch eine zunehmende Verschränkung von menschlichen Akteur_innen mit technologischen Artefakten charakterisiert ist.

2.3 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Kontext der Giddens'schen ›reinen Beziehung‹

In diesem Unterkapitel wird die soeben dargestellte Debatte um Intimität mit Anthony Giddens' (1991, 1992) Konzept der ›pure relationship‹ erweitert. Dieses Konzept enthält insbesondere den Aspekt der bereits kritisch diskutierten ›disclosing intimacy‹, wobei Intimität für Giddens (1992) in erster Linie »a matter of emotional communication, with others and with the self, in a context of interpersonal equality« (S. 130) ist. Diese Sichtweise, die sich selbst in der reflexiven bzw. zweiten Mo-

8 <http://pplkpr.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

9 <https://couplewise.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

derne verortet, wird des Weiteren verschiedenen Positionen gegenübergestellt, die Giddens zahlreiche Argumente entgegenzuhalten haben. Im Anschluss daran wird es um die Frage gehen, wie Intimität im Zusammenhang mit Fernbeziehungen thematisch wird und welche Normalisierungstendenzen sich diesbezüglich feststellen lassen.

In *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age* definiert Giddens (1991) eine ›reine Beziehung‹ wie folgt: »A pure relationship is one in which external criteria have become dissolved: the relationship exists solely for whatever rewards that relationship can deliver. In the context of the pure relationship, trust can be mobilised only by a process of mutual disclosure« (S. 6). ›Reine Beziehungen‹ werden gemäß Valentine (2006, S. 366, unter Bezugnahme auf Giddens) ausschließlich um ihrer selbst willen eingegangen und nur so lange aufrechterhalten, wie sie von den Beziehungspartner_innen als erfüllend empfunden werden (vgl. hierzu auch Mouffe, 2007, S. 63). Solche Beziehungen lassen sich insbesondere durch freiwilliges Engagement, gegenseitiges Vertrauen, Gleichberechtigung und Reflexivität charakterisieren (vgl. Valentine, 2006, S. 366; Giddens, 1991, S. 88ff.). Für das ›reflexive Projekt des Selbst‹ seien ›reine Beziehungen‹ von herausragender Bedeutung (vgl. Giddens, 1991, S. 87f.). Auch Bawin-Legros (2004, S. 242) merkt ebenfalls auf Giddens rekurrierend an, dass in postmodernen Gesellschaften keine ›eindeutigen Referenzpunkte‹ mehr bestünden, die angeben könnten, wie das Leben gelebt werden müsse. Deshalb fehlten gewisse Richtlinien bzw. Vorgaben, was zu größeren Entscheidungsfreiheiten in Bezug auf »when, where and with whom we have sexual relationships« (ebd.) führe. Diese Entscheidungsfreiheiten gingen außerdem mit dem Gefühl einher, dass Intimität heute anders gelebt werde als in früheren Zeiten (vgl. ebd.).

In der obigen Definition von Giddens (1991) wird der bereits eingehend diskutierte Aspekt der gegenseitigen Selbstenthüllungen betont. Jamieson (1999) führt dies folgendermaßen aus: »For a couple, ›the pure relationship‹ involves opening out to each other, enjoying each other's unique qualities and sustaining trust through mutual disclosure« (S. 477). Gegenseitiges Vertrauen der Beziehungspartner_innen ist nach Giddens (1991, S. 96) innerhalb von (Paar-)Beziehungen nicht einfach so gegeben, sondern dieses Vertrauen müsse gewonnen werden und daran gelte es immer weiter zu arbeiten. Für die Entwicklung einer vertrauensvollen, intimen Sphäre sind insbesondere gerade gegenseitige Selbstenthüllungen der in diesen Beziehungen involvierten Personen und das Sich-Öffnen für das Gegenüber unabdingbar. Diese Praktiken erlauben die Generierung eines vertieften Wissens übereinander bzw. über die Persönlichkeit der anderen Person, welches wiederum das gegenseitige Vertrauen stärkt: »What matters in the building of trust in the pure relationship is that each person should know the other's personality, and be able to rely on regularly eliciting certain sorts of desired responses from the other« (ebd.). In Giddens' (1992, S. 189) *The Transformation of Intimacy*.

Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies wird des Weiteren auf die Bedeutung des Autonomieprinzips hingewiesen, das im Bereich des privaten Lebens mit der Verwirklichung des ›reflexiven Projekts des Selbst‹ zusammenhänge. Dieses wiederum stelle die Bedingung für einen egalitären Umgang mit anderen dar. ›Self-autonomy‹ sei zentral für offene und freie Kommunikation mit dem Gegenüber und somit ein wichtiges Fundament der ›reinen Beziehung‹ (vgl. ebd., S. 194).

›Reine Beziehungen‹ setzen gemäß Jamieson (1999) Gleichberechtigung/Gleichheit (›equality‹) zwischen den in diesen Beziehungen involvierten Personen voraus, und zwar besonders im Hinblick auf »a shared sense of self-disclosure and contributing on an equal footing to the relationship« (S. 478). Diese Aussage lässt sich wie folgt erweitern und präzisieren: »Giddens claims that such increasingly fluid and equal relationships will make not only for more democratic forms of intimacy, but have a positive impact upon other social spheres« (Holmes, 2004a, S. 184). Giddens (1992, S. 3) bringt dies etwa dahingehend zum Ausdruck, dass er mit dem von ihm beschriebenen Wandel der Intimität die Möglichkeit subversiver Einflüsse, die nicht nur im privaten Bereich, sondern insgesamt in modernen Institutionen wirksam werden können, verbunden sieht. Vor diesem Hintergrund sei dieser Wandel der Intimität nichts weniger als radikal und revolutionär (vgl. ebd.).

Die Möglichkeit von Intimität führt somit das Versprechen von Demokratie mit sich, wobei die ›reine Beziehung‹ die strukturelle Quelle dieses Versprechens bildet und nicht nur sexuelle Beziehungen, sondern auch Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen grundlegend verändert (vgl. ebd., S. 188). Die Erreichung der radikalen Demokratisierung des Privaten geht auch mit sexueller Emanzipation einher, die gemäß Giddens (1992, S. 182) mit ›sexueller Demokratie‹ bezeichnet werden könnte. Demokratisierung im privaten Bereich hängt eng mit einer Demokratisierung auf gesellschaftlicher, global-politischer Ebene zusammen: »A symmetry exists between the democratising of personal life and democratic possibilities in the global political order at the most extensive level« (ebd., S. 195f.). Darüber hinaus postuliert Giddens (1992) in der Einleitung zu *The Transformation of Intimacy* die Potenzialität von ›reinen Beziehungen‹ im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit: Eine ›reine Beziehung‹ sei »a relationship of sexual and emotional equality, which is explosive in its connotations for pre-existing forms of gender power« (S. 2). Sowohl Holmes (2004a) als auch Jamieson (1999) stellen ebendiesen Punkt der postulierten Geschlechtergerechtigkeit kritisch infrage, worauf weiter unten eingegangen werden soll.

Des Weiteren bemängelt insbesondere Jamieson (1999), dass sich Giddens (1992) trotz Verweisen auf die Verflochtenheit seiner Arbeit mit und in popkulturellen und therapeutischen Diskursen therapeutischer Literatur nur begrenzt in kritischer Absicht bedient habe, da er diese seiner Analyse gleichsam »as documents about and symptoms of personal and social change« (Jamieson, 1999, S. 480) zugrunde

gelegt habe.¹⁰ Die Autorin kritisiert an der ›Rhetorik der reinen Beziehung‹, dass diese einem therapeutischen Diskurs Vorschub leiste, »that individualises personal problems and down-grades sociological explanations« (ebd., S. 477). Pointiert könnte man sagen, dass eine zeitdiagnostische Gesellschaftsanalyse à la Giddens die Probleme, die sie konstatiert, diskursiv selbst mit hervorbringt. So postuliert Giddens (1991) etwa eine Zunahme an therapeutischen Angeboten und bringt diese in Verbindung mit seinem Konzept der ›reinen Beziehung‹. In diesem Zusammenhang bringt er in unkritischer Weise zum Ausdruck, dass Therapien einerseits hilfreich sein könnten, um die durch diese und in diesen Beziehungen entstandenen Schwierigkeiten zu bearbeiten. Andererseits weist er darauf hin, dass therapeutische Ansätze eigentlich für die Entwicklung eines tiefgreifenden Verständnisses innerpsychischer Vorgänge noch zentraler seien, um damit erneut auf die Dominanz von ›pure relationships‹ abzuheben:

The rise of therapy is closely tied to the emergence of the pure relationship, but not only, or even primarily, because therapeutic work can help heal the psychological damage which such relationships can bring about. The centrality of therapy expresses the fact that the more that pure relationships become dominant, the more crucial becomes an in-depth understanding which allows one to feel ›all right‹ with oneself. For self-mastery is the condition of that opening-out process through which hope (commitment) and trust are generated in the pure relationship. (Giddens, 1991, S. 186)

Valentine (2006, S. 365) resümiert, dass Giddens (wie auch Beck und Beck-Gernsheim, 2011) tiefgreifende Veränderungen im Bereich von nahen sozialen Beziehungen geltend mache, die er auf Tendenzen der zunehmenden Individualisierung, Enttraditionalisierung und Selbstreflexivität zurückführe (vgl. Holmes, 2004a, S. 184; Jamieson, 1999, S. 478). Kontrovers diskutiert wird vor diesem Hintergrund insbesondere, welche Konsequenzen dieser postulierte Wandel mit sich bringe. Im Folgenden werden einige Autor_innen referiert, die insbesondere gegenüber Giddens' Arbeiten eine kritische Position einnehmen.

Jamieson (1999, S. 478) moniert beispielsweise den in Giddens Texten zum Ausdruck kommenden Optimismus, wenn er behauptet, dass ein Wandel der Intimität mit einer Verbesserung der Geschlechtergerechtigkeit einhergehe. In diesem Zusammenhang verweist sie auf diverse (feministische) Studien,¹¹ die den Schluss

10 Die Autorin verweist hierbei insbesondere auf die folgende Anmerkung von Giddens (1992), die er im Kontext seiner Ausführungen zu einem Therapie- bzw. Ratgeberbuch angebracht hat: »Like much of the therapeutic literature I refer to throughout this book, however, I treat it in the manner of Garfinkel's ›documentary method‹: as a document about personal and social changes in process, but also as symptomatic of them« (S. 86; vgl. ebd., S. 64).

11 Die Autorin macht beispielsweise auf die Arbeiten von Brannen und Moss (1991), Hochschild (1990) und Mansfield und Collard (1988) aufmerksam und hält fest, dass diese hätten zeigen

nahelegen, dass Intimität, wie sie heute gelebt wird, mit Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern im Kontext von Paarbeziehungen koexistiert (vgl. ebd., S. 491). Es dürfte zwar davon auszugehen sein, dass in Bezug auf solche nahen sozialen Beziehungen von den meisten Menschen Erwartungen gehegt werden, die in die Richtung von gegenseitiger emotionaler Unterstützung gehen und dass sich die involvierten Personen als Gleichberechtigte begegnen wollen. Dies sagt allerdings insgesamt wenig darüber aus, wie sich die Paare tatsächlich verhalten und welche Implikationen das jeweilige Verhalten der in eine Beziehung involvierten Personen auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern hat (vgl. ebd.). Zwischen den Vorstellungen und Erwartungen hinsichtlich einer gleichberechtigten Beziehung und der tatsächlich gelebten Realität besteht demnach in der Regel eine Kluft. Vor diesem Hintergrund hält Jamieson (1999) fest: »Personal relationships remain highly gendered« (ebd.; vgl. hierzu auch Duncombe & Marsden, 1993; Holmes, 2004a).

Holmes (2004a, S. 197) stimmt dieser Feststellung zu und konkretisiert in diesem Zusammenhang für Fernbeziehungspaare – damit greife ich bereits auf das nächste Unterkapitel vor –, dass die zunehmende Individualisierung Frauen nicht unbedingt davor bewahrt habe, einen Großteil der Arbeit zu übernehmen, die das Zusammenbleiben eines Paares sichern sollte: Theoretiker_innen wie beispielsweise Giddens »have under-stated the continuing importance women appear to wish or are expected to give to the maintenance of intimate ties despite difficult circumstances« (ebd.). Die Autorin kommt in ihrer Analyse von Interviews mit Fernbeziehungspaaren zum Schluss, dass diese spezifische Beziehungsform ein Ausdruck zunehmender Individualisierung sein könne, wobei beiden Beziehungspartner_innen beispielsweise die Möglichkeit eröffnet werde, ihre je eigenen Karrierepläne zu verfolgen. Zuweilen bietet dies Chancen für mehr Geschlechtergerechtigkeit innerhalb der Beziehung und ermöglicht insbesondere Frauen ein höheres Maß an (finanzieller) Unabhängigkeit. Die Paare betreiben insgesamt einen hohen Aufwand, um einerseits ihre Fernbeziehung aufrechtzuerhalten und um andererseits diese spezifische Form des Führens einer Beziehung zugleich gegenüber anderen zu rechtfertigen. Dass Frauen zumeist den Großteil dieser emotionalen Arbeit leisten, läuft den Erfolgchancen für die postulierte zunehmende Geschlechtergerechtigkeit infolge von Individualisierungstendenzen jedoch zuwider (vgl. ebd., S. 197f.). Zu dieser Erkenntnis hält Holmes (2004b) in einem anderen Artikel mit Bezug auf Jamieson (1999) in pointierter Weise Folgendes fest: »[...] discourses about women's role continue to promote caring for others as central« (Holmes, 2004b, S. 252).

Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Ausführungen stellt sich die Frage, was sich, neben den bereits diskutierten Problematiken hinsichtlich Giddens'

können »how collaborative effort can produce a sense of being equal and intimate, in spite of inequalities« (Jamieson, 1999, S. 486f.).

Überlegungen, über die Theorieansätze der reflexiven Moderne in Bezug auf soziale Beziehungen des Weiteren feststellen lässt. In *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion* setzt sich Chantal Mouffe (2007) sehr ausführlich in kritischer Absicht mit Anthony Giddens (1991, 1997) und Ulrich Beck (1986, 1993) auseinander. Ihre Ausführungen zum Politischen stehen in der vorliegenden Studie zwar nicht im Zentrum des Interesses (und werden im Folgenden aus diesem Grund nur äußerst knapp dargestellt), dienen hier jedoch der Einordnung des Diskurses in einen größeren politikphilosophischen und -theoretischen Zusammenhang. Darüber hinaus lässt sich im Anschluss an Mouffe die soeben dargelegte Kritik von unter anderem Jamieson (1999) und Holmes (2004a, 2004b) auf eine breitere gesellschaftstheoretische Basis stellen.

›Individualismus‹ und ›Rationalismus‹ sind gemäß Mouffe (2007, S. 18ff.) im gegenwärtig dominierenden liberalen politischen Diskurs vorherrschende Begriffe. In diesem Diskurs werde die Notwendigkeit von kollektiven Identitäten im Bereich des Politischen jedoch verkannt und dies führe schließlich zu einer Verleugnung von Wir-Sie-Unterscheidungen innerhalb einer Gesellschaft. Die liberale Position mit ihren individualistischen und rationalistischen Ansätzen wird von der Politiktheoretikerin unter Bezugnahme auf Carl Schmitt infrage gestellt, da in diesen Ansätzen ihrer Ansicht nach das Politische im Verständnis einer agonistischen, radikalen Demokratietheorie negiert wird (vgl. ebd., sowie S. 69ff.). Mouffe (2007) spitzt die Positionen von zentralen Theoretiker_innen der sogenannten zweiten bzw. reflexiven Moderne wie folgt zu: »Die Hauptthese von Beck und Giddens lautet, daß es in den posttraditionalen Gesellschaften keine in Wir-Sie-Form konstruierten kollektiven Identitäten mehr gibt, daß sich also die politischen Grenzen aufgelöst haben« (S. 65). Diese beiden Autoren behaupten demzufolge – entgegen der Überzeugung Mouffes –, dass das »Modell der politischen Gegnerschaft« (ebd.) heute ausgedient habe. Mouffe (2007) hingegen spricht sich in ihrem Buch deutlich gegen eine konsensuelle, deliberative, liberale Form der Demokratie aus. So legt sie dar, dass Konsens immer auch eine Ausschließung zur Folge habe, und dass »ein ganz und gar einschließender, ›rationaler‹ Konsens« (S. 19) – entgegen der Meinung von liberalen Theoretiker_innen – unmöglich sei. Zu Giddens hält die Autorin des Weiteren fest, dass dieser die Überzeugung vertrete, der postulierte gesteigerte Individualismus führe zu einer starken Demokratisierung (vgl. ebd., S. 60). Mit ›Demokratisierung‹ meine Giddens in erster Linie die Etablierung einer »dialogischen Demokratie«, die sich »durch die Bereitschaft zum Zuhören und Diskutieren« (S. 62f.) der verschiedenen Gesellschaftsmitglieder auszeichne. Mit dem Projekt der dialogischen Demokratisierung hänge die wachsende Verbreitung einer »emotionalen Demokratie« zusammen, für die das Konzept der ›reinen Beziehung‹ im persönlichen und privaten Bereich zentral sei (vgl. ebd.). Giddens – so konstatiert Mouffe (2007) –

sieht tatsächlich einen engen Zusammenhang zwischen der reinen Beziehung und der dialogischen Demokratie. In bezug [sic!] auf die Literatur zur Ehe- und Sexualberatung bestehen nach Giddens bedeutsame Parallelen zwischen der Weise, in der diese Literatur die für eine gute Beziehung notwendigen Qualitäten anspricht, und den formalen Mechanismen der politischen Demokratie: gehe es doch in beiden Fällen um Autonomie. (S. 63)

Hier eröffnen sich mehrere Fragehorizonte: Zum einen – und damit nehme ich Bezug auf die weiter oben dargelegten Positionen von Autor_innen wie Jamieson (1999) und Holmes (2004a, 2004b) – ist das postulierte Verhältnis von Autonomie im Kontext von Politik und nahen sozialen Beziehungen aus einer feministischen Perspektive durchaus als ambivalent einzuschätzen und deshalb beispielsweise gezeigt werden können, inwiefern sich Autonomie im tatsächlichen Beziehungshandeln manifestiert bzw. ob beide Geschlechter gleichermaßen autonom entscheiden und handeln können. Zum anderen lässt sich ganz grundsätzlich fragen, inwiefern private Beziehungen überhaupt als Indikator für politische Verhältnisse herangezogen werden können. Hiermit wird der von Giddens behauptete Konnex zwischen der Ebene der ›reinen Beziehung‹ und derjenigen der ›dialogischen Demokratie‹ infrage gestellt. Nicht zuletzt muss zudem die allgemeine Frage gestellt werden, ob nicht auch der Umstand zu problematisieren wäre, dass immer schon klar zu sein scheint, was eine ›gute Beziehung‹ ausmacht.

2.4 Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen

Die nachstehenden Ausführungen beziehen sich auf die Frage, wie Intimität im Kontext von Fernbeziehungen thematisch wird. Anhand dieser Frage werden sich weitere normativ geprägte Vorstellungen darüber, wie Paarbeziehungen zu sein haben, verdeutlichen lassen. Zunächst soll an dieser Stelle jedoch geklärt werden, wie sich der Begriff der Fernbeziehung bestimmen lässt. Holmes (2004b) definiert ›Fernbeziehung‹ folgendermaßen: »A distance relationship is one where couples live in separate regions for considerable proportions of time, maintaining two residences and travelling to see each other when they can« (S. 256). Diese Definition lässt sich mit Stafford (2005, S. 7) dahingehend erweitern, dass ›Kommunikationsmöglichkeiten‹ aus der Perspektive von Fernbeziehungspaares aufgrund von ›geografischen Parametern‹ zwar beschränkt sind, die Paare aber trotz dieses Umstandes die Erwartung einer fortdauernden ›nahen Verbindung‹ hegen.

Es dürfte sich als aufschlussreich erweisen, diese Begriffsbestimmungen in einen Zusammenhang mit den weiter oben bereits erörterten allgemeinen Diskussionen zum Konzept der Intimität zu stellen. Denn häufig wird für die Möglichkeit der Entstehung einer Sphäre von Intimität die Bedingung geäußert, dass dieser

Prozess am besten dann ablaufen könne, wenn sich die Beziehungspartner_innen in unmittelbarer physischer Nähe zueinander befänden: »Intimacy is usually assumed to require physical proximity. The word *close* is a synonym for intimate, and literal closeness is often assumed to be essential for familiarity and commitment« (Valentine, 2006, S. 367; ähnliche Aussagen finden sich etwa bei Hazan & Shaver, 2004, S. 163; Holmes, 2004a, S. 185; Holmes, 2004b, S. 255; Jiang & Hancock, 2013, S. 556). Damit zusammenhängend besteht eine gewisse, relativ weit verbreitete gesellschaftliche Erwartung bzw. Normalitätsvorstellung, dass Paare einen gemeinsamen Wohnsitz teilen (vgl. Barnitzke, 2009, S. 13; Bergen, 2010, S. 48; Schneider, 2009, S. 677f.; Stafford, 2005, S. 12ff.). Im Anschluss an Stafford (2005) verdeutlicht Sahlstein (2010), dass sich Fernbeziehungspaare vor diesem Hintergrund mit der komplexen (emotionalen) Aufgabe konfrontiert sähen, ihre Beziehung in der Auseinandersetzung mit vorherrschenden normativen Vorstellungen von Paarbeziehungen zu verhandeln: »distanced relationships are not viewed as normal or typical, and like any marginalized individual, couple, group, or culture, long-distance partners communicatively negotiate their identities against dominant, privileged, normative views of relationships« (S. 108; vgl. Bergen, 2010, S. 49f.).¹²

Zur Annahme, dass sich Intimität im besten Fall unter der Voraussetzung von physischer Nähe einstellen könne, kommt die Mutmaßung hinzu, dass häufige Face-to-Face-Kontakte zwischen den in eine Beziehung involvierten Personen ebenfalls unentbehrlich seien (vgl. Jiang & Hancock, 2013, S. 557; Sahlstein, 2010, S. 112f.; Stafford, 2005, S. 8ff.). In diesem Zusammenhang wird nicht selten die Vermutung geäußert, dass Face-to-Face-Kontakte notwendig seien, um gegenseitiges Verständnis und ein vertieftes Wissen übereinander im Sinne der »disclosing intimacy« zu erlangen, da mediatisierte Kommunikation nie denselben Grad an Tiefe erlaube wie eine direkte Begegnung. Die Forschungslage zu dieser Thematik ist nicht unumstritten und wird im Folgenden einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. Die verschiedenen Positionen lassen sich in zwei praktisch diametral entgegengesetzte Lager einteilen: Einerseits wird aus einer häufig kulturpessimistisch geprägten Perspektive auf soziale Beziehungen im Zuge von Globalisierungsprozessen, (transnationalen) Migrationsbewegungen und der Entwicklung neuer Kommunikationstechnologien eine Abnahme von persönlicher bzw. Face-to-Face-Kommunikation konstatiert. Diese postulierte Abnahme wird »stets mit einer Reduktion von Verbundenheit identifiziert. Unvermittelte Kommunikation wird diesem Verständnis nach mit Privatheit gleichgesetzt, und nur in dieser könne sich Freundschaft, emotionale Nähe oder gar Intimität herausbilden« (Abend, Haupts & Müller, 2012, S. 11). Andererseits machen zahlreiche Autor_innen darauf aufmerksam, dass geografische Distanzen und

12 Diese Ausführungen habe ich in ähnlicher Weise bereits an anderer Stelle vorgebracht (vgl. Scherrer, 2015, S. 146).

in deren Folge die vermehrt zum Einsatz kommende mediale Kommunikation für Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen nicht ausschließlich negativ sein müssten und zuweilen durchaus förderliche Konsequenzen mit sich bringen könnten. Die Geografin Gill Valentine (2006) beispielsweise äußert sich hierzu folgendermaßen, wobei sie insbesondere auf die Vorzüge des Internets hinweist, wenn es um das Aufrechterhalten sozialer Beziehungen geht:

[...] globalization might superficially be presumed to undermine or threaten intimacy as more and more partners and families no longer live their daily lives in the same place. Yet distance does not necessarily bring intimacy to an end [...]. The Internet in particular has been credited with facilitating the possibility of maintaining intimate relationships over distance,^[13] and with creating a new global space for exploring and developing different intimacies. (S. 367)

Um die jeweiligen Argumente der entsprechenden Vertreter_innen der beiden konträren Positionen weiter zu explizieren, werden im Folgenden je einige exemplarische Stimmen angeführt:

1) Der eher kulturpessimistischen Position lassen sich etwa Boden und Molotch (1994) zuordnen, die der Meinung sind, dass ko-präsente Interaktionen kontextreicher (das heißt unter anderem durch Gesten, Mimik, Stimme oder Körpersprache unterstützt und damit mehr Informationen umfassend) seien als medial vermittelte Interaktionen (vgl. ebd., S. 259). Als besonders zentralen Aspekt heben die Autor_innen diesbezüglich den Augenkontakt hervor, denn dieser »itself signals a degree of intimacy and trust« (ebd., S. 260). Der Augenkontakt helfe den ko-präsenten Interaktionspartner_innen, sich fortwährend gegenseitig einzuschätzen. Des Weiteren wird bezüglich der angesichtigen Kommunikation der Vorteil des Sich-Berühren-Könnens hervorgehoben, wobei Berührung gleichsam ein umfassendes Vokabular an tiefer Bedeutung und Sinn mit sich führe (vgl. ebd., S. 261). Aus diesen Beobachtungen leiten Boden und Molotch (1994) sodann folgende Auffassung ab: »[...] judging sincerity through e-mail (as with the phone) is made difficult by the fact it is easier to fake words than to disguise both words and the multiple gestures and stance that go with real-time-real-space interaction« (ebd., S. 264f.). Das spezifische (und eher kritische) Menschenbild, das hierbei zum Ausdruck kommt, soll nachfolgend nicht in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt werden, auch wenn sich fragen ließe, was es bedeutet, wenn Soziolog_innen die Aufrichtigkeit

13 Die Autorin führt in diesem Zusammenhang einige Beispiele an, die sich darauf beziehen, inwiefern das Internet Möglichkeiten bietet und welche Funktionen es übernehmen kann: »[...] the Internet enables partners in sexual relationships to stay in touch when they are apart, to exchange news or information about their activities, to make plans or organize their lives, and even to share fantasies or initiate a sexual encounter« (Valentine, 2006, S. 370).

des Kommunikationsgeschehens zwischen sich nahe stehenden Personen grundsätzlich in Zweifel zu ziehen scheinen. Die Autor_innen argumentieren darüber hinaus, dass Ko-Präsenz im Vergleich zu anderen Interaktionsformen (etwa der medial vermittelten Kommunikation und Interaktion) höher zu bewerten sei, da sie sowohl biografisch als auch historisch immer schon früher da gewesen sei (vgl. ebd., S. 258). Ein Primat der Ko-Präsenz wird postuliert.

In eine ähnliche Richtung gehen die Ausführungen von Beck und Beck-Gernsheim (2011), die sich in ihrem Buch *Fernliebe: Lebensformen im globalen Zeitalter* mit ›Weltfamilien‹ befassen, worunter sie allgemein »Liebes- und Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Menschen, die in unterschiedlichen Ländern bzw. Kontinenten leben oder aus unterschiedlichen Ländern bzw. Kontinenten kommen« (S. 8), fassen. Mit diesem weiten Begriff streben sie eine Analyse von Familienrealitäten in globalisierten Kontexten an, wobei sie den Fokus explizit auf die Zusammenhänge von ansonsten nur ausschnittweise untersuchten Aspekten (»z.B. binationale Paare oder transnationale Adoption oder Fernbeziehungen«, ebd., S. 15) legen. Für die hier relevante Thematik halten Beck und Beck-Gernsheim (2011) in Bezug auf Fernbeziehungen Folgendes fest:

Die geographische Fernliebe leben heißt: an die Möglichkeit einer intensiven Intimität und Emotionalität glauben, in der über längere Zeiträume hinweg von Sexualität *nur die Rede sein kann*. Die über Medien vermittelte Liebe, die Telefon- und Internet-Liebe muß auf viele Formen der Sinnlichkeit von Liebe verzichten. (S. 68)

Die Erinnerungen an oder die Aussicht auf Phasen der Nähe bzw. des physischen Zusammenseins an einem Ort sind gemäß Holmes (2004a, S. 186) möglicherweise wesentlich dafür, dass Fernbeziehungspaare ›zusammen‹ bleiben. Beck und Beck-Gernsheim (2011, S. 69) folgern daraus, dass Fernbeziehungen praktisch nicht über einen längeren Zeitraum hinweg aufrechterhalten werden könnten, da die Unmöglichkeit des sich gegenseitigen Berühren-Könnens und des angesichtigen Sich-Begegnens insgesamt zu schwer wiege. Gerade dies mache in der westlichen Kultur jedoch »einen wesentlichen Teil der Liebe« (ebd.) aus. Diese problematisierende Sichtweise kam weiter oben in Bezug auf Fernbeziehungen bereits zum Ausdruck. Bawin-Legros (2004), die sich in ihren Ausführungen unter anderem auf Giddens (1992) bezieht, problematisiert die ›postmoderne Liebe‹¹⁴ im Allgemeinen: »[...] modern love attempts a difficult synthesis of the irreconcilable dimensions of transparency and secrets, of fusion with another and a commitment to self-development. The nature of this attempted synthesis makes the whole project very fragile« (Bawin-Legros, 2004, S. 250). Nicht nur das Führen einer Fernbeziehung,

14 Bawin-Legros (2004) verwendet einmal den Begriff ›postmodern love‹ (S. 247) und ein anderes Mal ›modern love‹ (S. 250), ohne dass dabei deutlich wird, weshalb einmal dieser und einmal jener Begriff eingesetzt wird.

sondern allgemein das Projekt der ›postmodernen Liebe‹ wird aus dieser Perspektive als prekär betrachtet. Die Akteur_innen strebten zugleich nach Individualisierung und Selbstentfaltung wie auch nach einer erfüllenden Verbindung mit einem Gegenüber. Diese Wünsche stünden sich zuweilen diametral entgegen, was zu Konflikten führen könne (vgl. ebd., S. 247).

Im weiter oben stehenden längeren Zitat von Valentine (2006) tritt demgegenüber eine durchweg positive Einschätzung der Möglichkeiten des Internets zutage, was die Aufrechterhaltung von Beziehungen angeht. Die Autorin äußert sich an anderer Stelle im selben Artikel jedoch auch deutlich kritischer und geht auf Limitationen internetbasierter Kommunikation ein: Das In-Kontakt-Treten oder In-Kontakt-Bleiben werde durch das Internet zwar ermöglicht, aber »the absence of actual touch can serve only to accentuate the emotional pain of missing or longing for another body« (ebd., S. 388). Auch hier wird die Problematik thematisch, dass in medial vermittelten Kommunikationssituationen physische Nähe bzw. Berührungen unmöglich sind.

2) Den eben genannten Punkt würden wohl die wenigsten Forscher_innen als absolut unbedeutend betrachten wollen, auch diejenigen nicht, die insgesamt eine positivere Haltung gegenüber medial vermittelten Beziehungen einnehmen. Autor_innen wie beispielsweise Chambers (2013) würden jedoch wahrscheinlich widersprechen, wenn solche Beziehungen *per se* als unpersönlich deklariert werden. Chambers (2013) ist nicht der Ansicht, dass medial vermittelte Kommunikation sogenannte ›genuine‹, nahe soziale Beziehungen erodieren lasse, sondern hält fest, dass vielmehr das Gegenteil der Fall sei: »[...] several studies indicate that communication technologies are capable of fostering rich, deeper connections by extending intimate contacts across barriers of distance and time« (ebd., S. 21). Diese Argumentationslinie wird in Kapitel 7 erneut aufgegriffen und weiter ausgeführt.

Bereits Simmel (1992, S. 742ff.) hat darauf hingewiesen, dass der Prozess der Überführung einer sozialen ›Distanzbeziehung‹ in eine ›Nahbeziehung‹ nicht zwangsläufig zu einer Erhöhung der Intensität dieser Beziehung führe. Vielmehr könne es gar zu einer Verminderung der Intensität kommen, da – wie Schroer (2012a [2006]) hierzu ebenfalls aus soziologischer Perspektive festhält – »man nun plötzlich die Notwendigkeit zur Grenzziehung, zur Aufrechterhaltung der persönlichen oder Intimsphäre verspürt« (S. 74). Insofern hält Simmel (1992) die Folgerung, »daß die Wärme und Innerlichkeit der Beziehung in dem Maße der persönlichen Annäherung zunehmen müsse« (S. 743), nicht in jedem Fall für zutreffend. Ebenfalls unter Bezugnahme auf Simmel führt Holmes (2004a, S. 186) aus, dass Distanz einer Sphäre von Intimität nicht *per se* abträglich und dass vielmehr in jeder sozialen Beziehung immer schon eine gewisse Distanz

eingeschrieben sei.¹⁵ Krämer (2008) konkretisiert diesen Gedanken hinsichtlich des ›Problems der Kommunikation‹ wie folgt:

Unabhängig vom Grad medialer Vermittlung ist unsere Kommunikation immer ein Distanzgeschehen, ist ein Umgang mit Entfernungen, auch und gerade im Nahraum des persönlichen Gesprächs. Denn das Problem der Kommunikation wurzelt in der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Selbst und dem Anderen. (S. 91f.)

Die absolute Annäherung oder gar das Einswerden des Selbst und des Anderen in der Kommunikation erweisen sich als Unmöglichkeiten. Damit lassen sich einige der zuweilen postulierten fundamentalen Differenzen zwischen sogenannten Nah- und Fernbeziehungen hinsichtlich der Möglichkeiten der (intimen) Kommunikation einebnen. Entfernthet zwischen den Beziehungspartner_innen bezieht sich nicht ausschließlich auf die äußerliche Dimension geografischer Distanzen, die sich in Kilometern messen und ausdrücken lässt. Es gibt auch eine Art innere Dimension der Entfernthet, eine Distanz der Innerlichkeit, die sich beschreiben lässt als

die Verschiedenartigkeit, welche die miteinander Kommunizierenden in der Fülle ihrer unterschiedlichen Geschichten, singulären Erfahrungen, abweichenden Meinungen, unterschiedlichen Wissensbeständen und praktischen Orientierungen einander durchaus fremd und unverständlich sein lassen. (Ebd., S. 110)

Im Kontext von Fernbeziehungen dient die Kommunikation zwischen den in diese Beziehung involvierten Personen nicht unbedingt der Überbrückung geografischer Distanzen. Vielmehr – und dies gilt für alle sozialen Beziehungen – besteht das Problem der Kommunikation gemäß Krämer (2008) »in der Andersartigkeit der Welten, zwischen denen eine Verbindung zu schaffen ist« (S. 137). Da diese »Andersartigkeit« nicht (allein) von geografischen Distanzen abhängt und sich nicht aus der räumlichen Trennung zwischen den Beziehungspartner_innen ergibt, äußert Holmes (2004a) die Vermutung, dass Fernbeziehungen ein paradoxes Moment verdeutlichen, das eigentlich allen sozialen Beziehungen inhärent sei: »Distance relationships perhaps merely highlight a paradox within all relationships: *yearning to be close though distant, separate though together*« (S. 186; Hervorh. MS). Vor diesem Hintergrund zeigt sich das Verhältnis von Nähe und Distanz im Kontext von (Paar-)Beziehungen als durchaus komplex und spannungsreich. Dieses Verhältnis lässt sich jedoch nicht normativ auflösen, indem gesagt wird, Nahbeziehungen seien *per se* ›besser‹ als Fernbeziehungen.

15 Simmel (1992) spricht in seinem *Exkurs über den Fremden* (erschieden in *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*) von der »Einheit von Nähe und Entfernthet, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält« (S. 765).

Ungeachtet dieser Einsichten in die Komplexität und Paradoxalität des Nähe-Distanz-Verhältnisses werden Nahbeziehungen und die in solchen Beziehungen mögliche Face-to-Face-Kommunikation in der Regel als Idealzustand bewertet. In diesem Zusammenhang wird gleichwohl zuweilen auch anderen Kommunikationsformen Positives attestiert und es wird nicht immer gleichermaßen kulturpessimistisch argumentiert, wie dies etwa Boden und Molotch (1994) tun. Gemäß Schroer (2012a) ist die Ansicht, »dass die räumlich nahen Beziehungen ein stärkeres Band zwischen den Menschen stiften als eine Beziehung über große Distanzen hinweg« (S. 75), jedoch gemeinhin weit verbreitet. Dieser Autor gelangt zur Einsicht, dass die soziologische Theoriebildung zwar »die zunehmende Mediatisierung sozialer Beziehungen selbstverständlich thematisiert« (ebd., S. 26), Nahbeziehungen und Fernbeziehungen jedoch nach wie vor

ebenso eindeutig mit einem Plus- und einem Negativzeichen versehen [sind] wie die ähnlich gelagerten Differenzierungen von Sozial- und Systemintegration, Anwesenheit und Abwesenheit, Lebenswelt und System, mit denen nicht zuletzt zwischen Eigenem und Fremdem, Vertrautem und Unvertrautem unterschieden wird. (Ebd.)

An dieser Stelle kann die folgende These formuliert werden: Nahbeziehungen, die mit Anwesenheit, mit physischer Nähe und mit Ko-Residenz konnotiert sind, werden im Allgemeinen als positiver (i.S.v. stabiler und authentischer) eingeschätzt als Fernbeziehungen. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen werden Letztere demgegenüber als problematisch (i.S.v. instabiler oder weniger authentisch) erachtet, weil diese spezifische Form von Paarbeziehung zahlreichen sozialen Erwartungen, die gemeinhin an nahe soziale Beziehungen gestellt werden, zuwiderläuft (vgl. Stafford, 2005, S. 8): Fernbeziehungspaare haben nicht die Möglichkeit, häufig von Angesicht zu Angesicht zu kommunizieren, körperliche Nähe ist nur während der mehr oder weniger häufigen Treffen zu erwarten und ein über längere Zeiträume getrennter Wohnsitz ist die *Conditio sine qua non* dieser Beziehungsform. All diese Aspekte (d.h. die Möglichkeit zur Face-to-Face-Kommunikation, körperliche Nähe und Ko-Residenz) werden insbesondere in Arbeiten im Bereich der Psychologie indes gerade hinsichtlich der Frage nach der Etablierung einer Sphäre der Intimität als besonders bedeutsam erachtet. Aufgrund dieses Bruchs mit gemeinhin existierenden Normalitätsvorstellungen werden Fernbeziehungen auch gegenwärtig häufig als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen ausgewiesen. So konstatiert Schneider (2009):

Trotz eines allmählichen Wandels in der Paarforschung seit den späten 1990er Jahren wird die Distanzbeziehung nach wie vor weithin nicht als eigenständige Beziehungsform erachtet, sondern als (kurzes) Durchgangsstadium im norma-

len Institutionalisierungsprozess von Paarbeziehungen oder als provisorische Bindung, die rasch wieder aufgelöst wird. (S. 681)

Über die Frage, was unter einem »normalen Institutionalisierungsprozess« genau verstanden werden kann, ließe sich streiten bzw. es könnte die implizite normative Annahme, dass es einen solchen Prozess geben muss, problematisiert werden. Insgesamt scheint es in der Regel jedoch so zu sein, dass davon ausgegangen wird, dass das Zusammenwohnen der Partner_innen nach einer gewissen Dauer der Beziehung zu diesem Prozess dazugehört (vgl. ebd., S. 678). Da Fernbeziehungspaare von dieser Normalitätsannahme abweichen, fallen sie auf. Der Umstand der »fehlende[n] Ko-Residenz« werde »nicht selten durch das soziale Umfeld bewertet« (ebd.). Dies kann sich etwa durch Mitleid oder Bewunderung ausdrücken: »Einige sehen darin eine bemitleidenswerte Lebenssituation, andere eine zeitgemäße oder pionierhafte Form der Lebensgestaltung« (ebd.). Unabhängig von solchen Bewertungen lässt sich jedoch grundsätzlich festhalten, dass Fernbeziehungen nicht in jeder Hinsicht den dominierenden Vorstellungen darüber entsprechen, wie Paarbeziehungen für gewöhnlich ›zu sein haben‹.

2.5 Resümee

Das Ziel dieses Kapitels bestand in der Erörterung von gesellschaftlich vorherrschenden normalisierten und normalisierenden Vorstellungen im Hinblick auf Paarbeziehungen und insbesondere Fernbeziehungen. ›Normalisierung‹ wird dabei im Foucault'schen Sinn als regulierendes Mittel zur Subjektivierung aufgefasst (vgl. bspw. Foucault, 2014a). Vor diesem Hintergrund wurde wissenschaftliche Literatur aus diversen disziplinären Kontexten rezipiert, die sich mit der Thematik von nahen sozialen Beziehungen auseinandersetzt. Es konnte gezeigt werden, dass insbesondere im psychologischen akademischen Diskurs (›Relationship Science‹ und ›Intimacy Theory‹) Intimität vornehmlich als Selbstenthüllungsintimität verstanden wird. Hierbei wird davon ausgegangen, dass sich eine Sphäre der Intimität in einer Paarbeziehung in erster Linie durch Selbstenthüllungspraktiken der Beziehungspartner_innen, die zu einem vertieften Wissen übereinander, einer Vertrauensbasis und zu wechselseitigem Verständnis führen, entwickeln kann (vgl. bspw. Laurenceau et al., 2004; Laurenceau & Kleinman, 2006; Reis & Rusbult, 2004). Das Maß an ›disclosing intimacy‹ wird nicht selten als Gradmesser für die Qualität von Paarbeziehungen verstanden und damit zu einer normativ geprägten Vorstellung darüber, wie diese sein sollten.

Kritik an dieser Tendenz formulieren etwa Miller (2007) und Jamieson (1998, 1999). Auf der Grundlage ihrer eigenen Studien macht insbesondere Jamieson darauf aufmerksam, dass Intimität im Alltag von Paaren in unterschiedlichen Facet-

ten – beispielsweise in konkreten Handlungen der Sorge füreinander, die auch für die geschlechtergerechte Gestaltung der Beziehung bedeutsam sind – eine Rolle spielen und dass Intimität nicht ausschließlich auf reziproken Selbstenthüllungen fuße: »In practice, intimacy remains multi-dimensional and for the contenders for successful heterosexual equality, acts of practical love and care have been more important than a constant dynamic of mutual exploration of each other's selves« (Jamieson, 1999, S. 477). Die Autorin nimmt in dieser Feststellung implizit auf Giddens' Konzept der ›pure relationships‹ Bezug, die in hohem Maße auf ›mutual disclosures‹ (vgl. Giddens, 1991, S. 6) beruhen. Tendenzen der zunehmenden Individualisierung mögen zwar zu bestimmten Veränderungen von nahen sozialen Beziehungen geführt haben. Die Konsequenzen dieses Wandels werden jedoch unterschiedlich bewertet. Kritisch diskutiert wird unter anderem die Frage, ob Individualisierung quasi automatisch zu mehr Geschlechtergerechtigkeit geführt habe (vgl. hierzu bspw. Jamieson, 1998, 1999; Holmes, 2004a).

Eine weitere zentrale Erkenntnis, die in diesem Kapitel gewonnen werden konnte, besteht darin, dass Nahbeziehungen und ›physical proximity‹ insgesamt als positiver bewertet zu werden scheinen als Fernbeziehungen (vgl. Schroer, 2012a), auch wenn zuweilen auf die zahlreichen Möglichkeiten hingewiesen wird, die neuere Kommunikationsmedien für das Eingehen von neuen oder das Aufrechterhalten von bestehenden (Fern-)Beziehungen bieten (vgl. Chambers, 2013). Morrison (2012a, S. 12) vertritt im Zusammenhang mit dem Aspekt der physischen Nähe den Standpunkt, dass in der auf gegenseitigen Selbstenthüllungen fokussierenden Art der intimen Beziehungsführung andere Dimensionen von Intimität zu wenig Berücksichtigung fänden, wie dies bereits Jamieson (1999) in ihrer Kritik an der hohen Gewichtung der ›disclosing intimacy‹ getan hat:

Intimate disclosure, according to Giddens (1992), requires the shared verbal expression of personal thoughts and feelings. Within this framework, these modes of intimate expression are given priority over bodily forms of intimacy. [...] Tangible acts of touching and feeling are, however, as much the crux of a relationship as the verbal practices of self-disclosure. (Morrison, 2012a, S. 12)

Am Konzept der ›reinen Beziehung‹ wird aus dieser Perspektive somit in erster Linie die Vernachlässigung von Aspekten des Sich-Berühren-Könnens, die für die Entstehung einer Sphäre von Intimität in Paarbeziehungen ebenfalls eine zentrale Rolle spielen, bemängelt. Morrison behauptet indes nicht, dass gegenseitige Selbstenthüllungen unwichtig seien. Zu diesem Punkt findet sich bei Jamieson (1999, S. 491) wiederum eine ähnliche Einsicht, denn Paare erachten die Erlangung eines vertieften Wissens übereinander und die Etablierung eines Vertrauensverhältnisses auf der Basis eines fortdauernden verbalen Austauschs in der Regel durchaus für wichtig. Es kann allerdings nicht unbedingt davon ausgegangen werden, dass daraus gleichsam mehr Geschlechtergerechtigkeit resultiert, wobei

auch nicht aus dem Blick geraten darf, dass auch in anderen Formen der Intimität, die neben der ›disclosing intimacy‹ existieren können bzw. diese ergänzen, Geschlechterungerechtigkeiten reproduziert werden (vgl. Duncombe & Marsden, 1993; Holmes, 2004a).

Im weiteren Verlauf der Arbeit soll versucht werden, Fernbeziehungen hinsichtlich pluraler, polymorpher (Un-)Möglichkeiten von Intimität zu untersuchen, ohne einen engen Fokus auf nur eine Form von Intimität zu legen. Im Rahmen dieses Vorhabens sollen immer wieder auf mindestens zwei Ebenen Fragen der Normalisierung gestellt werden: Auf einer ersten Ebene handelt es sich um Normalisierungen durch Wissensproduktion, die in diesem Kapitel bereits thematisch wurden und die im Fortgang der Studie (insbesondere in Kap. 9: Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) weiterhin von Relevanz sein werden. Auf einer zweiten Ebene geht es um Normalisierungen in narrativen Interviews, in denen Frauen über ihre Erfahrungen mit und Erwartungen an ihre Fernbeziehungen berichten. Diese Art der ›doppelten Normalisierung‹ (auf der Wissensproduktionsebene sowie auf der empirischen Gegenstandsebene) soll nicht implizieren, dass es sich hierbei um absolut voneinander getrennte Ebenen handelt. Beide Ebenen hängen insofern zusammen, als sie gleichermaßen von Diskursen durchzogen sind. Die analytische Unterscheidung dieser beiden Ebenen ermöglicht jedoch die Annäherung an das Phänomen der Fernbeziehungen im Zusammenhang mit der Frage der Normalisierung aus unterschiedlichen Richtungen. Auf diese Weise können jeweils bestimmte Aspekte in den Blick kommen, wobei einige in den Vordergrund geraten, während andere ganz im Dunkeln bleiben. Im Analyseprozess wird deshalb immer auch die Frage gestellt werden müssen, was aus welcher Richtung auf welcher Ebene wie in den Blick kommen kann und was ausgeblendet wird.

Mit der empirischen Gegenstandsebene befaße ich mich im übernächsten Kapitel (Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen). Im Folgenden wird zunächst darzulegen sein, wie diese Gegenstandsebene untersucht werden kann. Hierfür wende ich mich methodologischen und methodischen Fragen in Bezug auf das narrative Interview zu und erläutere einerseits, wie ich bei der Auswertung der Interviews vorgegangen bin, und andererseits, welche Überlegungen zur gewählten Darstellungsweise der Erkenntnisse aus diesen Interviews in der Form von Spuren geführt haben.

3. Methodologie und Methode I: Narrative Interviews und Narrationsanalyse

Im Folgenden werden einerseits Fragen der methodologischen Perspektivierung diskutiert und andererseits wird das konkrete methodische Vorgehen erläutert. Zunächst werde ich auf das narrative Interview als Datenerhebungsverfahren der qualitativen Sozialforschung sowie auf die Besonderheiten der Interviewsituation und grundlegende erzähltheoretische Perspektiven zu sprechen kommen. Unter Punkt 3.2 wird das forschungspraktische Vorgehen bei der Planung und der Durchführung der Interviews geschildert. Dabei werden auch der Feldzugang sowie die Fallauswahl bzw. die Materialgrundlage thematisiert. Anschließend werden unter Punkt 3.3 die Vorgehensweise und die Regeln der Transkription der Interviews sowie die Anonymisierung der Daten als Vorbereitung für den Analyseprozess beschrieben. Unter Punkt 3.4 wird das Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse nach Schütze erläutert, gefolgt von zusätzlichen Beschreibungen zum Vorgehen bei der Analyse im Rahmen der vorliegenden Untersuchung. Diese zusätzlichen Beschreibungen ergeben sich vor dem Hintergrund einer poststrukturalistisch informierten Adaption der von Schütze vorgeschlagenen narrationsanalytischen Auswertungsschritte. Dieses Kapitel abschließend werden unter Punkt 3.5 die Überlegungen in Bezug auf die Art und Weise der Darstellung der Analyseergebnisse dargelegt. Hierbei werden zentrale poststrukturalistische Ansätze thematisiert, die auch bereits bei der Analyse der Interviewtexte bedeutsam waren.

Die Methode des narrativen Interviews kommt in der Sozial- wie auch in der Erziehungswissenschaft in erster Linie in der qualitativen Biografiefor- schung zur Anwendung. Mit Brüsemeister (2008) gesprochen geht es bei narrativ- biografischen Erhebungsverfahren in zentraler Weise um die Erforschung von »Bewegungsformen von Individuen inmitten der Gesellschaft« (S. 99): »Prozess- geschichten [...] werden mit dem narrativen Interview gleichzeitig nach zwei Seiten aufgeschlossen, der Gesellschaft und der Biografie, wobei beide Seiten im Wechselverhältnis gesehen werden« (ebd., S. 100). Biografische Erzählungen verweisen auf die in Individuen verdichteten gesellschaftlichen Diskurse und Prozesse (vgl. Gutiérrez Rodríguez, 1999, S. 62). Dabei beschreiben Erzählungen jedoch nicht nur die »Spiegelung der Verhältnisse im Individuum, sondern auch

die Verschiebung und Veränderung der Verhältnisse durch die Subjekte selbst« (ebd.; vgl. Lutz, Schiebel & Tuider, 2018a, S. 3ff.). Dausien (2006) postuliert aus einer geschlechter- und biografietheoretischen Perspektive,

das Subjekt in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen und die Gesellschaft in ihrer Dimension als historische Konfiguration sozialer Subjektverhältnisse zu begreifen, ohne das eine in das jeweils andere aufgehen, aber auch ohne die beiden Seiten dualistisch auseinanderfallen zu lassen. (S. 27)

Dieser Verschränkung von Subjekt und gesellschaftlichen Verhältnissen – worunter »Geschlechterverhältnisse ebenso wie [...] andere Differenz- und Machtverhältnisse« (ebd., S. 37) fallen – gilt es »in empirisch je konkreten Kontexten und Fällen, in sozialen Situationen und historisch-gesellschaftlichen Bedingungsgefügen« (ebd., S. 27f.) nachzugehen. In Erzählungen vermitteln sich Erfahrungen von (vergeschlechtlichten) Subjekten in und mit einer Gesellschaft und spezifische Selbst- und Weltverhältnisse können thematisch werden. Darüber hinaus bringen Erzählungen diese Verhältnisse zum Selbst und zur Welt gleichsam mit hervor und das erzählende ›Ich‹ konstituiert sich in der Erzählung selbst (vgl. Alheit & Dausien, 2009, S. 304f.; Dausien, Lutz, Rosenthal & Völter, 2005, S. 7f.; Kraus, 1996, S. 168ff.). Vor diesem Hintergrund schließe ich mit der vorliegenden Studie an Dausiens (2006) Frage an, »wie im biographischen Prozess Konstruktionen von ›Selbst‹ und ›Welt‹ entstehen und wie im gleichen Zug Geschlechterverhältnisse im biographischen Format aufgegriffen, reproduziert, variiert und transformiert werden« (S. 37).

Zugänge über Erzählungen bieten sich nicht nur an, um gesamtbiografische Verläufe zu untersuchen, sondern auch dann, wenn sich die Forschungsfrage auf biografische Ausschnitte, die zeitlich und thematisch begrenzt sind, fokussiert. In dieser Arbeit sind die geschlechterbezogenen Erfahrungen und Erwartungen der befragten Frauen in Bezug auf die Zeit ihrer Fernbeziehung von Interesse. Wie Straub (1993, S. 147) definiere ich die Begriffe ›Erfahrung‹ und ›Erwartung‹ im Anschluss an Koselleck (1995), der vom »Erfahrungsraum und Erwartungshorizont als metahistorische Kategorien« (S. 354) spricht:

Erfahrung ist gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können. Sowohl rationale Verarbeitung wie unbewusste Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsent sein müssen, schließen sich in der Erfahrung zusammen. Ferner ist in der je eigenen Erfahrung, durch Generationen oder Institutionen vermittelt, immer fremde Erfahrung enthalten und aufgehoben. [...] Ähnliches lässt sich von der Erwartung sagen: auch sie ist personengebunden und interpersonal zugleich, auch Erwartung vollzieht sich im Heute, ist vergegenwärtigte Zukunft, sie zielt auf das Noch-Nicht, auf das nicht Erfahrene, auf das nur Erschließbare. Hoffnung und Furcht, Wunsch und Wille, die

Sorge, aber auch rationale Analyse, rezeptive Schau oder Neugierde gehen in die Erwartung ein, indem sie diese konstituieren. (S. 354f.)

Die methodischen und methodologischen Überlegungen zum narrativen Interview haben in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur, aber auch im Kontext der sozialwissenschaftlichen sowie bildungstheoretischen Biografieforschung vielfältige Ausdifferenzierungen und Weiterentwicklungen erfahren (vgl. bspw. Brüsemeister, 2008; Dausien, 2010; Fuchs, 2011; Fuchs-Heinritz, 2009; Glinka, 1998; Hermanns, 1995; Kergel, 2018; Kleemann, Krähnke & Matuschek, 2013; Koller & Wulftange, 2014; Krüger & Marotzki, 2006; Küsters, 2009; Lutz, Schiebel & Tuiider, 2018b; Nohl, 2017; Rosenthal, 1995, 2008). Ich beziehe mich im Folgenden bei der erzähltheoretischen Grundlegung sowie bei den methodologischen und methodischen Überlegungen auf Fritz Schütze (1976, 1983, 2005), wobei ich allerdings bedeutende Perspektivenverschiebungen und Abgrenzungen vorschlage. Diese ergeben sich unter anderem aus poststrukturalistischen Ansätzen der Erzähltheorie und der Biografieforschung (vgl. bspw. Bossinade, 2000; Culler, 1999; Gibson, 1996; Gregor, 2018; Heinen, 2002; Nünning & Nünning, 2002). In der Erziehungswissenschaft haben sich poststrukturalistische Theorieansätze im Kontext der (bildungstheoretischen) Biografie- und Erzählforschung beispielsweise in den Arbeiten von Rose (2012), Puhr (2009, 2014, 2017) und Koller (1999) niedergeschlagen.

3.1 Zur Besonderheit der Interviewsituation aus erzähltheoretischer Perspektive

Schütze entwickelte die Erhebungsmethode des narrativen Interviews und in der Verbindung damit das Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse (oder: Erzählanalyse) im Rahmen seiner gemeindesoziologischen Interaktionsfeldstudien zu Machstrukturen in der kommunalen Politik während der 1970er-Jahre (vgl. Schütze, 1976). Der symbolische Interaktionismus nach Herbert Blumer (1973) kann als einer der wesentlichen theoretischen Bezugspunkte dieser Methode gesehen werden. Beim narrativen Interview handelt es sich um eine offene Interviewform, die den Gesprächspartner_innen einen großen narrativen Freiraum einräumt. Im Prozess der Entfaltung der Erzählung werden sie mit ihren eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen konfrontiert. Nach Schütze (1983) ermöglicht es diese Form des Interviews einerseits, dass »der ›äußerliche‹ Ereignisablauf« (S. 285) von biografischen Prozessen, die von den Erzählenden als relevant bzw. emotional bedeutsam erachtet werden, zur Darstellung gebracht werden kann. In der Form der Erzählung wiederzugeben ist allerdings stets nur »die Geschichte von«, nicht aber ein Zustand oder eine immer wiederkehrende Routine« (Hermanns, 1995,

S. 183). Darüber hinaus kommen in den Erzählungen andererseits »auch die ›inneren Reaktionen‹, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern« (Schütze, 1983, S. 286) zum Ausdruck. Kergel (2018) hält diesbezüglich fest, dass die Methode des narrativen Interviews und die Narrationsanalyse es ermöglichen, folgenden Fragen nachzugehen: »Was wird wie erzählt? Was wird ausgespart? Welche Aspekte werden wie thematisiert? Welche Aspekte werden wie (moralisch) legitimiert?« (S. 180)

Auf zwei Besonderheiten von Interviews gilt es an dieser Stelle hinzuweisen: Eine erste Besonderheit trifft eigens auf die Form des narrativen Interviews zu und besteht darin, dass die Erzählung monologisch verläuft: »Der Erzähler hat gleichsam monologisches Rederecht, bis die Ersterzählung explizit von ihm beendet wird« (Brüsemeister, 2008, S. 111). Dieses Charakteristikum geht auf den im Vorfeld des Interviews zu besprechenden Themenrahmen zurück, wobei den Gesprächspartner_innen verständlich gemacht wird, dass die interviewende Person Wissenslücken über die »interessierenden Handlungs- und Erlebnisweisen« (ebd.) habe. Das führt dazu, dass die Erzählenden aufgerufen sind, einer nicht wissenden Person von biografisch relevanten Erfahrungs- und Erwartungszusammenhängen sowie damit einhergehenden Deutungsmustern und Motivlagen in einer solch expliziten Weise zu berichten, dass diese für das Gegenüber verständlich werden (vgl. ebd.).

Zweitens handelt es sich bei jeder Interviewsituation um eine Interaktion zwischen Erzählenden und Forschenden, in welcher die Erzählung performativ hergebracht wird:

Die kommunikative Situation kann als gemeinsame Sprechsituation aufgefasst werden, in der das Erzählen einer Ich-Erzählerin/eines Ich-Erzählers (motiviert durch die/den Fragenden über verschiedene Ich-Figuren im Zusammenhang mit anderen Figuren, mit Ereignissen, Episoden) performativ erzeugt wird. (Puhr, 2014, S. 29; vgl. Puhr, 2017, S. 39; Rose, 2012, S. 232)

Indem beispielsweise in Erzählsituationen performative Akte »vollzogen werden, stellen sie eine Wirklichkeit her; sie stellen *ihre* Wirklichkeit als *die* Wirklichkeit her, von der ›die Rede ist‹« (Wulf & Zirfas, 2014, S. 520; vgl. Fischer-Lichte, 2012, S. 44; Straub, 1993, S. 155). Spezifische Interaktions- und Kommunikationssituationen im Rahmen wissenschaftlicher Forschung, in denen performativ Wirklichkeit hergestellt wird, ereignen sich für die Beteiligten unter je unterschiedlichen Vorzeichen (bspw. hinsichtlich von Wissens- und Machtunterschieden) und haben ungleiche Konsequenzen für beide (vgl. Brüsemeister, 2008, S. 111; Dausien, 2010, S. 370; Kade, 1983, S. 164ff.; Mazzei & Jackson, 2012, S. 746). Die Situation des Interviews unterscheidet sich prinzipiell von »natürlichen« Kommunikationssituationen im Alltag und nach Kade (1983) gilt, »daß die Wahrnehmung der Situation ›Interview‹ von der Interpretation dieser Situation durch den Interviewer und den Be-

fragten entscheidend beeinflusst wird« (S. 165). Vor diesem Hintergrund konstatiert die Autorin im Anschluss an Devereux (1976): »Alle Daten der sozialwissenschaftlichen Analyse haben als ›ausgelöstes Verhalten‹ zu gelten« (Kade, 1983, S. 166). Der Einfluss der Forschenden auf die zu erhebenden und zu analysierenden Daten und somit auch auf die Forschungsgegenstände an sich »wurde bisher jedoch stets nur als ›Störquelle‹ angesehen, die es tunlichst zu vermeiden, mindestens aber methodisch zu kontrollieren galt« (ebd.). Devereux (1976, S. 309) schlägt indes vor, die ›Störquelle‹ explizit miteinzubeziehen und die Vorstellung der Möglichkeit eines ›Forscher_innen-Blicks‹ von oben und außen, durch den sich gesicherte Erkenntnisse *über* die beforschten Subjekte erlangen ließen, zu verwerfen: »An ihre Stelle muß die Vorstellung treten, daß es um die Analyse der Interaktion zwischen beiden geht, wie sie in einer Situation stattfindet, in der beide zugleich für sich Beobachter und für den anderen Objekt sind« (ebd.). Diese Überlegungen widersprechen in fundamentaler Weise einer Aussage Schützes (2005), nach der in der qualitativen Sozialforschung »der forscherseitige Beeinflussungseffekt von Erhebungs- und Analyseverfahren, also ihre Reaktivität oder gar ›Unschärferelation‹« (S. 227) mit allen Mitteln zu verhindern sei. Die in der vorliegenden Arbeit vertretene Auffassung lässt sich demgegenüber folgendermaßen zusammenfassen: Der »forscherseitige Beeinflussungseffekt« (ebd.) ist immer vorhanden, auch wenn vielfältige Vorkehrungen zu dessen Minimierung getroffen werden (vgl. Dausien & Mecheril, 2006, S. 158f.). Er lässt sich auch mit sorgfältig erwogenen Maßnahmen nicht vollständig kontrollieren oder aufheben.¹

Nach dieser Darstellung von Besonderheiten der Interviewsituation und deren weitreichenden Implikationen im Hinblick auf die Analyse soll es im Folgenden um erzähltheoretische Grundlagen gehen, die in narrativen Interviews zum Tragen kommen. Zunächst werden die drei »Zugzwänge des Erzählens« (Schütze, 1976, S. 225) dargestellt, wie sie in den meisten methodischen Erläuterungen zum narrativen Interview zu finden sind. Mit dem Begriff des Zugzwangs ist in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit gemeint, dass von der erzählenden Person während des Erzählens spezifische Entscheidungen bezüglich der Gestaltung und der Strukturierung der Erzählung getroffen werden müssen. Anschließend geht es im Wesentlichen um die Fragen, wie sich das Verhältnis von Erfahren und Erzählen fassen lässt und was dieses Verhältnis für die Analyse bedeutet. Dabei geht es um eine Diskussion darüber, ob eine Erzählung überhaupt etwas repräsentiert und, wenn ja, was sie repräsentiert (z.B. einen Lebensausschnitt). Dieser Frage möchte ich an dieser Stelle jedoch nicht vorgreifen und ich werde im Folgenden zunächst auf die drei Zugzwänge des Erzählens eingehen. Diese Zugzwänge, das heißt der Gestaltschließungszwang, der Kondensierungszwang und

1 Zu Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung vgl. bspw. Steinke (2010) und Helfferich (2009).

der Detaillierungszwang (vgl. Schütze, 1976, S. 224f.), führen dazu, dass eine Erzählung in narrativen Interviews insgesamt kohärent und auf Vollständigkeit hin angelegt wird, um sie für das Gegenüber (d.h. die interviewende Person) verständlich und nachvollziehbar zu machen.

1) Mit dem *Gestaltschließungszwang* ist gemeint, dass die Gesprächspartner_innen darauf bedacht sind, »den Gesamtzusammenhang der erlebten Geschichte [...] durch das Darstellen *aller* wichtigen Teilereigniszusammenhänge in der Erzählung [zu] repräsentieren, da letztere sonst nicht vollständig, verständlich und ausgewogen wäre« (Schütze, 1976, S. 224). Brüsemeister (2008) spricht in diesem Zusammenhang von einem »Entscheidungshöhepunkt« (S. 109), auf den ein Erzählsegment hinausläuft, um zu einem Abschluss zu kommen.

2) Der zweite Zugzwang des Erzählens, der *Kondensierungszwang*, bezieht sich auf die Tatsache, dass für die Entfaltung der Erzählung nur ein relativ begrenzter Zeitrahmen zur Verfügung steht und sich die Erzählenden aus diesem Grund auf das aus ihrer Sicht Wesentliche beschränken müssen. Deshalb wird »der Tendenz nach *nur* das Ereignisgerüst der erlebten Geschichte berichtet« (Schütze, 1976, S. 224) und minutiöse Detailschilderungen haben in der Regel keinen Platz.

3) Der *Detaillierungszwang* ergibt sich demgegenüber aus dem Umstand, dass ein gewisser Grad an Detailliertheit vonnöten ist, um die Erzählung plausibel und verständlich zu machen. So müssen nach Schütze (1976) »kausale und motivationelle Übergänge zwischen den Ereignisknotenpunkten« (S. 225) verdeutlicht werden. Auch Personen, die an den erzählten Situationen mitbeteiligt waren, müssen vorgestellt bzw. eingeführt werden. Ebenfalls gilt es für die Erzählenden, die Erzählung entlang der tatsächlichen Chronologie ihrer Erfahrungen zu konstruieren, um für das Gegenüber verständlich zu sein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass aus diesen drei Zugzwängen des Erzählens folgt, dass die Gesprächspartner_innen »mehr erzählen als sie zunächst [...] vielleicht beabsichtigen, dass ihnen im Erzählvorgang auch mehr und mehr einfällt, und zum anderen, dass sie ihre Erzählungen aber auch beschränken müssen, um sich nicht völlig in allen möglichen Details zu verfangen« (Rosenthal, 2008, S. 141; vgl. Schütze, 1976, S. 225).

Mit Brüsemeister (2008, S. 110) kann an dieser Stelle die Frage aufgeworfen werden, weshalb sich Erzählende überhaupt um eine möglichst kohärente, vollständige und für das Gegenüber nachvollziehbare Darstellung ihrer Erzählung bemühen. Eine Antwort besteht darin, zu sagen, dass die Erzählenden auf freiwilliger Basis in die Kommunikation/Interaktion mit der interviewenden Person eingetreten sind. Ein narratives Interview ist jedoch – wie weiter oben bereits ausgeführt wurde – keine gewöhnliche Kommunikationssituation, sondern stellt eine spezifische Situation der Datenerhebung dar. In E-Mails im Zuge der Kontaktaufnahme sowie im Vorgespräch zum Interview ist es aus diesem Grund von großer Bedeutung, dass insbesondere eingehend über die Form und den Strukturverlauf

des narrativen Interviews sowie über das interessierende Thema (in meiner Studie: die Erfahrungen und Erwartungen der erzählenden Person im Kontext ihrer Fernbeziehung) informiert wird (vgl. ebd., S. 110f.). Diese Informationen stellen die Grundlage dafür dar, dass die Interviewsituation von den Erzählenden als vertrauensvoll wahrgenommen werden kann.

Allgemein handelt es sich bei Erzählungen um retrospektive Darstellungen von persönlichen Erfahrungen aus der Erinnerung (vgl. Brüsemeister, 2008, S. 112f., im Anschluss an Schütze). Das Erzählen »geschieht [...] aus dem Heute heraus und gibt diesbezüglich Informationen über den Endpunkt der geschilderten Situationen, Erlebnisse und Entscheidungen: den Erzähler in der Jetzt-Zeit« (ebd., S. 107). Die Art und Weise, in der über in der Vergangenheit liegende Erfahrungen und Erwartungen erzählt wird, ist an die gegenwärtige Situation des Erzählens gekoppelt. Aufgrund einer spezifischen Gegenwart werden von einer erzählenden Person in der Erinnerung unterschiedliche Relevanzsetzungen oder Re-Interpretationen vorgenommen (vgl. Rosenthal, 2008, S. 166f.). Dieser Vorgang, der in einem gewissen Sinne eine Veränderung von Vergangem in der Gegenwart des Erzählens bedeutet, kann allerdings »nicht als eine jeweils von der erlebten Vergangenheit losgelöste Konstruktion« (Rosenthal, 2008, S. 167) verstanden werden. Rosenthal (2008) spricht in diesem Kontext von einer »dialektische[n] Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen« (S. 168). Damit ist die Annahme verbunden, dass Erzählungen »sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben« (ebd.) verweisen. Auch (in der Vergangenheit liegende sowie gegenwärtige) Zukunftsantizipationen und damit verbundene Erwartungen spielen in der gegenwärtigen Situation des Erzählens eine nicht unbedeutende Rolle (vgl. ebd.).

Zum Erzählvorgang im situativen Kontext des narrativen Interviews führt Brüsemeister (2008, S. 113) unter Verweis auf Schütze aus, dass die Erzählenden sprachlich einerseits deutlich zwischen zu einem früheren Zeitpunkt im Leben gemachten Erfahrungen und den späteren Einschätzungen ebendieser Erfahrungen unterscheiden würden. Zweitens unterscheiden sie zwischen früheren – direkt während der erzählten vergangenen Situationen vorgenommenen – und gegenwärtigen Einschätzungen, Bewertungen und reflexiven Haltungen zu bestimmten Erfahrungen und berichteten Situationen. Damit wird auf die Tatsache hingewiesen, dass die erzählende Person im Interview explizit darzustellen versucht, welchen Wandlungen »Bedeutungen eines lebensgeschichtlichen Ereignisses« (ebd., S. 114) im Verlauf der Zeit unterliegen. Alheit und Glaß (1986) sprechen gar davon, dass sich nicht nur die Bewertungen vergangener Erfahrungen, sondern auch die Erfahrungen selbst im biografischen Verlauf verändern:

Eine einmal gemachte Erfahrung bleibt ja nicht ein für allemal dieselbe. Sie verändert sich im Zuge neuer Erfahrungen. Ihr Platz im »Gebäude« biographisch auf-

geschichteter Erfahrungen wandelt sich. [...] Erfahrung ist eine im Prozeß der Lebensgeschichte zwar veränderbare und gewöhnlich auch veränderte Dimension des ›autobiographischen Gedächtnisses‹, zugleich aber Ausdruck und Bestandteil einer spezifischen historischen und sozialen Lebenswelt. (S. 27f.; vgl. hierzu auch Koselleck, 1995, S. 358)

Puhr (2017) betont darüber hinaus, dass Erzählungen »als kontingente autobiographische Konstruktionen« (S. 42) verstanden werden könnten (vgl. hierzu auch Kokemohr & Koller, 1994, S. 7f.; Koller, 1999, S. 176ff.), denn etwas in einer Erzählung zur Darstellung Gebrachtes hätte immer auch anders erzählt werden können:

Eine Erzählung entsteht im Zuge des Erzählens aus der differentiellen Vielschichtigkeit möglicher Ich- und Weltaspekte. Diese Geschichte trägt die Spuren der Situativität und Fragilität von Selbst- und Welt Darstellungen ebenso wie sie auf den konstruierenden Charakter mit Blick auf das Erzählen, das Erzählte, dessen Kontext, die/den Fragenden bzw. Hörenden und die Interpretationen verweist. (Puhr, 2009, S. 20; vgl. Alheit & Dausien, 2009, S. 305f.)

In Anbetracht dieser Charakteristika des Erzählens wurde von verschiedenen Autor_innen zu Recht auf die problematische »Analogiesetzung« (Flick, 2009, S. 237) von Erfahrung und Erzählung bei Schütze hingewiesen (vgl. bspw. Bude, 1985, S. 329f.; Koller, 1999, S. 175ff.). Damit ist die Annahme Schützes gemeint, dass Sozialforscher_innen über erzählgenerierte Daten besonders nah an die von den Erzählenden erfahrene ›Wirklichkeit‹ herankämen, das heißt: So, wie etwas in der Gegenwart »erzählt wird, ist es auch erfahren worden« (Bude, 1985, S. 329). Entsprechend findet sich bei Schütze (1976) die folgende Festlegung: »In der narrativ-retrospektiven Erfahrungsaufbereitung wird prinzipiell so berichtet, wie die lebensweltlichen Ereignisse [...] vom Erzähler als Handelndem erfahren worden sind« (S. 197). Problematisch an einer derartigen Verhältnisbestimmung von Erfahrung und Erzählung ist unter anderem die Vernachlässigung der Tatsache, dass im Rückblick und aufgrund der gegenwärtigen Situation der erzählenden Person Vergangenes re-interpretiert und zu verschiedenen Zeiten im biografischen Verlauf je unterschiedlich erinnert und erzählt wird. Dies bedeutet indes nicht, dass Erfahrung und Erzählung völlig voneinander entkoppelt sind (vgl. Rosenthal, 2008, S. 168). Es geht darüber hinaus auch nicht um eine etwas anders gelagerte Kritik an diesem Interviewverfahren, wie sie beispielsweise von Brüsemeister (2008) referiert (jedoch nicht geteilt) wird:

Ein Kritikpunkt am narrativen Interviewverfahren ist, inwieweit Erzählungen eigener Erlebnisse über eine Vergangenheit berichten, wie sie wirklich war, oder inwieweit Erzählungen Teil einer fiktionalisierten Darstellung sind – oder beides (vgl. auch Rosenthal 1995). Man könnte sagen, dass Ereignisse, die man erlebt hat, durch biografische Rückblicke dauernd umgeformt werden, so dass narrative In-

interviews für die Sozialforschung eigentlich keinen Wert hätten, da niemand unterscheiden kann, was damals wirklich passierte oder von heute aus dazugedichtet wird. (Brüsemeister, 2008, S. 145f.)

Diese beiden unterschiedlich gelagerten Positionen (Analogiesetzung und Fiktionalisierung) eint ein unhinterfragtes Verständnis, nach dem empirische Untersuchungen so etwas wie einen ungefilterten Zugang zum Realen ermöglichen (vgl. bspw. Schäfer, 2006, S. 92; Wimmer, 2014, S. 405f.). Die Frage nach einer ›wirklichen Wirklichkeit‹ wird jedoch bedeutungslos, wenn berücksichtigt wird, dass Daten »nicht die Dinge an sich ohne Bedeutung, sondern selbst schon ein spezifischer Zustand der Realität, nicht das Reale selbst« (Wimmer, 2014, S. 409) sind. Und wenn Gesprächspartner_innen in narrativen Interviews etwas ›dazudichten‹ oder Erlebnisse ›fiktionalisiert darstellen‹ (vgl. Brüsemeister, 2008, S. 145f.), dann tun sie dies nicht zuletzt deshalb, weil sie in ihrem Erleben wie auch im späteren Erzählen nie ganz mit sich selbst identisch sind (vgl. Gregor, 2018, S. 92ff.; Zirfas, 2002, S. 65).

Im Anschluss an diese Überlegungen stellt sich die forschungspraktisch bedeutende Frage, welchen Status die Erzählungen von biografisch relevanten Erfahrungen und Erwartungen letztlich in der Analyse haben. Diese Frage verweist auf die Thematik der Repräsentation: Repräsentieren die Erfahrungen und Erwartungen etwas? Und falls ja, was repräsentieren sie? Diese Fragen sollen nun vor dem Hintergrund einiger für die vorliegende Studie zentralen erzähltheoretischen Überlegungen diskutiert werden, wobei einige weiter oben bereits angesprochene Aspekte erneut aufgegriffen werden.

Schütze (2005) weist darauf hin, dass nicht nur die Inhalte der Erzählungen bedeutsam seien, sondern vor allem auch »das *Wie* der Hervorbringung von kommunikativen Aktivitäten und Erlebnissen« (S. 218). Damit verschiebe sich die Perspektive auf die erzählten Erfahrungen wie folgt:

Sie [die vermittelten Erfahrungs- und Kommunikationsgehalte, Anm. MS] werden nicht mehr im Sinne ihrer wortwörtlichen Oberflächenrepräsentationen (z.B. im Sinne einer Aussage mit dem abgehobenen neutralen Gestus einer wissenschaftlichen Studie, die interessefrei ›wahr spricht‹) genommen, sondern in ihrer situationsgestaltenden Funktion für die sozialen Prozessen [sic!], in denen sie zum Ausdruck kommen, betrachtet [...]. (Ebd.)

Es gilt somit, die Besonderheit der kommunikativen Situation in narrativen Interviews zu berücksichtigen: Erzählende und Forschende befinden sich in einer spezifischen Interaktions-/Kommunikationssituation, in der die Erzählung performativ hervorgebracht wird. Vor diesem Hintergrund folge ich Nünning und Nünning (2002, S. 24f.), die unter Bezugnahme auf Herman (1999, S. 16) konstatieren, dass der Fokus bei vielen neueren erzähltheoretischen Ansätzen nicht mehr so stark auf

dem Produkt der Erzählung liege, sondern vielmehr auf den Prozessen der Hervorbringung der Erzählung sowie auf der Analyse, wobei diese nie unabhängig von der Position und der Perspektive der interviewenden/forschenden Person seien.

Des Weiteren soll dem kontingenten Charakter der Erzählungen Rechnung getragen werden. Dies bedeutet, dass Erzählungen als retrospektive Darstellungen von Erfahrungen und Erwartungen wie bereits erläutert immer auch anders hätten konstruiert werden können. Es wäre darüber hinaus ein Irrtum, eine Erzählung mit den erzählten Erfahrungen gleichzusetzen, obwohl dies nicht heißt, dass die Erzählung ganz unabhängig vom Erfahrenen hervorgebracht wird und von diesem vollständig entkoppelt ist. Müller (2014) hält fest, dass in Erzählungen

die lebensgeschichtlichen Ereignisse stets aus dem Blickwinkel des Autors oder der Autorin ausgewählt, geordnet und in bestimmten narrativen Formaten präsentiert werden und daher niemals mit dem identisch sind, was sich im tatsächlichen Leben abgespielt hat. Das Erzählen beruht [...] auf der Erinnerungstätigkeit des erzählenden Subjekts, eine Tätigkeit, die unterschiedliche Wege gehen kann [...]. (S. 541)

Dieser Aussage Müllers lässt sich hinzufügen, dass Erfahrungen und Erwartungen von den Erzählenden auch vor dem Hintergrund von Erwartungen, die der zuhörenden Person unterstellt werden, ausgewählt und in spezifischer Weise erzählerisch konstruiert werden. Doch selbst wenn Erzählungen konstruiert sein mögen, so sind sie gleichwohl »keine beliebigen Erfindungen« (ebd.). Sie entstehen nicht losgelöst von biografischen Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten (vgl. Koselleck, 1995, S. 354), die von den Erzählenden im Rückblick und zum spezifischen Zeitpunkt des narrativen Interviews als relevant erachtet werden. Angesichts dieser Überlegungen lässt sich mit Müller (2014) sagen, dass es sich bei Erzählungen um »Versionen« (S. 541) handelt, »die das Geschehene oftmals im kritischen Gegenzug zu individuellen oder kollektiven Erinnerungsroutinen erkunden und zur Geltung bringen sollen« (ebd.). Mit dieser Formulierung wird erneut die kontingente Verfasstheit von Erzählungen betont, wobei sich neben der erzählten Version »immer auch alternative Versionen denken lassen« (ebd.).

Festhalten lässt sich somit, dass eine Erzählung nicht das Reale selbst repräsentiert, sondern einen ganz bestimmten – nicht zuletzt durch die Forschung selbst – hervorgebrachten »Zustand der Realität« (vgl. Wimmer, 2014, S. 409) darstellt. Eine Erzählung wird performativ in der spezifischen Situation des Interviews erzeugt und ist kontingent:

Lebensgeschichtliche Erzählungen können [...] als Artikulationen biographischer Erfahrung verstanden werden. Der Terminus Artikulation bezeichnet dabei den Prozeß der sprachlichen Darstellung von etwas, was in diesem Prozeß nicht re-

präsentiert oder ausgedrückt, sondern allererst hervorgebracht wird. (Kokemohr & Koller, 1994, S. 7f.)

Eine Erzählung lässt sich vor diesem Hintergrund nicht als »identisch wiederholbare Wahrheit (des erzählenden Individuums)« (Gregor, 2018, S. 94) bestimmen. Stattdessen kann eine Erzählung nur »als räumlich, zeitlich und sozial situierte (und in der Interaktion mit den Interviewenden) verortete Narration« (ebd.) verstanden werden. Diese Situierungen (etwa in der prozesshaften bzw. durch die prozesshafte Interaktionssituation des Interviews) (vgl. ebd.) gilt es sehr genau zu analysieren. Letztlich geht es jedoch nicht um die Frage, »wie das Leben, von dem ein Text erzählt, »wirklich« (gewesen) ist, sondern um die Entwicklung einer dichten, am Material plausibilisierten und differenzierten Theorie über biografische Konstruktionsmodi und die Kontexte, die sie hervorgebracht haben [...]« (Dausien, 2010, S. 369; vgl. Gregor, 2018, S. 94). Unter Punkt 3.4 (Auswertungsverfahren: Narrationsanalyse nach Schütze und eigene Adaptionen) wird auf einige dieser Überlegungen zurückzukommen sein. Im Folgenden wird aber zunächst auf die Beschreibung des forschungspraktischen Vorgehens und anschließend den Transkriptionsprozess eingegangen.

3.2 Forschungspraktisches Vorgehen: Feldzugang, Fallauswahl und Durchführung der Interviews

Zu Beginn der Datenerhebungsphase wurde eine Webrecherche durchgeführt, um mögliche Gesprächspartnerinnen zu finden. Diese Webrecherche führte zu fünf deutschsprachigen Weblogs, in welchen Personen über ihre Fernbeziehungserfahrungen berichteten. Daraufhin wurden diese Personen entweder per E-Mail (wenn eine E-Mailadresse angegeben war) oder per Kontaktformular, das in vielen Weblogs üblich ist, angeschrieben. In diesen Anfragen stellte ich mich als Erziehungswissenschaftlerin, die eine Dissertation über Fernbeziehungen schreibt, vor. Ich umriss in groben Zügen mein Forschungsvorhaben und fragte an, ob sie zu einem Gespräch über ihre Erfahrungen mit der Fernbeziehung bereit wären. Dabei erwähnte ich, dass ich aufgrund ihrer Fernbeziehungsberichte im Weblog auf sie aufmerksam geworden sei. Eine zweite Strategie bestand darin, in meinem Bekannten- und Freundeskreis zu fragen, ob jemand eine Person kenne, die in einer Fernbeziehung lebt (»Schneeballprinzip«). Drittens wurden bei der Suche nach Gesprächspartnerinnen in verschiedenen Schweizer Hochschulen und Universitäten Aushänge angebracht, in denen wiederum das Forschungsvorhaben skizziert wurde.

Auf diesen unterschiedlichen Wegen gelang es, insgesamt vier Personen zu finden, die sich zu einem narrativen Interview bereit erklärten. Alle Personen verste-

hen sich selbst als Frauen² und befanden sich zum Zeitpunkt des Gesprächs in sich als Heterobeziehungen verstehenden Fernbeziehungen. Mit zwei dieser vier Gesprächspartnerinnen wurden zwei Interviews geführt, da der Bedarf für weitere Klärungen und Ausführungen nach dem ersten Gespräch mit diesen beiden Frauen besonders hoch war und dies ein zweites Gespräch nahelegte. Insgesamt wurden somit sechs narrative Interviews durchgeführt, die alle zwischen 45 Minuten und 100 Minuten dauerten. Die Interviewtranskripte dieser sechs Interviews bilden die empirische, textuelle Materialgrundlage der vorliegenden Studie. Jeder einzelne Interviewtext birgt eine große Komplexität hinsichtlich biografischer Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) im Kontext der Fernbeziehungsthematik. Diese Materialgrundlage kann als ausreichend angesehen werden, um in Kapitel 4 (Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen) – und in Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) erweitert um eine diffraktive Perspektive – als Basis für die Gewinnung qualitativ-empirisch fundierter Erkenntnisse zu dienen.

Ich habe in meiner Studie mit Frauen über die Erfahrungen mit ihrer Fernbeziehung und die diesbezüglichen Erwartungen gesprochen. Diese Entscheidung war nicht zufällig, denn es kann angenommen werden, dass es spezifisch weibliche biografische Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte gibt, die nicht unabhängig von normalisierten gesellschaftlichen Verhältnissen in Bezug auf hegemoniale Geschlechterarrangements zu sehen sind. Ich wollte keine geschlechtliche Differenz als Ausgangspunkt der Untersuchung setzen, was eher der Fall gewesen wäre, wenn ich sowohl Frauen als auch Männer interviewt hätte. Mir ging es darum, Arten und Weisen der Vergeschlechtlichung, die in den Erzählungen der Frauen manifest wurden, während des Forschungsprozesses selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen und diese als durch hegemoniale Geschlechterverhältnisse konstituiert – das heißt, als diskursiv-materielle, gesellschaftlich produzierte ›Effekte‹, die normalisierende Wirkungen haben – zu verstehen. Die Beschränkung auf sich als heterosexuell verstehende Frauen hing ebenfalls mit der Frage nach Normalisierungsaspekten zusammen, weil davon ausgegangen werden kann, dass diese bei sich als homosexuell verstehenden (Fern-)Beziehungen noch in vielen weiteren Hinsichten thematisch werden würden. Diese Fokuserweiterung konnte im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht geleistet werden. Neben der Heterosexualität gibt es drei weitere Aspekte, anhand derer sich die Fallauswahl der vorliegenden Studie charakterisieren lässt: 1) Die Altersunterschiede zwischen den vier Frauen waren relativ gering (alle waren zwischen 22 und 32 Jahre alt). 2) Alle hatten an einer Hochschule studiert (oder befanden sich zum Zeitpunkt des Gesprächs noch

2 Aufgrund dieser Tatsache verwende ich im Folgenden ausschließlich die weiblichen Formen »Gesprächspartnerin/Gesprächspartnerinnen« oder »Erzählerin/Erzählerinnen«.

im Studium) und 3) alle Gesprächspartnerinnen kamen aus (mehrheitlich) deutschsprachigen Ländern (drei Personen aus der Schweiz und eine Person aus Deutschland). Es gab allerdings erhebliche Unterschiede etwa hinsichtlich der Dauer der Fernbeziehung und der Gründe, die zu dieser Beziehungsform geführt haben. Auch befanden sich nicht alle vier Gesprächspartnerinnen seit Beginn ihrer Beziehung in einer Fernbeziehung: Eine Person (Gesprächspartnerin L.) hatte mit ihrem Partner vor der Fernbeziehungsphase eine ›Nahbeziehung‹ geführt und mit diesem zusammengewohnt.

Nach diesen beschreibenden Ausführungen zum Feldzugang und zur Fallauswahl bzw. zur Materialgrundlage der vorliegenden Untersuchung wird im Folgenden die konkrete Durchführung der narrativen Interviews erläutert. Im Rahmen der Terminvereinbarung und/oder bei der Klärung offener Fragen war mit den Gesprächspartnerinnen im Vorfeld des Gesprächs ein kurzer E-Mail-Austausch entstanden. Bereits in diesen E-Mails (spätestens aber zu Beginn des Gesprächs) wurde zum Du gewechselt. Die beiden Gespräche mit Gesprächspartnerin L. wurden aus forschungspragmatischen Gründen aufgrund des weiten Reisewegs über Skype geführt. Bei den anderen vier Gesprächen wurde der Interviewort dem Wunsch der Gesprächspartnerinnen angepasst, wobei jedoch darauf geachtet wurde, dass es sich um einen möglichst ruhigen Ort handelte, an welchem ein Gespräch ungestört ablaufen konnte. In drei Fällen fand das Gespräch in einem Café statt und einmal traf ich eine Gesprächspartnerin im Freien auf einer Parkbank.

In einem Vorgespräch, das heißt einer Orientierungsphase³, wurde über den Ablauf des Interviews informiert und den Gesprächspartnerinnen wurde erläutert, dass es sich um ein offenes Interviewformat handle und somit nicht um ein ›Frage-Antwort-Spiel‹, wie sich viele ein klassisches Interview gemeinhin vorstellen. Dies ging mit dem Hinweis einher, dass ich als Interviewerin ihre Erzählung nicht unterbrechen und mir nur zwischendurch einige Notizen machen würde. In dieser ersten Phase des Gesprächs teilte ich den Gesprächspartnerinnen des Weiteren mit, dass ich erst nach ihrer Erzählung, in einem Nachfrageteil, einige Fragen stellen und auf Aspekte in ihrer Erzählung zurückkommen würde, die mir entweder unklar gewesen seien oder zu denen ich noch mehr in Erfahrung bringen wollte. Nach diesem Vorgespräch zum Ablauf des Interviews, der Frage bezüglich der Einwilligung zur Audioaufnahme sowie meiner Erklärung zur Verschwiegenheit und zum Datenschutz – das heißt der Zusicherung, dass alle Angaben zur Person der Erzählerin oder andere personenbezogene Daten anonymisiert würden, sodass

3 Erläuterungen zu dieser ersten Gesprächsphase in narrativen Interviews sowie zur Erzählgenerierung finden sich beispielsweise bei Brüsemeister (2008, S. 128f.); Ederer (2005, S. 122f.); Egger (2005, S. 114f.); Glinka (1998, S. 132ff.); Kergel (2018, S. 178f.); Schütze (1983, S. 285) und Rosenthal (2008, S. 144ff.).

keinerlei Rückschlüsse auf Identitäten möglich seien – wurden die Gesprächspartnerinnen mit einer Eröffnungsfrage konfrontiert, die zur Erzählung anregen sollte. Diese Eröffnungsfrage lautete wie folgt:

Ich möchte Dich bitten, mir die Geschichte Deiner Fernbeziehung zu erzählen, all die Erlebnisse, die Dir einfallen und welche Erfahrungen Du bis jetzt gemacht hast. Bitte erzähle auch darüber, welche Erwartungen du in Bezug auf deine Fernbeziehung hast. Mich interessiert alles, was Dir dazu in den Sinn kommt, auch Dinge, die Du vielleicht nicht für so wichtig erachtest. Du kannst Dir dazu so viel Zeit nehmen, wie Du möchtest.

Hauptelement eines narrativen Interviews ist die sogenannte Stegreiferzählung, welche die Erzählenden »zu einer umfassenden und detaillierten Schilderung persönlicher Ereignisentwicklungen und entsprechender Erlebnisse im vorgegebenen Themenbereich veranlassen soll« (Egger, 2005, S. 114). Dies ist »ein komplexer Vorgang der (Re-)Konstruktion sozialer Wirklichkeit« (ebd.). Wie der oben aufgeführten Eröffnungsfrage entnommen werden kann, wurden die Gesprächspartnerinnen in der vorliegenden Studie gebeten, von ihren Fernbeziehungserfahrungen zu berichten und darzustellen, welche Erwartungen sie in Bezug auf ihre Beziehung haben. Es ging somit nicht darum, dass die gesamte Lebensgeschichte zu erzählen war. Die biografische Bedeutsamkeit einzelner Erfahrungen besteht darin, inwiefern diese vom Individuum als relevant wahrgenommen wurden und wie sie bewältigt werden konnten (vgl. ebd.). Individuelle Lebensereignisse haben vor diesem Hintergrund

den Charakter von äußeren Anstößen, die ihre Bedeutung erst durch die individuelle Verarbeitungsstruktur einer Person erhalten. Und diese Verarbeitungsstruktur basiert maßgeblich auf einer bereits durch frühere Erfahrungen entfalteten Gestalt biografisch aufgeschichteten Erlebens. (Ebd.)

Während der Erzählungen versuchte ich als Interviewerin eine »kommunikationsstützende Haltung« (ebd., S. 115) einzunehmen, wobei die Gesprächspartnerinnen mit verbalen sowie nonverbalen Signalen (durch aktives Zuhören) zum Weitersprechen ermuntert wurden und der Erzählfluss nicht durch Nachfragen gestört werden sollte. Keinesfalls sollte die Erzählung durch wertende Urteile über das Gehörte unterbrochen werden. Besonders wichtig war es während dieser Phase des Gesprächs zudem, als Interviewerin nicht zu rasch das Wort zu ergreifen, sollte die Gesprächspartnerin die Erzählung einmal kurz unterbrechen und sich für das nachdenkende Vergegenwärtigen einer Situation etwas Zeit nehmen (vgl. Ederer, 2005, S. 123ff.; Schütze, 1976, S. 228). Dies gelang mir nicht während aller sechs Gespräche gleich gut und vor allem zu Beginn der Datenerhebung störte ich die Gesprächspartnerinnen zuweilen zu voreilig mit eigenen Fragen. Dies konnte ihren Erzählfluss ins Stocken bringen. Indem ich in solchen Situationen versuchte, das Gespräch am Laufen zu halten, unterbrach ich die Erzählungen und die Gedan-

kengänge, zu deren Formulierung die Erzählerinnen etwas mehr Zeit gebraucht hätten, jeweils erneut. Dieses Verhalten wurde mir teilweise bereits während der Gespräche bewusst, weshalb ich versuchte, mich im Fortgang mit Fragen zunächst zurückzuhalten. Insbesondere war aber der Transkriptionsprozess, mit dem ich praktisch immer unmittelbar im Anschluss an die Interviews begann, in Bezug auf diese Einsicht sehr hilfreich und so war es mir für die weiteren Gespräche möglich, mein Interviewerinnenverhalten stetig etwas zu verbessern.

Mit den immanenten Nachfragen sollte erst eingesetzt werden, nachdem die Erzählerin ihre Erzählung offensichtlich beendet hatte. Diesen Endpunkt hat Schütze (1983) als »Erzählkoda« (S. 285) bezeichnet. In dieser Nachfragephase des Gesprächs wurde das Ziel verfolgt, »nicht plausibel gewordene Stellen besser zu verdeutlichen oder die Erzählung von einer bestimmten Stelle an noch einmal zu vertiefen« (Egger, 2005, S. 115). Dabei war es bedeutsam, auch diese spezifischeren Fragen im Sinne von Anstößen zur Erzählgenerierung zu formulieren und insbesondere Warum-Fragen zu vermeiden, um die Gesprächspartnerinnen nicht unter Legitimationsdruck zu stellen (vgl. ebd.; Brüsemeister, 2008, S. 127; Rosenthal, 2008, S. 149):

Für jede Stelle weiterer Erzählmöglichkeit, insbesondere an Stellen mangelnder Plausibilisierung, wird zunächst einmal der status quo ante im Erzählvorgang wiederhergestellt. Die letzte detaillierte narrative Passage wird aus der Erinnerung zitiert, und dann fährt der Interviewer fort: »Ja und dann habe ich das Weitere nicht richtig mitbekommen. Ob sie von diesem Punkt an das noch einmal erzählen könnten?« (Schütze, 1983, S. 285)

Jedes Gespräch wurde im Anschluss an diesen Nachfrageteil durch eine Bilanzierungsphase bzw. durch exmanente Nachfragen ergänzt. Dabei bat ich die Erzählerinnen, das Erzählte zu abstrahieren und dabei systematische Zusammenhänge zu explizieren. Dabei ging es um die Möglichkeit, die »Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst« (ebd.) für das Gespräch fruchtbar zu machen. Nicht zuletzt sollte diese Phase der Erzählerin die Gelegenheit bieten, einerseits den Gesprächsverlauf abschließend zu bewerten und andererseits gegebenenfalls noch etwas zu modifizieren oder hinzuzufügen, das zusätzlich als wichtig erachtet wurde, jedoch bisher nicht zur Sprache gekommen war (vgl. Ederer, 2005, S. 127). Als »Abrundungen« für narrative Interviews schlägt Rosenthal (2008, S. 151) vor, nach besonders schwierigen bzw. schönen Erlebnissen zu fragen. Dieser Empfehlung folgend schloss ich die Gespräche jeweils ab, indem ich zunächst fragte, was die Gesprächspartnerin momentan als das Schwierigste an der Fernbeziehung empfinde, und anschließend die Frage nach dem für sie besonders Bereichernden an dieser Beziehungsform stellte.

Nach dem exmanenten Nachfrageteil wurde das Aufnahmegerät jeweils ausgeschaltet und die am Gespräch Beteiligten tauschten sich in der Regel in einem

informellen Rahmen weiter aus. Insbesondere wurde häufig das Erleben der Interviewsituation besprochen und ich sicherte an dieser Stelle nochmals die Anonymisierung aller personenbezogenen Daten während der Transkription zu. Des Weiteren bot ich den Gesprächspartnerinnen an, ihnen, sofern erwünscht, das Transkript zuzusenden, was diese in allen Fällen bejahten. Zudem fragte ich noch einmal (wie bereits in den E-Mails bei der Kontaktanfrage), ob ich mich gegebenenfalls ein weiteres Mal bei ihnen melden dürfte, sollte ich ein zweites Gespräch für notwendig halten.

3.3 Transkription

Mit der Transkription »wird die Dokumentation flüchtiger kommunikativer Austauschprozesse zum Zwecke wissenschaftlicher Analyse« (Dittmar, 2002, S. 52) bewerkstelligt. Bei diesem Vorgehen handelt es sich um einen komplexen Übersetzungsprozess von gesprochener in geschriebene Sprache und damit um eine notwendige Vorarbeit im Hinblick auf die Auswertung von Interviews. Auch parasprachliche Äußerungen, die sich während der direkten kommunikativ-interaktiven Interviewsituation ereignet haben, fließen (sofern dies die Qualität der Audioaufnahme zulässt) in die regelgeleiteten (siehe unten) Verschriftlichungen ein. Der wissenschaftliche Anspruch an eine Transkription liegt nach Dittmar (2002) in der »möglichst genau abbildende[n]« (S. 53) Wiedergabe einer Kommunikationssituation, wobei die Genauigkeit einer solchen Wiedergabe jedoch nie absolut, sondern nur in einem relativen Sinne möglich ist (vgl. ebd.). Grundsätzlich ist diesbezüglich festzuhalten, dass Transkribierende nicht »einfach auf dem Papier ab[bilden], was im Gespräch gesagt und getan wird, und Leser von Transkripten wissen danach, wie ein Gespräch ablief« (Kowal & O'Connell, 2012, S. 440). Dies macht deutlich, dass der Transkriptionsprozess keinen trivialen Schritt darstellt, der durchgeführt werden muss, bevor mit der »eigentlichen Analysetätigkeit« begonnen werden kann. Vielmehr erfordert die Transkription zahlreiche methodologische Überlegungen, denn das Transkriptionssystem und das Transkriptionsverfahren beeinflussen bereits die Erkenntnisse, die durch die nachfolgende Analyse überhaupt aus den Interviewtexten gewonnen werden können. Diese Überlegung zur Transkription wird beispielsweise von Flick (2009) wie folgt festgehalten: »Die Texte, die auf diesem Weg entstehen, konstruieren die untersuchte Wirklichkeit auf besondere Weise und machen sie als empirisches Material interpretativen Prozeduren zugänglich« (S. 384; vgl. Rose, 2012, S. 233). Kowal und O'Connell (2012, S. 440) sprechen in diesem Zusammenhang von der »Theoriegeladenheit« von Transkripten und einer erheblichen Reduktion der »wirklichen« Gesprächssituation durch »selektive Konstruktionen« (ebd.). Diese grundsätzlichen Überlegungen leiten auch die nachfolgenden Ausführungen zur Erstellung der Transkripte.

Alle aufgezeichneten Interviews wurden mithilfe der Transkriptionssoftware F5 vollständig transkribiert. Die Audioaufnahme von jedem Gespräch wurde während des Transkriptionsprozesses mehrmals angehört. Vier der sechs Interviews waren auf Schweizerdeutsch geführt worden und wurden im Zuge der Transkription auf Schriftdeutsch übersetzt. Dabei wurde versucht, die Satzstellung so wenig wie möglich zu verändern und den Wortlaut präzise zu übersetzen. Einige Formulierungen, die als Eigenheiten der verschiedenen schweizerdeutschen Dialekte angesehen werden können, wurden nicht übersetzt, sondern wörtlich übernommen und – falls als erklärungsbedürftig erachtet – in der Analyse erläutert. Ortsangaben, Namen von Organisationen, Personennamen oder andere personenbezogene Informationen wurden in den Verschriftlichungen zu Anonymisierungszwecken entweder in verallgemeinernder Weise wiedergegeben (z.B. »(Stadt)«), durch Auslassungen »(...)« dargestellt oder im Falle von Namen abgekürzt (z.B. »A.«), sodass keine Rückschlüsse auf die Identitäten der Gesprächspartnerinnen oder anderer im Gespräch genannter Personen gezogen werden können.

Da in der vorliegenden Untersuchung aufgrund des Erkenntnisinteresses keine linguistische Textanalyse angestrebt wurde, wurden bei der Transkription nicht alle prosodischen Feinheiten der Sprache (z.B. Heben oder Senken der Stimme; Sprechtempo; Betonungen) berücksichtigt. Gewisse parasprachliche Äußerungen wie Lachen oder Seufzen sowie besondere Ereignisse, laute Geräusche oder andere Störungen, die sich während des Gesprächs ereignet hatten, wurden in den Transkripten aber dennoch festgehalten, da diese möglicherweise einen Einfluss auf den Gesprächsverlauf hatten. Insbesondere wurden auch Verzögerungslaute sowie Planungs- und Verlegenheitspausen abgebildet, wie dies Fuchs-Heinritz (2009, S. 289) vorgeschlagen hat.

Die nachstehenden Transkriptionsregeln entstanden in Anlehnung an verschiedene Autor_innen (Dittmar, 2002, S. 81ff.; Flick, 2009, S. 379ff.; Kowal & O'Connell, 2012) und auf der Grundlage eigener Überlegungen:

Äh, ähm, öh	Verzögerungslaute und Planungspausen
Mh, mhm	Zustimmung
Hm	Verneinung
(unverständlich)	Aufgrund der Tonaufnahme nicht verständlich
(unklarer Wortlaut)	Bei Unklarheiten oder beinahe Unverständlichem wird der Wortlaut mit Fragezeichen in Klammern gesetzt, z.B. <i>(Abmachung?)</i>
(Ereignisse/Störungen od. parasprachliche Elemente)	Besondere Ereignisse, Störungen sowie parasprachliche Elemente werden in Klammern gesetzt, z.B. <i>(lacht)</i> , <i>(holt tief Luft)</i> , <i>(laute Musik im Hintergrund)</i>
...	Satz- oder Wortabbruch, z.B.: <i>I: Also dann wollte ich dich noch ... du hattest ja bereits erzählt, dass ...</i>
=	Satzunterbrechung, während eine andere Person noch spricht, z.B.: <i>I: Ah, du meinst also die Ge ...=</i> <i>A: = ja genau, die Geschichte von letztem Monat.</i>
(kürzere Sprechpause)	Sprechpause < 10 Sek.
(längere Sprechpause)	Sprechpause > 10 Sek.

3.4 Auswertungsverfahren: Narrationsanalyse nach Schütze und eigene Adaptionen

In diesem Kapitel wird erläutert, wie sich das Vorgehen bei der Analyse der narrativen Interviews in der vorliegenden Studie gestaltete. Diesbezüglich lässt sich zunächst festhalten, dass die Ausführungen unter Punkt 3.1 (Zur Besonderheit der Interviewsituation aus erzähltheoretischer Perspektive) einen Orientierungsrahmen für das nachfolgend zu beschreibende Analyseverfahren bilden. Die von Fritz Schütze (1983, S. 286ff.) vorgeschlagenen einzelnen Schritte der Narrationsanalyse dienten als Ausgangspunkt und stellten die Grundlage für die Arbeit am empirischen Material dar:

- 1) formale Textanalyse,
- 2) strukturelle inhaltliche Beschreibung,
- 3) analytische Abstraktion,
- 4) Wissensanalyse,
- 5) kontrastive Vergleiche und
- 6) Konstruktion eines theoretischen Modells (vgl. ebd.).

Im Folgenden beziehen sich jeweils zwei Absätze auf einen Analyseschritt, wobei im ersten Absatz die Vorschläge Schützes dargelegt und direkt daran anschließen-

de Überlegungen anderer Autor_innen diskutiert werden, sofern diesen eine besondere Relevanz für die vorliegende Untersuchung beigemessen wurde. Im zweiten Absatz werden über Schütze hinausgehende Vorschläge als Erweiterungen und im Sinne eigener Überlegungen zur Adaption der einzelnen Analyseschritte erläutert. Die Adaptionen waren aufgrund des dieser Studie zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses erforderlich und ergaben sich als Konsequenz der bereits unter Punkt 3.1 dargelegten kritischen Einwände gegen Schütze. Der jeweils zweite Absatz dient insbesondere der Transparentmachung des konkreten Vorgehens bei der Analyse.

Vorwegschickend lässt sich festhalten, dass bei den ersten vier Analyseschritten die Vorschläge Schützes weitgehend aufgenommen wurden. Diese Schritte sind insbesondere für Kapitel 4 (Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen) relevant. Die letzten beiden von Schütze vorgeschlagenen Schritte spielen für dieses ›Spurenkapitel‹ aus erkenntnistheoretischen Gründen keine Rolle. Trotzdem werden sie kurz beschrieben und im Sinne eines Vor- und Ausblicks auf die Kapitel 8 (Methodologie und Methode II: Diffraktion) und 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) adaptiert.

1) Der erste Analyseschritt der *formalen Textanalyse* erfordert es, »zunächst einmal alle nicht-narrativen Textpassagen zu eliminieren und sodann den ›bereinigten‹ Erzähltext auf seine formalen Abschnitte hin zu segmentieren« (Schütze, 1983, S. 286). Dies bedeutet, dass der Text in Segmente aufgeteilt wird, die entweder »einer Logik des Handelns, wie sie im Zuge von Erzählungen auftaucht«, oder »einer Logik der Darstellung, wie es sie in Argumentationen und Bewertungen gibt« (Brüsemeister, 2008, S. 134), zugeordnet werden können.⁴ Einzelne Erzählsegmente, in denen in der Vergangenheit Erfahrenes rekonstruiert wird, lassen sich beispielsweise aufgrund von Themenwechseln identifizieren und voneinander abgrenzen (vgl. ebd., S. 138f.).

Dieser erste von Schütze (1983) beschriebene Analyseschritt wurde in der vorliegenden Studie wie vorgeschlagen umgesetzt: Es wurden aus jedem Interviewtext die Erzählsegmente herausgearbeitet und von argumentativen, beschreibenden

4 Brüsemeister (2008) gibt einige Hinweise dazu, wie Erzählsegmente im Text anhand spezifischer Merkmale erkannt werden können. Es handle sich um »diejenigen Sequenzen des Interviews, in denen der Befragte
 a. sich und andere Personen als Handelnde identifiziert, d.h. sie gleichsam wie in einem Theaterstück als Charaktere mit unterscheidbaren Grundeigenschaften auf eine Bühne stellt;
 b. Situationen (Orte, Zeiten, Umstände) schildert, in denen Personen handelten (Bühnenfiguren werden bewegt) und aus denen sich Konsequenzen des Handelns entwickelten;
 c. darstellt, welche Vor- und Nachgeschichte eine geschilderte Situation besaß. Anders gesagt: Das Erzählsegment wird von anderen Segmenten thematisch abgegrenzt. (Die Gesamtzerzählung ist nichts anderes als aneinander gereihete kleinere Erzählsegmente)« (S. 135).

und bewertenden Segmenten des Textes geschieden. Nach einem Vorschlag von Kergel (2018) wurde der Eingangssequenz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, um im Hinblick auf die weitere Analyse erste Hinweise bezüglich der »Selbstpräsentation und adressatengerechte[n] Darstellung« (S. 183) zu erhalten. Des Weiteren wurden zu den einzelnen Erzählsegmenten inhaltliche Memos verfasst, um eine erste thematische Struktur der Erzählung zu generieren (vgl. ebd., S. 186). Einem Vorschlag von Rosenthal (1995) folgend wurde bei diesem Schritt ein besonderes Augenmerk auf diejenigen Segmente des Erzähltextes gelegt, die als »Evaluationen« (S. 240) bezeichnet werden können. Hierbei handelte es sich um argumentative Einlassungen, in welchen Handlungen erklärt, plausibilisiert oder bewertet worden waren. Evaluationen bestehen teilweise nur aus einem einzigen Satz, der in eine narrative Passage eingebettet ist oder der eine solche einleitet oder abschließt. Die Identifikation solcher Segmente diente im Wesentlichen als Vorarbeit für den vierten Analyseschritt (Wissensanalyse), aber Evaluationen können auch anzeigen, dass Themenwechsel vollzogen wurden, die auch im Rahmen der formalen Textanalyse von Bedeutung sind.

2) Zweitens werden gemäß Schützes Verfahren bei der *strukturellen inhaltlichen Beschreibung* einzelne der Logik des Handelns zugehörige Darstellungseinheiten, »die formal durch Rahmenschaltelemente voneinander abgegrenzt sind« (Schütze, 1983, S. 286), herausgearbeitet. Dabei werden »Verknüpfungselemente« (»dann«, »weil« etc.), »Markierer des Zeitflusses« (»noch«, »bereits«, »plötzlich« etc.) sowie »Markierer mangelnder Plausibilisierung und notwendiger Zusatzdetaillierung (Verzögerungspausen, plötzliches Absinken des Narrativitätsgrads, Selbstkorrektur mit anschließendem Einbettungsrahmen zur Hintergrunddarstellung« (ebd.; vgl. Schütze, 2005, S. 217ff.) analysiert. Mit der strukturellen inhaltlichen Beschreibung wird nach Schütze (1983) das übergeordnete Ziel verfolgt, »die einzelnen zeitlich begrenzten Prozeßstrukturen des Lebensablaufs« (S. 286) auf der Grundlage von charakteristischen Handlungsweisen der Erzählenden darzustellen.

Auch bei der *strukturellen inhaltlichen Beschreibung* wurde in der vorliegenden Untersuchung weitgehend nach den Hinweisen von Schütze (1983, 2005) gearbeitet. Es ging dabei in erster Linie um die Fragen, was in den einzelnen Segmenten *wie* erzählt worden war und was sich in Bezug auf die Art und Weise der Thematisierung feststellen ließ (vgl. Kergel, 2018, S. 188). Auch die hieraus sich ergebenden Erkenntnisse bzw. unterschiedlichen Lesarten wurden in Memos festgehalten. Brüsemeister (2008) schlägt für diesen Analyseschritt darüber hinaus vor, eine Art »Liste mit den typischen Handlungsweisen des Befragten, die sich auf einzelne Situationen beziehen« (S. 144), zu erstellen. Zu fragen ist hierbei beispielsweise, ob der/die Erzählende im Erleben eher aktiv oder passiv war (d.h. ob eigene Ziele verfolgt oder ob bestimmte Situationen erlitten wurden), oder auch, ob in der

Erzählung Wandlungsprozesse geschildert werden (vgl. ebd., S. 143).

3) Auf der Basis der Analyseergebnisse des zweiten Schritts wird drittens, das heißt bei der *analytischen Abstraktion*, der Fokus »von den Details der einzelnen dargestellten Lebensabschnitte« (ebd.) hin zu den »abstrahierten Strukturaussagen« (ebd.) verschoben. Diese Strukturaussagen werden in systematischer Weise aufeinander bezogen, um »die biographische Gesamtformung« (ebd.) zu rekonstruieren. Anders ausgedrückt interessieren hierbei »der wesentliche Ereignisablauf und die grundlegende biographische Erfahrungsaufschichtung⁵« (ebd.; vgl. hierzu auch Schütze, 2005, S. 219ff.). Bei diesem dritten Schritt »gilt es, sich von den konkreten Handlungskontexten der einzelnen Sinneinheiten zu lösen« (Kleemann et al., 2013, S. 88; vgl. Brüsemeister, 2008, S. 144; Kergel, 2018, S. 189).

Einem Hinweis von Kergel (2018) entsprechend wurde in der vorliegenden Studie insbesondere versucht, »die Logik der Erzählung nach[zuvollziehen (was folgt auf was? [...])« (S. 189). Die einzelnen Verläufe der Erzählungen wurden für jede Gesprächspartnerin herausgearbeitet und dokumentiert, um im Fortgang der Analyse darauf zurückgreifen zu können. Im Unterschied zu Schützes (1983) Vorgehen ging es jedoch nicht darum, »die biographische Gesamtformung« (S. 286) zu rekonstruieren, da die Gesprächspartnerinnen nicht nach ihrem gesamten Lebensverlauf, sondern nur zur Zeitspanne ihrer Fernbeziehung befragt worden waren.

4) Im vierten Analyseschritt, der *Wissensanalyse*, wird es möglich, »die eigentheoretischen, argumentativen Einlassungen des Informanten zu seiner Lebensgeschichte« (Schütze, 1983, S. 286) herauszuarbeiten. Das Ziel besteht darin, auf der Grundlage der Ergebnisse der vorherigen Analyseschritte Rückschlüsse auf die »Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion« (ebd., S. 287) in der Erzählung zu ziehen. Bei diesem Analyseschritt geht es darum, die »Logik der Darstellung« (Brüsemeister, 2008, S. 134) wie auch die »Funktionen von Argumentationen« (ebd., S. 142) zu rekonstruieren und diese »mit den aus Erzählungen ermittelten typischen Handlungsweisen zu vergleichen« (ebd., S. 145).

5 Dausien (2006) konstatiert zum »Vorgang der biographischen ›Erfahrungsaufschichtung« (S. 35), dass dieser »keine passive Ablagerung erlebter Situationen ›im Individuum‹ [sei], sondern ein aktiver Prozess *biographischer Arbeit*, in dem Vergangenes und Zukünftiges, Erfahrung und Erwartung ineinander greifen. Diese ›Arbeit‹ ist keineswegs nur eine bewusste oder gar bewusst gesteuerte Aktivität der individuellen Subjekte, sondern eine *soziale Praxis*, die im Alltag wesentlich in Interaktion mit anderen vollzogen wird und zu großen Teilen als implizites Wissen oder ›praktisches Bewusstsein‹ organisiert ist, das reflexiv werden kann, aber nicht notwendig muss« (ebd.).

Bei der *Wissensanalyse* fanden im vorliegenden Fall erstmals auch nicht narrative Sequenzen (d.h. Argumentationen und Bewertungen) Berücksichtigung. Neben den Fragen nach der Art und Weise der argumentativen Einbettung des Erzählten sowie nach den möglichen Funktionen der Argumentationen lassen sich mit Kergel (2018) zwei weitere heuristische Fragen anführen, die diesen Analyseschritt leiteten: »Wie wird die eigene Biografie reflektiert?« (S. 190) und »Welche Selbst-/Weltdeutungsmuster lassen sich identifizieren?« (ebd.). Hierbei wurde »die Logik der Darstellung [...] der Logik des Handelns gegenübergestellt« (Brüsemeyer, 2008, S. 145). Die Kontrastierung von narrativen Sequenzen mit argumentativen, eigentheoretischen, reflexiven, wertenden und deutenden Sequenzen diente zum einen der Bestimmung, »welche Aspekte der erzählten Erfahrungen/Erlebnisse wie in der Selbstdeutung thematisiert und welche Aspekte ausgeblendet werden« (Kergel, 2018, S. 190), sowie zum anderen der Herausarbeitung von Differenzen und Widersprüchen. Bei diesem Analyseschritt war die Einnahme einer prozessualen Perspektive zentral, da sich Deutungen und Argumentationen im Verlauf der Zeit immer wieder ändern können (vgl. Kleemann et al., 2013, S. 90). Vor diesem Hintergrund war zu identifizieren, zu welchem Zeitpunkt sich die Gesprächspartnerinnen wie argumentativ auf bestimmte erzählte Erfahrungen bezogen.

Im Vorhergehenden wurden die vier Schütze'schen Analyseschritte – formale Textanalyse, strukturelle inhaltliche Beschreibung, analytische Abstraktion und Wissensanalyse – beschrieben, welche die Grundlage für die Arbeit an den Interviews darstellten. In Kapitel 4 (Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen) werden die Resultate des erläuterten Vorgehens zu den Schritten 1-4 der Narrationsanalyse nach Schütze dargelegt. Die Kondensate der beschriebenen analytischen Schritte werden dabei als »Spuren« zur Darstellung gebracht (siehe Kap. 3.5: Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse). Spuren verstehe ich als materialbezogene Konstruktionen, deren Grundlage die narrationsanalytische Arbeit (Schritte 1-4) an den Interviewtexten darstellt. Spuren repräsentieren nicht einfach »die Wirklichkeit«. Sie bilden nicht ab, wie die Erfahrungen und Erwartungen der Erzählerinnen »wirklich« waren. Spuren ermöglichen es jedoch, auf der textimmanenten Ebene der Erzählungen der Frage nachzugehen, wie Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen thematisch werden. Sie eröffnen Einsichten in unterschiedliche (un)mögliche Thematisierungsweisen und lassen nicht zuletzt den Konstruktionscharakter dieser Thematisierungen (aufgrund der Interviewsituation, der Art der Ergebnisdarstellung etc.) sichtbar werden. Das Ziel, das mit dem »Spurenkapitel« verfolgt wird, besteht in der Ermöglichung eines ersten empirisch fundierten Einblicks in die Thematik der Fernbeziehungen. Dabei soll eine Vielfalt von Thematisierungsweisen und weiblichen Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) zum Ausdruck kommen, die über die in Kapitel 2 (Normalisierungen:

Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) weitgehend theoretisch erörterten Normalisierungsaspekte hinausgehen. Wenngleich Dausien (2006) den Begriff der Spur nicht theoretisch rahmt bzw. definiert, so stimme ich doch mit ihrer Aussage überein, dass es darum gehe, »Spuren‹ der gesellschaftlichen (Geschlechter-)Verhältnisse in Lebensgeschichten zu rekonstruieren und dabei zugleich etwas über die Logik der biographischen Arbeit zu lernen, mit der Subjekte ihre Verhältnisse aneignen und konstruieren« (S. 38f.).

Zu meiner narrationsanalytischen Arbeit im Hinblick auf das ›Spurenkapitel‹ zählt die Produktion von mannigfaltigen Lesarten unter Einnahme einer dekonstruktivistischen Analyseperspektive (siehe ebenfalls Kap. 3.5). Dies geht mit dem Versuch einher, »eine Vielzahl von Kontextuierungen vorzunehmen« (Zirfas, 2001, S. 88). Anstelle einer totalisierenden Interpretation geht es in die Richtung »einer relativierenden, beweglichen, den Kontexten angepassten Lesart und Interpretation, die eine Pluralität von ideomatischen [sic!] Gesten und kontextuierenden Heuristiken zeitigt« (ebd.).

Im Folgenden werden die von Schütze vorgeschlagenen Analyseschritte 5 und 6 wie bereits festgehalten nur knapp dargestellt, da sie für das ›Spurenkapitel‹ nicht von Relevanz sind. Ich bringe sie dennoch kurz zur Sprache, um daran im Hinblick auf die Kapitel 8 (Methodologie und Methode II: Diffraktion) und 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) zu verdeutlichen, welche Umwendungen dieser Schritte ich für den Fortgang meiner Studie vorsehe. Vor diesem Hintergrund sind die folgenden Ausführungen auch im Sinne eines richtungsweisenden Vorblicks auf diejenigen Kapitel, die nach dem ›Spurenkapitel‹ und den theoretischen Schnitten (Kap. 6 und 7) folgen werden, zu verstehen.

5) Im fünften Schritt der Analyse geht es Schütze zufolge darum, nicht mehr an den einzelnen Interviewtexten zu arbeiten und diese für sich zu betrachten, sondern *kontrastive Vergleiche* mehrerer Interviews anzustellen. Dies entspricht in hohem Maß der Forschungslogik der Grounded Theory (vgl. Glaser & Strauss, 2005, S. 111ff.). Bei der Bildung kontrastiver Vergleiche »werden zunächst in einer Strategie des minimalen Vergleichs Interviewtexte gewählt, die hinsichtlich des interessierenden Phänomens gegenüber dem Ursprungstext Ähnlichkeiten aufweisen« (Schütze, 1983, S. 287). Des Weiteren werden im Sinne eines maximalen Vergleichs Interviews größtmöglicher Verschiedenheit (obgleich nach wie vor »Vergleichspunkte« vorhanden sein sollten) aufeinander bezogen (vgl. ebd.):

Der maximale theoretische Vergleich von Interviewtexten hat die Funktion, die in Rede stehenden theoretischen Kategorien mit gegensätzlichen Kategorien zu konfrontieren, so alternative Strukturen biographisch-sozialer Prozesse in ihrer unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Wirksamkeit herauszuarbeiten

und mögliche Elementarkategorien zu entwickeln, die selbst den miteinander konfrontierten Alternativprozessen noch gemeinsam sind. (Ebd., S. 288)

Wie bereits festgehalten weicht meine Vorgehensweise im Fortgang der vorliegenden Studie im Hinblick auf diesen fünften Analyseschritt von den Hinweisen Schützes ab: Nachvollziehbar ist zwar durchaus, dass ab einem bestimmten Punkt in der Analyse nicht mehr die einzelnen Interviewtexte im Fokus stehen, sondern Verbindungslinien dazwischen in den Blick genommen werden sollen. Dennoch beurteile ich das Anstellen kontrastiver Vergleiche für die vorliegende Studie aus Gründen, die mein Erkenntnisinteresse und meine Forschungsperspektive betreffen, als nicht zielführend: Zum einen stellt eine Subsumption unter bestimmte ›Kategorien‹, die es ermöglichen soll, minimale und maximale Vergleiche zu den Aussagen in den Texten anzustellen, meines Erachtens eine unzulässige Vereinfachung dar, die den individuellen lebensgeschichtlichen Äußerungen der Gesprächspartnerinnen über ihre Erfahrungen und Erwartungen nur unzureichend gerecht werden kann. Darüber hinaus besteht das Ziel meiner Arbeit an den Interviewtexten für das ›Spurenkapitel‹ weder darin, Typen beispielsweise in Bezug auf unterschiedliche Verlaufsformen von Fernbeziehungen zu bilden, noch darin, Fallvergleiche auf der Basis einzelner lebensgeschichtlicher Erzählungen vorzunehmen.

Der Verzicht darauf, ›Kategorien‹ zu bilden und kontrastive Vergleiche vorzunehmen, liegt insbesondere auch in der forschungsperspektivischen Entscheidung begründet, die Theoriekapitel zu den Begriffen des Raums und der Medialität hinter den ersten empirischen Teil der Studie (Kap. 4: Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen) zu stellen. Dieses Vorgehen widerspricht dem Aufbau der meisten qualitativ-empirischen Forschungsarbeiten und hängt mit der Überlegung zusammen, dass zunächst ein möglichst offener Einblick in Fernbeziehungserzählungen und die damit zusammenhängende Vielgestaltigkeit der Arten und Weisen des Erzählens erarbeitet werden soll, ohne dabei vorschnell aus der Theorie stammende Kategorien auf das empirische Material zu projizieren. Es geht darum, die Interviewtexte nicht einfach im Hinblick auf theoretische Konzepte im Zusammenhang mit Raum und Medialität (oder hinsichtlich der vorangegangenen Überlegungen zu Normalisierungsaspekten) zu lesen, sondern in einem ersten Schritt weitere Kontextualisierungen offenzulassen. Dies geschieht aber nicht in einem theoriefreien Raum, denn

[t]heoretische Vorannahmen existieren bereits *vor* der Berührung mit dem empirischen Feld und leiten heuristisch seine Definition und Erschließung an. Sie lenken die Aufmerksamkeit des Forschers und sensibilisieren ihn für bestimmte Phänomene im Feld, die immer nur eine Auswahl aus der Vielzahl möglicher Beobachtungsgegenstände darstellen. (Dausien, 1996, S. 97; vgl. Jackson & Mazzei, 2013, S. 264)

Die in die narrationsanalytische Arbeit an den Interviewtexten einfließenden theoretischen Vorannahmen zeigen sich durch die Art und Weise der Darstellung der ersten Analyseergebnisse im ›Spurenkapitel‹ und im Rahmen der Darlegung unterschiedlicher Lesarten in diesem Zusammenhang. Statt der Arbeit mit Kategorien und kontrastiven Vergleichen schlage ich in einem ersten Schritt vor, inhaltlich-thematische Verbindungslinien zwischen den Interviewtexten zu ziehen; dies jedoch nicht, um dabei in systematisierender Weise Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu eruieren, sondern vielmehr, um eine Vielzahl an (un)möglichen Thematisierungen im Sinne von Spuren, denen auf der textuellen Ebene nachgegangen werden kann, sichtbar zu machen.

Nach den Theoriekapiteln zu Raum und Medialität werde ich insbesondere im Anschluss an die feministische Quantenphysikerin Karen Barad sodann ein diffraktives Vorgehen für den zweiten Teil der analytischen Arbeit am empirischen Material erläutern: Dabei soll versucht werden, theoretische und empirische Texte miteinander zu verschränken, um weitere theoretisch-empirisch fundierte Erkenntnisse »hinsichtlich des interessierenden Phänomens« (Schütze, 1983, S. 287) der Fernbeziehungen zu generieren. Mit dem Anspruch, weder die Theorie auf die Empirie zu projizieren noch in vereinfachender Weise durch die Empirie die Theorie zu bestätigen, sollen Texte diffraktionsanalytisch nicht gegeneinander, sondern ›durcheinander hindurch‹ gelesen werden. Diese Erkenntnisproduktion erzeugt Diffraktions- bzw. Differenzmuster, die zur Frage führen, wie diese Muster zustande kommen, was ausgeschlossen wird und inwiefern diese Ausschlüsse von Bedeutung sind (vgl. Barad, 2007, S. 30). Es wird dabei insbesondere darum gehen, Theorie und Empirie als miteinander verschränkt zu verstehen, um neues Wissen über Fernbeziehungen hervorbringen zu können. Nach diesem Ausblick auf die Kapitel 8 (Methodologie und Methode II: Diffraktion) und 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) möchte ich nun noch kurz auf den sechsten und letzten von Schütze vorgeschlagenen narrationsanalytischen Schritt eingehen.

6) Im letzten Analyseschritt werden nach Schütze (1983, S. 288) die erarbeiteten theoretischen Kategorien zum Zweck der *Konstruktion eines theoretischen Modells* zueinander in Beziehung gesetzt:

Am Ende der theoretischen Auswertung stehen Prozeßmodelle spezifischer Arten von Lebensabläufen, ihrer Phasen, Bedingungen und Problembereiche, [...] oder auch Prozeßmodell [sic!] einzelner grundlegender Phasen und Bausteine von Lebensabläufen generell oder der Konstitutionsbedingungen und des Aufbaus der biographischen Gesamtformung insgesamt. (Ebd.)

Die Begründung für die Vernachlässigung dieses Analyseschritts im Hinblick auf das ›Spurenkapitel‹ findet sich in den oben stehenden Ausführungen zum fünften

Schritt. Der Verzicht auf die Erarbeitung von ›(ver)eindeutigen(den)‹ Kategorien bereits im fünften Analyseschritt verunmöglicht es meines Erachtens nun auch hier, die Option der Erarbeitung einer Art theoretischen Modells in Betracht zu ziehen, bevor die theoretischen Schnitte zu den Begriffen des Raums und der Medialität überhaupt dargelegt worden sind. Ebenfalls vor dem Hintergrund der vorangegangenen Abschnitte erachte ich das Herunterbrechen und Kondensieren unendlich offener Erzählungen und Erzählweisen auf die Essenz eines »Prozessmodells« darüber hinaus als unzulässig. Aufgrund des dieser Arbeit zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses geht es nicht um eine derartige Systematisierung hinsichtlich von Typen unterschiedlicher Verlaufsformen von Fernbeziehungen. Auch das Ziel des zweiten, diffraktiv-empirisch-theoretischen Teils der Studie besteht nicht in der Konstruktion eines theoretischen Prozessmodells. Vielmehr wäre es im Hinblick darauf möglicherweise angebracht, von der Produktion einer ›Empirie-Theorie-Apparatur‹ im Sinne Barads (2007, S. 142ff.) zu sprechen, durch die ein bestimmtes Wissen von Fernbeziehungen realisiert wird.

3.5 Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse

Bevor im nächsten Kapitel die aus der Arbeit an und mit den Interviewtexten resultierenden Ergebnisse dargelegt werden, soll im Folgenden zunächst auf die Überlegungen eingegangen werden, die zur spezifischen Art und Weise der Darstellung der Analyseergebnisse geführt haben. Diese Überlegungen stehen im Kontext poststrukturalistischer Ansätze, die oben in Kapitel 3.1 (Zur Besonderheit der Interviewsituation aus erzähltheoretischer Perspektive) bereits in Bezug auf die erzähltheoretische Grundlegung der vorliegenden Arbeit Erwähnung fanden und die nicht zuletzt bedeutsame Adaptionen der Narrationsanalyse nach Schütze nach sich gezogen hatten. Einige weitere Analyseansätze poststrukturalistischer Provenienz sollen im Folgenden diskutiert werden. Wichtig erscheint mir an dieser Stelle, festzuhalten, dass sich die methodologischen Überlegungen im Hinblick auf die Analyse und die einzelnen Schritte, die hierbei unternommen werden, in der Art der Darstellung der Analyseergebnisse manifestieren müssen.

Meine nachfolgenden Überlegungen knüpfen am oben (siehe Kap. 3.4) vorgebrachten Punkt an, dass es mir in der Analyse der Interviewtexte weder um eine Typenbildung noch um einen Vergleich von Einzelfällen, im Sinne einer Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, geht. Aus poststrukturalistischer Sicht wäre ein solches Vorhaben unzulässig, da es einer Fixierung der prinzipiell dynamischen, offenen Erzähltexte gleichkäme. Stattdessen muss ein Umgang mit der Unabschließbarkeit und »permanenten Aufschiebung von Bedeutung« (Hei-

nen, 2002, S. 246)⁶ gefunden werden, denn poststrukturalistische Ansätze (etwa von Jacques Derrida) supponieren

die Annahme einer radikalen Intertextualität, d.h. einer radikalen Entgrenzung des Textes, sowie einer Textdynamik. Die in der klassischen Narratologie implizierte Arretierung dieser Dynamik wird als Bedeutungseinengung verstanden, die Widersprüche einebnet, Spannungen leugnet und dem Spiel der Differenzen nicht gerecht wird. (Ebd., S. 247)

Die Erzähltexte lassen sich im Prozess der Analyse nicht ›stillstellen‹. Dieser von Heinen (2002) geäußerte poststrukturalistisch informierte Kritikpunkt lässt sich dahingehend spezifizieren, dass es bei klassischen Ansätzen der analytischen Arbeit an einem Erzähltext zu einer »räumlichen und zeitlichen Schließung des Textes« (ebd., S. 253) kommt: »the space of a given text is neatly segmented, symmetrically mapped, closed in and closed down by a geometrical system of thought or representation« (Gibson, 1996, S. 4). Im Zuge des Schematisierens, Strukturierens und Segmentierens werden (vermeintlich) klar voneinander unterscheidbare Kategorien erarbeitet. Dies kommt einem Versuch des Festschreibens von Bedeutung und der artifiziellen Herstellung von Kohärenz gleich. Diesem Versuch wird aus poststrukturalistischer Perspektive misstraut, wenn Erzählungen grundsätzlich »als unabgeschlossene Texte« (Puhr, 2014, S. 30) verstanden werden. Anstatt einer Fokussierung auf Kohärenz geht es deshalb vielmehr darum, Ambivalenzen, Widersprüche, Inkonsistenzen und Diskontinuitäten, Unschärfen, Sprünge und Leerstellen in den Blick zu nehmen, ohne dabei jedoch ebenfalls in einen Schematisierungs- und Kategorisierungsmodus zu verfallen (vgl. hierzu bspw. Gibson, 1996; Heinen, 2002; Puhr, 2009, 2014). Dies erfordert es insbesondere, weniger die Form (im Sinne einer fixen bzw. fixierten Struktur) eines Erzähltextes, sondern vielmehr »die Bewegung des Textes« (Heinen, 2002, S. 255; vgl. Gibson, 1996), seine Dynamik und seine Energie (oder mit Derrida: Kraft) zum Bezugspunkt der Analyse zu machen:⁷ »Die Energie eines Textes ergibt sich aus seiner Instabilität, dem Fluß, der Veränderung und Einmaligkeit und wird deshalb von der nur mit festen

6 Heinen (2002) weist darauf hin, dass »[b]ei Derrida [...] die bedeutungsbestimmenden Bezüge eines Zeichens zu anderen Zeichen potentiell unendlich [sein], da er die Sprache oder den Text als offene und dynamische Strukturen konzipiert. Die Bedeutung eines Signifikanten wird durch eine unendliche Kette von Verweisen auf andere Signifikanten immer weiter aufgeschoben« (S. 244f.).

7 Heinen (2002) konstatiert, dass der erzähltheoretische Ansatz Gibsons nicht für den absoluten Verzicht des Formbegriffs plädiere, sondern »die Interdependenz der Konzepte« (S. 255) akzentuiere: »Während Form ein Begriff der Rationalität und Ordnung ist, ist die Kraft jener Moment, der die Ordnung durchbricht [...]« (ebd.). Mit einer solchen Perspektivierung auf Form *und* Kraft lässt sich also fragen, wie sich eine Ordnung konstituiert *und* wie eine solche gestört und aufgeweicht wird.

Strukturen arbeitenden Narratologie konzeptuell nicht erfasst« (ebd.). Ein solcher Analysefokus auf Fluktuationen im Erzähltext verweise auf die Unmöglichkeit, in Bezug auf diesen eine vereindeutigende Bedeutungszuweisung vorzunehmen (vgl. ebd., S. 260).

Unter anderem neuere Ansätze der feministischen Erzähltheorie weisen überdies darauf hin, dass »narrative Formen« (Nünning & Nünning, 2002, S. 21) bzw. »textuelle Merkmale und Strukturen keine überzeitlichen Konstanten darstellen, sondern entscheidend durch die jeweiligen Kontexte ihrer Produktion und Rezeption geprägt sind« (Allrath & Gymnich, 2002, S. 37). Damit wird nicht zuletzt die Bedeutung kontextueller (und nicht nur inhaltlicher und formaler bzw. dynamischer) Aspekte für die Analyse von Erzählungen herausgehoben. Des Weiteren wird nicht nur aus feministischer Perspektive betont, dass sowohl die Vorstellung der Möglichkeit eines forschersichen »Analyseblicks von außen« als auch diejenige einer Verschriftlichung der Analyseergebnisse in einer »neutralen, objektiven Sprache« eine Fantasie (männlicher) Herrschaft sei. So fußt auch Gibsons (1996) Vorschlag einer postmodernen Erzähltheorie auf der Strategie einer »pluralisation of the narratological imaginary, in which the idea of the unitary space of a given knowledge and the idea of the dominant perspective from which it might all be surveyed are radically destabilised, if not destroyed« (S. 19). Dieser Aspekt fand weiter oben in Kapitel 3.1 bereits Erwähnung: Es ist wichtig, die Art und Weise der ko-konstruktiven Hervorbringung von Erzähltexten in der Interviewsituation zu berücksichtigen und diese nicht als gleichsam »natürliche Produkte«, die unabhängig von kontextuellen Aspekten einfach »da« sind, aufzufassen: »stories are not just preexistent structures, waiting to be found by the disinterested observer; rather, properties of the object being investigated, narrative, are relativized across frameworks of investigation, which must themselves be included in the domain under study« (Herman, 1999, S. 16). Erzählungen werden in spezifischen Interaktionssituationen zwischen Forscher_innen und Erzähler_innen überhaupt erst hervorgebracht und auch die Analyse ist nicht unabhängig von der Person des/der Forschenden (vgl. Straub, 1993, S. 160). Diese Überlegungen führen mit Jackson und Mazzei (2013) gesprochen dazu, die »Falle des Repräsentationalismus«, die interpretativen Analysen oftmals inhärent sei – »the representational trap of trying to figure out what the participants in our study »mean« and [...] being seduced by the desire to create a coherent and interesting narrative that is bound by themes and patterns« (S. 262) –, mindestens zu sehen (wenngleich ich nicht davon ausgehe, dass dieser in jedem Fall zu entkommen ist).

Alle diese Ansätze poststrukturalistischer Kritik haben im Kontext der vorliegenden Arbeit weitreichende Konsequenzen einerseits für die analytische Arbeit an und mit den Erzähltexten und andererseits für die Art und Weise der Darstellung der Analyseergebnisse. Eine dekonstruktivistische Analyseperspektive im Anschluss an Jacques Derrida (1998, 2016a) – wie sie in diesem Kapitel implizit be-

reits beschrieben, jedoch noch nicht als solche benannt wurde – erachte ich für die vorliegende Studie als Möglichkeit, um den genannten Einwänden gegen ›klassische‹ narrationsanalytische (und interpretative) Ansätze begegnen zu können. Dies heißt indes nicht, dass von allen Überlegungen Schützes zur Narrationsanalyse Abschied genommen werden muss, weil sie in einem Widerspruch zu den zuvor vorgebrachten kritischen Einsatzpunkten stünden. Einige Vorkehrungen sind allerdings zu treffen, wobei die wichtigsten Adaptationsschritte weiter oben bereits diskutiert wurden.

An dieser Stelle möchte ich darauf eingehen, was es für meine Arbeit bedeutet, eine dekonstruktivistische Analyseperspektive einzunehmen. Nach Heinen (2002) ist Dekonstruktion »auf das Offenlegen von Widersprüchen und Implikationen ausgerichtet« (S. 247). Anstatt vermeintlich kohärente Bedeutungen festzuschreiben, öffnet sie den Blick für das Unschließbare, für Instabilitäten, Veruneindeutigungen und Polyvalenzen. Auf diese Weise werden immer neue Bedeutungsverschiebungen im Sinne eines Aktes »of separating a material form from its dominant meaning« (Sandoval, 1994, S. 78; vgl. Derrida, 1998, S. 92) induziert. Dem entsprechend versteht Plößer (2010) Dekonstruktion »als ein kritisches Wi(e)derlesen von Diskursen, Texten und Praxen mit dem Ziel, die performativ erzeugten Normen und Ausschlüsse sichtbar zu machen und in Frage zu stellen« (S. 227; vgl. hierzu auch Biesta, 1998, S. 406).

Den Hintergrund eines solchen Vorgehens bildet die Tatsache, dass Sprache immer machtförmig operiert. Denn Sprache ist Wood (2018, S. 31) zufolge nicht neutral: »Words, sometimes limiting or regressive, harbor ways of seeing and being in the world« (ebd.). Sprache ist kein unbedeutendes ›Oberflächenphänomen‹ (vgl. ebd., S. 37). Nach Wood (2018) eröffnet eine ›dekonstruktivistische Disposition‹ (vgl. ebd.) Wege »of performatively challenging and displacing the language« (ebd.). Hierbei werden insbesondere »[f]undamentale metaphysische Dichotomien wie Identität und Differenz, Einheit und Vielfalt, Innerlichkeit und Äußerlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Gegenwart und Abwesenheit« (Angehrn, 2001, S. 350) infrage gestellt und verschoben. Das »Gegensatzverhältnis« (ebd.) solcher naturalisierten Begriffe wird dabei einer grundsätzlichen Neubestimmung unterzogen. Culler (1999) weist jedoch darauf hin, dass die Dekonstruktion von dichotomen Begriffen nicht auf die Zerstörung derselben hinauslaufe, um »zu einem Monismus zu gelangen, der *nur* noch Abwesenheit« (S. 166) annimmt. Stattdessen konstatiert er: »Einen Gegensatz dekonstruieren heißt, ihn zerlegen und deplatzen, ihn anders situieren« (ebd.). Dabei gilt es, sorgfältig auf sprachliche Feinheiten, auf möglicherweise als marginal erscheinende Verwendungsweisen von Sprache und auf »die unscheinbaren Signale des Textes« (Bossinade, 2000, S. 187; vgl. Zirfas, 2001, S. 76) zu achten. Nicht nur einzelnen Wörtern gilt dabei die analytische Aufmerksamkeit, sondern insbesondere auch »thesenartige[n] Behauptungen« (Bossinade, 2000, S. 187). Derrida verstehe solche Behauptungen jedoch nie

als »letztmögliche Aussage des Textes. Im Gegenteil, er konfrontiert sie untereinander, unterstreicht ihre Unvereinbarkeit und setzt als weiteren sinnfälligen Rahmen den Stil, die Art der Formulierung ›hinter‹ die Thesen« (ebd.).

Eine solche komplexe, dekonstruktivistische Analyseperspektive versuche ich mittels der Art der Darstellung meiner Arbeit mit den Erzähltexten einzunehmen. Die Betonung liegt hierbei auf ›Perspektive‹, denn obwohl die bisherigen Ausführungen möglicherweise den Anschein erweckt haben mögen, bei der Dekonstruktion handle es sich um eine Methode, muss diese Vorstellung – wie Derrida (1998, S. 92) selbst meint – ausgeräumt werden, denn Dekonstruktion »is not a method, not an algorithm, not a recipe, not a formula, but a complex disposition« (Wood, 2018, S. 47; vgl. Biesta, 1998, S. 401; Wimmer, 2016, S. 73, 341; Zirfas, 2001, S. 99f.). Der hier eingeschlagene Weg besteht deshalb darin, Spuren aus den Erzähltexten der Gesprächspartnerinnen über ihre Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen nachzuzeichnen. Welche Themen werden angesprochen und wie zeigen sich unterschiedliche Thematisierungsweisen? Worüber wird nicht gesprochen bzw. was wird ausgelassen? Welche normalisierenden Diskurse können ›wi(e)dergelesen‹ (vgl. Plößer, 2010, S. 227) werden? Welche Verbindungen bzw. Interrelationen ergeben sich zwischen einzelnen thematischen Punkten? Thematische Punkte können als ›Knotenpunkte‹ verstanden werden, an denen verschiedene Spuren des Sprechens über Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen zusammenlaufen. Diese Knotenpunkte sind allerdings nicht unveränderlich und gleichsam ›gegeben‹, denn die Spuren, die in sie hinein- und aus ihnen herausführen, modifizieren sie immer wieder aufs Neue. Es gilt, Spuren im Sinne von Verbindungslinien zwischen verschiedenen Knotenpunkten nachzugehen. Dies geschieht im Bewusstsein, dass es immer noch andere Spuren gibt, denen ebenfalls nachzugehen wäre. Die Arbeit der Analyse ist deshalb grundsätzlich nie abschließbar. Das Unterfangen ist grenzenlos, weil sich in den Erzähltexten immer neue Bedeutungsverschiebungen und Differenzen ergeben (vgl. Zirfas, 2001, S. 76). Es geht einzig darum, ein bewegliches Netz aus Knotenpunkten und Spuren zu spinnen, das jedoch nie zu einem Abschluss gelangen kann. Das Ziel besteht somit lediglich darin, vor dem Hintergrund der oben stehenden Fragen ein mögliches Netz oder Geflecht aus den Erzählungen über Fernbeziehungen zur Disposition zu stellen.

Wenn ich von Spur (frz. *trace*) spreche, dann handelt es sich im Derrida'schen Sinne nicht um ein »empirische[s] Datum« (Derrida, 2016a, S. 108): »Die Spur ist nichts, ist nicht ein Seiendes; sie übersteigt die Frage *Was ist* – und macht sie vielleicht erst möglich« (ebd., S. 131). Was Derrida »Denken der Spur« nennt, betrifft nichts, das direkt lesbar wäre« (Bossinade, 2000, S. 50). Spuren sind gemäß Angehrn (2001) vielmehr »nichtintendierte Effekte und Überbleibsel, die aber gleichwohl von etwas Zeugnis ablegen, auf etwas hin verstanden werden können« (S. 356; vgl. Lehner, 2018, S. 29). Sie entziehen sich jedoch einem simplen Aufspüren, ei-

ner simplen Lektüre. Sie dürften von ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Erwartungen in Bezug auf Fernbeziehungen Zeugnis ablegen und können in ganz unterschiedlichen Hinsichten verstanden werden. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob es adäquat ist, von einem ›Nachzeichnen‹ von Spuren aus den Erzähltexten zu sprechen. Diese Formulierung ist in der Tat ungenau, denn sie impliziert, dass Spuren sich deutlich als Markierungen darbieten und ihnen einfach gefolgt bzw. nachgegangen werden könne. Dadurch wird verdeckt, dass es beim Spurenlesen immer entscheidend ist, wohin der Blick gerichtet ist, denn je nachdem, wohin ich schaue, tritt Unterschiedliches hervor. Es geht dabei somit immer auch um die Positioniertheit der Spurenleserin und damit um die Frage, von wo aus diese blickt und in welche Richtung sie dies tut. Beim Antreffen eines ›Kreuzungspunkts‹ von zwei Spuren A und B besteht stets die Möglichkeit, der einen und/oder der anderen ›nachzugehen‹, das heißt, es gibt immer mehr als eine mögliche Option (vgl. Krämer, 2007, S. 16f.).

Worauf Spuren verweisen und wovon sie Ausdruck sind, lässt sich nie absolut, sondern immer nur relativ und vorläufig festhalten: »Der Begriff der Spur artikuliert in der Retrospektive dasselbe ursprüngliche Entgleiten der Identität, das in der Prospektive in Derridas Zentralbegriff der *différance*, im fortwährenden Abweichen und Aufschieben zum Ausdruck kommt« (Angehrn, 2001, S. 358; vgl. Zirfas, 2002, S. 65f.). Neben einem ›positionierten Nachzeichnen‹ könnte demnach wohl ebenfalls von einem unablässigen ›Legen‹ von Spuren ohne Anfang und Ende gesprochen werden. Dies geht jedoch immer mit der Möglichkeit des Sich-Verlierens⁸ einher. Diese Möglichkeit ist nicht als negativ konnotiert zu verstehen, denn sie stellt keine Gefahr dar. Das Sich-Verlieren kann vielmehr als Öffnungsbewegung verstanden werden. Es bedingt und ermöglicht es, von vorgezeichneten Spuren abzukommen und dabei zugleich immer wieder neue Spuren zu legen. Auf diese Weise ließe sich die doppelte Bewegung dekonstruktivistischer Praxis im Sinne einer Logik des permanenten Aufschiebens und Abweichens ohne Bedeutungsschließung möglicherweise übersetzen: »Bedeutungen entstehen [...] als Spuren, die aus vergangenen Spuren resultieren und auf künftige verweisen« (Gutiérrez Rodríguez, 1999, S. 54). Rekapitulierend lässt sich somit festhalten, dass Spuren sowohl hinsichtlich ihrer räumlichen als auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Dimensi-

8 Derrida (2016a) eröffnet seine schrifttheoretische Arbeit an der *Grammatologie* mit der Mutmaßung der ›Irre (errance) eines Denkens, das treu und aufmerksam auf eine unaufhaltsam kommende Welt gerichtet ist, die, jenseits der Geschlossenheit (clôture) des Wissens, sich der Gegenwart kundtut« (S. 15). Nach Zirfas (2001) geht es Derrida darum, »das (abendländische) Denken von innen her für das [zu] öffnen, was dieses seit jeher ausgeschlossen hat. [...] Seine Interpretationen sind Randgänge, Umwege, Holzwege und Fährten, die in obliquier Weise dem vermeintlich Marginalen durch ein In-Beziehung-Setzen zum vermeintlich Wesentlichen eine neue Bedeutung verleihen, denn indem sie dieses thematisieren, wird jenes selbst als Wesentliches fragwürdig« (S. 76).

on weder ganz anwesend/gegenwärtig noch ganz abwesend/nicht mehr oder noch nicht sind, sondern immer schon beides zugleich.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich für die vorliegende Arbeit zusammenfassend mindestens die folgenden Konsequenzen: 1) Die Frage, was sich mir in den Erzähltexten als widerständig (bspw. aufgrund von Uneindeutigkeiten, Leerstellen oder Brüchen) darstellt, bietet Ausgangspunkte für verschiedene Spuren, denen nachgegangen werden kann bzw. die gelegt werden können. 2) »[D]ie Aufdeckung von Ausschließungen, von denen Hierarchien abhängen und durch die diese auch wieder zerstört werden können« (Culler, 1999, S. 239), ist hierbei von besonderem Interesse. Dabei werden 3) die Erzählungen als offene und unabschließbare Texte gelesen, die »auf ihre Genese, auf die Meinungen, Zweifel und Fragen, die sich in ihnen niederschlagen, hin durchleuchtet und von ihnen her reformuliert werden« (Angehrn, 2001, S. 362) müssen.

Für die Darstellung des ersten Teils der Analyseergebnisse (Kap. 4.1) wird eine zeitliche Strukturierung der Gesprächssegmente in die Phasen ›Vor Beginn der Fernbeziehung‹, ›Während der Fernbeziehung‹ (wobei diese in zwei weitere Phasen unterteilt wird: ›gemeinsame Zeiten‹ und ›getrennte Zeiten‹) sowie ›Zukunftsperspektiven‹ vorgenommen. Diese zeitliche Strukturierung erachte ich als geeignetes heuristisches Verfahren, um erste Spuren hinsichtlich (un)möglicher Thematisierungsweisen in Bezug auf Fernbeziehungserfahrungen skizzieren zu können. Anhand von vier Erzähltexten bzw. Interviews (den beiden Gesprächen mit der Erzählerin L. und den Gesprächen mit B. sowie mit A.) werden erste mögliche thematische Knotenpunkte und Verbindungslinien zwischen diesen Punkten skizziert, wobei die zeitliche Dimension Berücksichtigung findet. Die ersten zehn Spuren ergeben ein mehr oder weniger geordnetes Nacheinander. Bereits bei diesem ersten Teil der Analyseergebnisse wird jedoch schon deutlich werden, dass die angelegte Zeitstruktur immer wieder gebrochen wird und infolgedessen nur einem analytischen Hilfskonstrukt gleichkommt, das allerdings kein enges Korsett sein kann und soll: Die Spuren verlaufen nicht *per se* nach einer starren zeitlichen Ordnung, sondern können ineinanderfließen und sich überlagern.

Vor diesem Hintergrund wird der zweite Teil der Analyseergebnisse (Kap. 4.2) nicht mehr in eine zeitliche Strukturierung eingepasst. Stattdessen erprobe ich anhand von Gesprächssegmenten aus den beiden Erzähltexten der Erzählerin F. eine rhizomatische Darstellungsweise, durch welche die topologischen Relationen (oder: die Verbindungslinien zwischen den Knotenpunkten) stärker in den Fokus gerückt werden. Dabei geht es darum, die zeitliche Struktur bzw. Chronologie gegenüber der räumlichen Dimension in den Hintergrund treten zu lassen. Diese beiden Interviews bieten sich meines Erachtens für einen solchen Versuch besonders an, da F. in ihrer Erzählung selbst schon immer wieder mit einer zeitlichen Ordnung brach, Zeitsprünge vollzog und thematische Verbindungslinien in einer Zick-Zack-Bewegung entstehen ließ, die sich noch weniger in eine chronologische

Darstellungsweise einfügen lassen als dies bei anderen Erzählungen der Fall ist, die eher den Eindruck einer gewissen Ordnung erwecken. ›Rhizomatisch‹ nenne ich diese Vorgehensweise im Anschluss an Deleuze und Guattari (1977), da sie sich »keinem strukturalen oder generativen Modell verpflichtet« (S. 20) und nicht länger aufeinanderfolgende Stadien postuliert. Es ist ein Versuch, »die Dinge von ihrer Mitte her wahrzunehmen und nicht von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt« (ebd., S. 37). Dies sei jedoch, wie die beiden Autoren festhalten, »nicht leicht« (ebd.). Der Derrida'sche Spurbegriff lässt sich in diesem Zusammenhang durch eine weitere Prägung ergänzen:

Die Spur oder Urspur als Chiffre des Ursprungs, als Substitut des Ursprungs einzusetzen, heißt den Gedanken ernst nehmen, daß wir nie vom Nullpunkt aus, sondern nur vom Immer-schon-Unterwegssein her uns über uns verständigen, uns in das Sprechen der Menschen einschalten können. (Angehrn, 2001, S. 358)

Diesem »Immer-schon-Unterwegssein« wird das Rhizom gerecht, denn es hat weder einen Anfangs- noch einen Endpunkt. Es ist ein offenes System, das immer in Bewegung, immer im Werden ist und unerwartete Verknüpfungen oder Knoten entstehen lässt. Dabei gibt es keinen vorgegebenen, geraden Weg durch das Rhizom; stattdessen ist es ein kontingenter Weg aus Abkürzungen und Umwegen. Was Deleuze und Guattari (1977) für das Buch voraussetzen, lässt sich, einem Gedanken Gibsons (1996, S. 48) folgend, auch für den Erzähltext sagen: Ein solcher »ist aus verschiedenen Materialien gemacht, aus ganz unterschiedlichen Daten und Geschwindigkeiten« (Deleuze & Guattari, 1977, S. 6). Der Text ist eine »maschinelle Verkettung« (ebd.), eine »Vielheit (multiplicité)« (ebd.) mit energetischer Wirkung. Textdynamik und -fluss und deren Wirkungen in alle möglichen Richtungen stehen in einer poststrukturalistischen Erzähltheorie im Vordergrund und gerade diese Überlegungen werden insbesondere im zweiten Teil der Ergebnisdarstellung leitend sein. Im Hinblick auf das nachfolgende Kapitel lässt sich wiederum mit Deleuze und Guattari (1977) außerdem festhalten, dass es in einem Buch – und meines Erachtens auch in Erzähltexten – »nichts zu verstehen [gibt], aber viel, dessen man sich bedienen kann. Nichts zu interpretieren und zu bedeuten, aber viel, womit man experimentieren kann« (S. 40).

Abschließend sei ferner Folgendes festgehalten: Wenngleich in der Ergebnisdarstellung mit Zitaten der Gesprächspartnerinnen, das heißt mit (kürzeren und längeren) Passagen aus ihren Erzählungen, gearbeitet wird, so geschieht dies nicht aus der naiven Überlegung heraus, Leser_innen auf diese Weise die möglichst authentischen Stimmen der Erzählerinnen ›hören‹ zu lassen, gleichsam als ob dadurch ein Zugang zum Realen möglich werde: »Letting readers ›hear‹ participant voices and presenting their ›exact words‹ as if they are transparent is a move that fails to consider how as researchers we are *always already* shaping those ›exact words‹ [...]« (Mazzei & Jackson, 2012, S. 746). Mit diesen Zitaten erhoffe ich mir

vielmehr, den Konstruktivitäts- und Kontingenzcharakter der Arbeit an und mit diesen Erzähltexten aufzeigen zu können, da nicht nur immer noch andere Verbindungslinien zwischen den einzelnen inhaltlich-thematischen Knotenpunkten hätten gezogen, sondern überhaupt ganz andere Zitate bzw. Passagen hätten ausgewählt werden können. Abschließende Interpretationen sind aufgrund der unendlich vielen möglichen Verbindungen zwischen den Passagen unmöglich. Dies könnte gerade an der Arbeit mit den Zitaten deutlich werden.

4. Fernbeziehungserzählungen in Spuren – Spuren in Fernbeziehungserzählungen

Wie im vorherigen Kapitel bereits dargelegt wurde, verstehen sich die nachfolgend dargestellten Spuren als Kondensate der beschriebenen narrationsanalytischen Auswertungsschritte nach Fritz Schütze und der diesbezüglich vorgebrachten Adaptionen. Es handelt sich bei den Spuren um materialbezogene Konstruktionen, mit denen das Ziel verfolgt wird, einen ersten empirisch fundierten Einblick in die Fernbeziehungsthematik zu ermöglichen. Dabei gilt es die Fragen zu stellen, wie Frauen über ihre (vergeschlechtlichten) Fernbeziehungserfahrungen und die mit ihrer Beziehung zusammenhängenden Erwartungen sprechen, welche Thematisierungsweisen möglich bzw. unmöglich erscheinen und welche inhaltlich-thematischen Verbindungslinien sich in den Erzählungen zeigen. Wie Hetherington (1998) dies in seinem Buch *Expressions of Identity: Space, Performance, Politics* tat, versuche auch ich in der folgenden Darstellung, »a series of ways of looking« (S. 9) anzubieten, anstatt ein abgeschlossenes, absolut feststehendes Bild zu zeichnen:

[O]ne cannot form a single picture, but a distortion and multiplicity of different, yet connected and overlapping images. But there is still a single image of a kind, albeit one that remains deliberately incomplete and ultimately uncertain. (Ebd.)

Unter Einnahme einer dekonstruktivistischen Analyseperspektive werde ich vielfältige, polymorphe Lesarten erzeugen und es konsequent vermeiden, eine totalisierende, (ab)schließende Interpretation vorzulegen. Im Rahmen dieser analytischen ›Lesartenproduktion‹ werden sporadisch Theoriebezüge hergestellt, damit im Hinblick auf das empirische Material eine »Vielzahl von Kontextuierungen« (Zirfas, 2001, S. 88) vorgenommen werden kann. Die vereinzelt Bezüge auf theoretische Texte sollen dazu dienen, die Interviewtexte unter anderen, geweiteten Blickwinkeln erscheinen zu lassen. Im Vordergrund steht jedoch die narrationsanalytische Arbeit am empirischen Material selbst und nicht die Verschränkung von Theorie und Empirie. Letzteres wird erst in Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) anzugehen sein.

Wie in Kapitel 3.5 (Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse) ebenfalls bereits ausgeführt wurde, verfähre ich im ersten Teil der Ergebnisse chronologisch und gehe den Spuren aus den Erzählungen hinsichtlich der verschiedenen Stadien der Fernbeziehung nach (Kap. 4.1). Dabei wird die zeitliche Struktur betont. Den zweiten Teil nenne ich ›Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.‹ (Kap. 4.2). In diesem Teil wird es um den Versuch gehen, die Verbindungslinien zwischen thematischen Knotenpunkten zu fokussieren und somit weniger die zeitliche, sondern vielmehr die räumliche Dimension in den Blick zu bekommen. Das Rhizom (Deleuze & Guattari, 1977) fungiert dabei nicht nur als Darstellungsform, sondern auch als Prinzip der Analyse: Es ist sowohl Ergebnis als auch Prozess einer Praxis der Wissensproduktion. Eine rhizomatische Perspektive ermöglicht es meines Erachtens, die Kontingenz, Dynamik und Offenheit der Erzähltexte zu berücksichtigen sowie unerwartete thematische Verbindungen herzustellen. Die zur Darstellung der Analyseergebnisse getroffene Unterscheidung zwischen einer ›zeitlichen Strukturierung‹ und einer ›räumlichen Dimensionierung‹ stellt eine Heuristik dar und es wird sich im Verlauf dieses Kapitels zeigen, dass sich das Zeitliche und das Räumliche zuweilen auch überlagern und nicht konsequent auseinandergehalten werden können (vgl. hierzu die theoretischen Überlegungen in Kap. 6.1.3 und Kap. 6.4.1).

4.1 Zeitliche Strukturierung: Zehn erste Spuren

4.1.1 Vor Beginn der Fernbeziehung

Erste Spur – Kennenlernen

Die im Folgenden skizzierte erste Spur markiert das erste Stadium einer Fernbeziehung und handelt vom Kennenlernen der Beziehungspartner_innen. Die Erzählerin B. erzählt hierzu Folgendes:

B¹: Ok, also soll ich einfach einmal ganz so anfangen, wie wir uns kennengelernt haben, oder, ist das wichtig?

M: Vielleicht, ja.

1 Bei dialogischen Passagen aus den Interviews wird im Folgenden zur Kennzeichnung der Einsätze der Gesprächspartnerinnen der erste Buchstabe ihres Vornamens (A., B., F. oder L.) verwendet. Meine Einsätze sind durch die Abkürzung ›M.‹ gekennzeichnet. Am Ende von zitierten Passagen stehen immer die Abkürzungen der Vornamen der Gesprächspartnerinnen und die betreffenden Zeilennummern aus dem Transkript. Bei den Gesprächspartnerinnen F. und L., mit welchen je zwei Gespräche geführt wurden, wird zusätzlich angegeben, ob es sich um eine Passage aus dem ersten oder aus dem zweiten Gespräch handelt (z. B. L1: 22-33).

B: Ist das ... ok. Also es war eben ... immer wenn mich Leute fragen, (kommt mir immer vor?) es ist mega kitschig (lacht) und es ist nicht aus einem Film, es ist wirklich so (lacht). Also, ich war mit meinen Eltern und mit meiner Schwester eigentlich waren wir äh in den Ferien auf einem Schiff in (Land), das so auf dem Fluss fährt von (Land) hoch nach (Land), und wir waren dort eigentlich wirklich nur so ältere Leute (unverständlich), wo wir so das Gefühl hatten, ja, das wird jetzt halt einfach so wahrscheinlich das letzte Mal sein, wo wir mit unseren Eltern in die Ferien gehen können, und dann gehen wir jetzt einfach mit ihnen mit. Und dann äh haben wir aber halt auch, weil es eine sehr junge Crew war, konnten wir immer wieder mal mit der Crew reden und viele haben Deutsch verstanden und konnten Englisch reden. Und dann sind wir so ein bisschen mit denen in Kontakt gekommen und mein Freund war eben dort Matrose auf diesem Schiff (lacht). Wirklich so ein mega Hollywoodklischee. Und ja, dann haben wir uns irgendwie mega gut schon verstanden von von Anfang an eigentlich und haben dann entdeckt, dass wir so ein bisschen den gleichen äh Filmgeschmack haben und dann hat er sich mal so am letzten Abend dazu überwunden mich zu fragen, ob wir zusammen ins Kino gehen wollen und wir waren dann zusammen noch in der Stadt und die Nummern ausgetauscht und eigentlich am nächsten Tag bin ich eigentlich nach Hause gefahren also (lacht) wirklich, wir haben uns nicht lange gekannt und dann haben wir einfach angefangen, bestimmt so zwei, anderthalb, zwei Monate haben wir eigentlich geschrieben sehr oft, fast täglich und dann irgendwann noch angefangen mit Skypen und ähm ja, Snapchat irgendwie jeden Tag, immer, ständig. Und dann ist er eben dann mal äh in die Schweiz gekommen und ... mit seiner Schwester, für eine Woche und dann sind wir zusammengekommen und dann zusammen angefangen und das hält jetzt schon seit anderthalb Jahren, genau (lacht). (B: 18-45)

Die von mir formulierte Einstiegsfrage nach den Erfahrungen und Erwartungen bezüglich der Fernbeziehung und danach, wie es überhaupt dazu gekommen sei, war gegebenenfalls zu umständlich, denn die Erzählerin B. reagiert mit einer Rückfrage. Diese Rückfrage dient möglicherweise der Sicherstellung, dass ihr Vorhaben, den Anfang ihrer Fernbeziehungsgeschichte mit dem Kennenlernen ihres jetzigen Partners zu setzen, für mich als Forscherin akzeptabel ist. Die Frage, ob die Geschichte des Kennenlernens wichtig sei, kann als Versuch der Erzählerin B. gelesen werden, beim Erzählen möglichst auf für die Forschung als relevant Erachtetes zu fokussieren. Doch was könnte das für die Forschung Relevante sein? Mit meinem »vielleicht, ja« möchte ich die Erzählerin B. in ihrem Vorhaben, die »Kennenlernsequenz« zu erzählen, bestärken. Dies soll wohl betonen, dass die Erzählerin den Startpunkt ihrer Geschichte selbst wählen könne. Mit dem »vielleicht« wird jedoch zugleich ein Zögern oder eine Ungewissheit zum Ausdruck gebracht. Diese steht in Bezug zur potenziellen Wichtigkeit der darauffolgenden Erzählung, denn ich weiß nicht, worauf sich diese Wichtigkeit bezieht. Die Wichtigkeit der »Kennen-

lernsequenz« für die gesamte Fernbeziehungsgeschichte kann nur die Erzählerin B. selbst einschätzen. Und die Wichtigkeit dieser Sequenz für meine Analyse dieses und weiterer Interviews kann ich als Forscherin zum Zeitpunkt des Gesprächs nicht ermessen. Die Frage nach der Wichtigkeit stellt sich mir zum Zeitpunkt des Gesprächs – wie auch jetzt – als Irritation dar. Ebenso irritierend ist auch die Eingangssequenz der Erzählung selbst. Der erste Auftakt der Erzählung »also es war eben« wird abgebrochen und die Erzählerin B. stellt ihrer Erzählung eine evaluative Vorbemerkung, die eigentlich erst danach mit dem zweiten »also« beginnt, voran: Ihr komme es immer »mega kitschig« vor, wenn jemand sie frage, wie ihr Partner und sie sich kennengelernt hätten, und es sei eben »nicht aus einem Film«, sondern wirklich. Man könnte in dieser Äußerung ein gewisses Erstaunen darüber vermuten, dass sich etwas, was es sonst nur im »Film« gibt, auch in der Wirklichkeit ereignen kann. Das Kennenlernen der beiden ist aber gleichwohl nicht ganz so erstaunlich vor dem Hintergrund der Ausführungen, dass auf dem Schiff sonst »eigentlich wirklich nur so ältere Leute« weilten. So ist es durchaus gut nachvollziehbar, dass B. und ihre Schwester mit der »sehr junge[n] Crew« in Kontakt kamen, um über für sie interessante Dinge zu sprechen. Zudem könnte durch die Abgrenzung ihrer persönlichen Geschichte von einem Film herausgestellt werden, dass die Erzählung tatsächlich als wichtig – da real und für das eigene Leben von großer Bedeutung – erachtet wird und damit erst erzählenswert erscheint. Die Tatsache, dass sie ihren jetzigen Partner auf dem Schiff kennengelernt hat, auf dem sie mit ihrer Familie Urlaub gemacht und er als Matrose gearbeitet hat, kommt ihr wie ein »mega Hollywoodklischee« vor: Eine Begebenheit, wie es sie sonst nur in einem Film gibt, aber eben dennoch im wirklichen Leben. Das Schiff ist nach Foucault (2005) »die Heterotopie² par excellence« (S. 21f.): »[E]in Stück schwimmender Raum« (ebd., S. 21), der wirklich und wirksam ist und doch vollkommen anders und »jenseits aller Orte« (ebd., S. 11) existiert. Das heterotopische Schiff ist »das größte Reservoir für die Fantasie« (ebd., S. 21). Vielleicht wird auf einem Schiff auch eine fantastische Wirklichkeit möglich, die sonst nur in Filmen geschaffen wird?

Die Erzählerin B. und ihr jetziger Partner gingen auf seine Initiative hin an ihrem letzten gemeinsamen Abend ins Kino. Auch das Kino ist ein heterotopischer Ort, an welchem »mehrere Räume [...], die eigentlich unvereinbar sind« (Foucault, 2005, S. 14), zusammenkommen. Dieser Kinobesuch am Abend vor B.s Abreise wird in der Eingangssequenz erwähnt, jedoch nicht detailliert narrativ ausgeführt. B. erwähnt lediglich kurz, dass ihr jetziger Partner sich »dazu überwunden« habe, sie

-
- 2 Charakteristisch für Heterotopien ist, dass sie »alle anderen Räume in Frage [stellen], und zwar auf zweierlei Weise: entweder [...] indem sie eine Illusion schaffen, welche die gesamte übrige Realität als Illusion entlarvt, oder indem sie ganz real einen anderen realen Raum schaffen, der im Gegensatz zur wirren Unordnung unseres Raumes eine vollkommene Ordnung aufweist« (Foucault, 2005, S. 19f.).

zu fragen, ob sie mit ihm ausgehen wolle. In Bezug auf diese Situation scheint die Erzählerin selbst keine aktive Rolle gespielt zu haben. Der gemeinsame Kinobesuch wird zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs jedoch noch einmal aufgegriffen:

Und ähm, ja, er hat eben schon ... das das war dann auch so am Anfang wirklich das erste Mal, wo wir ähm dann zusammen ins Kino gegangen sind, hat er auch auf mich so wirklich so eine beruhigende Art gehabt, wo man einfach das Gefühl hat, das ist jemand, den ich schon seit ewig kenne, und ich könnte ihm jetzt eigentlich alles erzählen. Also das gab so wirklich so die die Ver ... den Vertrauens ... diese Basis eigentlich schon am Anfang. (B: 700-705)

Das Vertrauen wird relevant gemacht, denn man könne den Partner oder die Partnerin in einer Fernbeziehung aufgrund der räumlichen Distanz nicht einfach »überraschend besuchen« (B: 687), sondern man müsse »ja wirklich einfach komplett vertrauen, dass das, was die Person gesagt hat, so stimmt« (B: 689-690). Die Vertrauensbasis zwischen der Erzählerin B. und ihrem Partner hat sich somit nicht erst im Verlauf der Beziehung entwickelt, wie man vermuten könnte, sondern war ganz am Anfang bereits da. In der Erzählung von B. ist dies – neben der Tatsache, dass sie viele gemeinsame Interessen teilen und sich gut gegenseitig Dinge erzählen können – mit ein ausschlaggebender Grund dafür, überhaupt eine Fernbeziehung einzugehen. Um unterschiedliche Gründe, die die Erzählerinnen für ihre Fernbeziehungen angeben, geht es in der folgenden zweiten Spur.

Zweite Spur – Gründe für eine Fernbeziehung

Als Grund für ihre Fernbeziehung gibt die Erzählerin A. ihre Berufstätigkeit und diejenige ihres Partners an. Diese zeichnen sich durch häufiges Wechseln der Arbeitsorte aus und der vielfältige Einfluss ihrer beider Berufstätigkeiten auf die Beziehung wird als wiederkehrendes Element in der Erzählung von A. in unterschiedlichen Zusammenhängen aufgerufen:

Also für uns ist es so, dass wir uns im Ausland kennengelernt haben, weil wir beide im Ausland gearbeitet haben. Ich für das schweizerische (...) Ministerium und er ist (Nationalität) und hat für das (...) (...) Ministerium gearbeitet. Ähm und wir haben beide am gleichen Ort gearbeitet, dort haben wir uns kennengelernt und dort konnten wir dann auch mehr oder weniger ein Jahr am gleichen Ort wohnen und arbeiten. Und dort sind wir relativ schnell ein Paar geworden. Und eigentlich nach diesem ersten Jahr sind wir aber nie mehr wie am gleichen Ort gewesen, sondern entweder war ich irgendwo im Ausland am Arbeiten oder er und ja ... oder ich in der Schweiz und er im Ausland oder er in (Land) und ich im Ausland, irgendwie so. Und im Moment, wir sind jetzt seit fünf Jahren zusammen, im Moment habe ich mich ziemlich, irgendwie damit eingerichtet, es hat auch Zeit gebraucht. (A: 8-19)

Der Einsatz der Erzählerin A. zeichnet sich durch einen relativ geringen Detaillierungsgrad aus und so wird beispielsweise nichts darüber erzählt, wie sich der Beginn ihrer Beziehung abgespielt hat. Stattdessen lässt sich eine Fokussierung auf ihre Arbeitssituationen und die damit einhergehenden Wechsel der Wohnorte beobachten. In dieser Eingangssequenz wird durch den letzten Satz bemerkbar gemacht, dass die Erzählerin A. sich »ziemlich, irgendwie damit eingerichtet« habe, obwohl dies »auch Zeit gebraucht« habe. Die Formulierung »ziemlich, irgendwie« scheint mir aufschlussreich zu sein. Es ist einerseits möglich, dass diese Formulierung lediglich eine Sprechgewohnheit von A. ist, der nicht unbedingt eine große Bedeutung beigemessen werden kann. Andererseits könnte diese Formulierung als Relativierung der Aussage gelesen werden, dass die Erzählerin sich mit der Situation arrangiert habe. Unmittelbar im Anschluss an diesen Satz fährt sie folgendermaßen fort: »Ähm und für mich ist es im Moment auch eine coole Lösung, aber schon auch mit der Perspektive, dass es irgendwann einfach ändern muss. Also dass man irgendwann zumindest einmal längere Zeit am gleichen Ort ist« (A: 19-20). Die Fernbeziehung als »coole Lösung« auf Zeit, aber nicht für immer? Auf diese Passage aus dem Gespräch mit A. wird zu einem späteren Zeitpunkt (zehnte Spur – »Wie geht es weiter?«) zurückzukommen sein.

In der Erzählung von L. ergibt sich der Grund für ihre Fernbeziehung aufgrund ihrer Entscheidung, ein Masterstudium in einer anderen Stadt aufzunehmen:

Äh, mein Freund und ich wir sind schon jetzt äh bald fünf Jahre zusammen. Haben am Anfang in der gleichen Region gewohnt, dann in zwei verschiedenen Städten, die aber relativ nah beieinander waren und dann haben wir uns entschieden zusammenzuziehen, das waren da ungefähr zweieinhalb Jahre und dann war ich mit meinem Bachelor fertig und hab mich für 'nen Master entschieden und musste deshalb umziehen und jetzt wohnen wir 250 Kilometer getrennt. (L1: 27-33)

In dieser Passage von L. ist von zwei Entscheidungen die Rede: Die erste Entscheidung wird in der Erzählung als gemeinsame dargestellt (»dann haben wir uns entschieden zusammenzuziehen«). Die zweite Entscheidung, in welcher der Grund für die Fernbeziehung liegt, erscheint durch die Formulierung »hab mich für 'nen Master entschieden« als alleinige Entscheidung L.s. Die Erzählerin L. berichtet möglicherweise deshalb in der Eingangssequenz unseres Gesprächs nicht darüber, wie sie und ihr Partner sich kennengelernt haben, weil sie vor der Fernbeziehungsphase bereits ein Paar waren. Dies zu erzählen, erscheint ihr im Rahmen der Schilderung ihrer Fernbeziehungsgeschichte als nicht nötig. Vielmehr wird herausgestellt, dass sie und ihr Partner davor – also vor der Phase der Fernbeziehung – zusammengewohnt hätten, und die jetzige Situation der 250 Kilometer Distanz zwischen ihnen beiden wird vor diesem Hintergrund als »ein ganz schönes Stückchen« (L1: 33) bezeichnet. Vielleicht würden die 250 Kilometer von L. als weniger weit empfunden, wenn sie nicht zuvor bereits während ungefähr zwei-

einhalb Jahren eine Wohnung geteilt hätten? Gegen Ende des ersten Gesprächs erzählt L. davon, dass sie nach dem Abitur immer vorgehabt habe, »ganz weit weg zu gehen und halt irgendwie nur so zu Weihnachten, Ostern oder so heimzukommen« (L1: 584-586). Es ließe sich vermuten, dass es für die Erzählerin L. durchaus eine Zeit gegeben hat, in der sie die Vorstellung einer Distanz von 250 Kilometern als weniger weit empfunden hätte. Das Vorhaben des Ganz-weit-Weggehens wurde wohl nie realisiert: Es sei eben »einfach alles ganz anders« (L1: 586) gekommen. Weshalb dieses Vorhaben (bzw. die Vorstellung desselben) nicht in die Tat umgesetzt wurde und was genau alles anders kam, wird zu diesem Zeitpunkt des Gesprächs jedoch nicht weiter ausgeführt. Im zweiten Gespräch erwähnt die Erzählerin L., dass sie und ihr Partner »kurz nach dem Abi zusammengekommen« (L2: 95) seien. Der Beginn der Beziehung scheint der Grund (oder zumindest einer der zentralen Gründe) dafür gewesen zu sein, nicht »ganz weit« wegzugehen. L.s Erzählung könnte so gelesen werden, dass die Beziehung zwischen ihr und ihrem Partner zunächst zu immer mehr räumlicher Nähe führte, obwohl L. nach dem Abitur die Vorstellung (oder den Wunsch?) gehegt hatte, wegzugehen. Die räumliche Nähe kulminierte in der gemeinsamen Wohnung. Es ist die Entscheidung von L., an einer anderen Universität einen Master zu absolvieren, die zum Beginn der Fernbeziehungsphase und damit zu einer Aufhebung der räumlichen Nähe führt. Diese Aufhebung der räumlichen Nähe muss in zweierlei Hinsicht als temporär bezeichnet werden: Einerseits treffen sich L. und ihr Partner in regelmäßigen Abständen (ungefähr alle zwei Wochen) und andererseits hat auch die Erzählerin L. vor, ihre Fernbeziehung – die sie als »längerfristige Zwischenlösung« (L1: 572) bezeichnet – irgendwann wieder in eine Nahbeziehung zu überführen: »Wir wissen schon, das geht noch 'n Weilchen, aber mit dem Ziel halt irgendwann nicht mehr führen ... also nicht mehr 'ne Fernbeziehung führen zu müssen« (L1: 573-575).

Dritte Spur – Überlegungen dazu, wie die Fernbeziehung sein wird

Eine dritte Spur, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehungsphase bezieht, betrifft die vielfältigen Überlegungen der Gesprächspartnerinnen darüber, wie die Fernbeziehung dann sein werde. Solche Überlegungen werden jedoch nicht nur in Bezug auf die aktuelle Beziehung angestellt. Stattdessen zeigt sich, dass nicht zuletzt Erfahrungen aus früheren (Fern-)Beziehungen in dieses Nachdenken einfließen. So berichtet A. Folgendes:

Es war am Anfang auch nicht so klar, sowieso, wie es weitergeht, und es war schon immer ein bisschen ... also, ich glaube, wir sind heute nach fünf Jahren an einem ganz anderen Punkt in der Beziehung. Am Anfang war das äh viel unklarer, ob das überhaupt funktioniert, und viel eher so, ja, jetzt probieren wir mal. Und als ich dann eigentlich heimgekommen bin, hab ich gedacht, ja, jetzt schauen wir mal äh, wie es sich weiterentwickelt. Und auch so ein bisschen im Hintergedan-

ken, dass ... Also ich hatte auch schon in der Vergangenheit Fernbeziehungen und dort hat es dann wirklich nicht funktioniert und (unverständlich) ... nicht so stark hineinsteigern. Und dann hat das dann eben erstaunlicherwe ... also ich finde irgendwie auch erstaunlich, hat es irgendwie funktioniert. (A: 58-68)

Die Erzählerin A. nimmt eine Unterscheidung zwischen der »unklare[n]« Situation ihrer Beziehung zu Beginn und der Situation jetzt nach fünf Jahren vor. Ambivalent erscheint hierbei der abgebrochene Halbsatz »und es war schon immer ein bisschen ...«, denn damit könnte angedeutet sein, dass die momentane Situation nach wie vor »nicht so klar« sei. Daneben wäre es aber beispielsweise auch möglich, die drei Punkte durch die Wörter »ungewiss«, »schwierig«, »herausfordernd« o.Ä. zu ersetzen. Ein eher negativ konnotiertes Wort scheint mir jedenfalls wahrscheinlicher zu sein als ein positiv konnotiertes, auch wenn sich dies nicht abschließend klären lässt. Der darauffolgende Satz weist jedoch in eine andere Richtung, da postuliert wird, dass ihre Beziehung jetzt »an einem ganz anderen Punkt« sei. Die weitere Erzählung von A. ist durch eine recht gelassene Haltung im Sinne von »ja, jetzt schauen wir mal äh, wie es sich weiterentwickelt« gekennzeichnet, die jedoch nicht unabhängig von ihren früheren Erfahrungen mit gescheiterten Fernbeziehungen ist. Vor diesem Hintergrund zeigt sich A. in ihrer evaluativen Einlassung zum Schluss dieser Passage auch erstaunt darüber, dass es mit ihrem jetzigen Partner bisher »irgendwie funktioniert« habe. Zu einem späteren Zeitpunkt in diesem Gespräch äußert sich die Erzählerin A. darüber hinaus dahingehend, dass sie sich eine längere Fernbeziehung nicht (mehr) zugetraut habe. Dies wird in einen Zusammenhang mit dem mühevollen Alleinsein gestellt: »Also ich hatte früher ... ich hatte mir das auch nicht so zugetraut, so lange eine Fernbeziehung zu haben, weil ich hatte ja wirklich auch Mühe mit dem Alleinsein« (A: 339-341). Im Anschluss an diese Äußerung stellt die Erzählerin A. aus ihrer jetzigen Perspektive heraus, dass sie sich entwickelt habe und dass dies etwas sei, womit sie »heute schon besser umgehen« (A: 346) könne. Diese Entwicklung lässt sich womöglich auch in Bezug zur Eingangssequenz (siehe zweite Spur) setzen: Es habe Zeit gebraucht, sich mit der Situation der Fernbeziehung und den häufigen Wohnortwechseln einigermaßen zu arrangieren. Dennoch besteht der Wunsch, gewisse Dinge »nicht immer [...] alleine machen« (A: 344-345) zu müssen: »Manchmal fände ich es eben schon schön, wenn noch jemand mit dabei wäre, auch die banalen Sachen, oder. Wenn es jetzt darum geht, welches Geschirr soll ich jetzt kaufen für unsere Wohnung oder so« (A: 341-344). Das Beispiel mit dem Geschirr kann als hypothetisches Beispiel oder im Sinne eines Zukunftswunsches gelesen werden, denn die Erzählerin A. und ihr Partner haben zum Zeitpunkt des Gesprächs keine gemeinsame Wohnung. Die Formulierung »unsere Wohnung« lässt sich möglicherweise aber auch metaphorisch lesen: A. könnte damit eine Art symbolisches Zusammensein meinen, obwohl es formal keine gemeinsame Wohnung ist. »Unsere Wohnung« würde in A.s Erzählung dann

das Stiften einer symbolischen Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Partner bezeichnen.

Sehr ausführlich beschreibt die Erzählerin B. ihre Überlegungen vor Beginn der Fernbeziehung, nachdem meine Frage sie zu diesen Ausführungen aufgerufen hat. In der nachstehenden Passage vermischen sich B.s Überlegungen, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehungsphase beziehen und die auch mit Erfahrungen aus vergangenen Beziehungen zusammenhängen, allmählich mit Erfahrungen, die sie während der Beziehung mit ihrem jetzigen Partner bereits gemacht hat. Eine klare Unterscheidung zwischen den ›Überlegungen vor‹ und den bisherigen ›Erfahrungen mit‹ lässt sich nicht vornehmen.

M: Da wäre meine Frage jetzt eigentlich trotzdem auch noch so ein bisschen also, ob du dir schon im Vorfeld vielleicht auch ein bisschen überlegt hast, wie könnte das dann sein oder=

B: = ja =

M: = ist oder hast du einfach wirklich gar nicht daran gedacht und einfach, ach ich mach ... ich versuche es jetzt? =

B: = ja, ja, also ich meine, dadurch, dass wir eben relativ lange schon miteinander geschrieben hatten, schon halt sozusagen auch ein bisschen überlegen mussten ... das, wie wäre, wie wäre denn das, so die diese Situation so abwägen, Kompro ... äh ko ... pro und kontra (lacht), was ... ja, kann ich damit umgehen? Und dann hat so ... hatte ich irgendwie auch voll viele Momente, wo ich das Gefühl hatte, eigentlich hat es ... bringt es noch ganz viel Positives mit sich, weil ich war vorher in einer dreijährigen Beziehung und nach dem habe ich gemerkt ... ich hatte wirklich nicht so oft Zeit für jetzt Kolleginnen und Kollegen³ ... oder weniger oft Zeit für sie. Und dadurch, dass man dann wie so die fixen Punkte hat, man weiß, zwei Wochen bin ich einfach wirklich nur vollkommen für diese Person da und dann machen wir zusammen etwas, schauen irgendwie etwas in der Schweiz an oder bei ihm in (Land). Und dann sind wir wirklich einfach nur für uns zwei da und wir müssen nicht irgendwelche anderen Sachen machen und man hat dann auch nicht das Problem, dass man sagt, ja du interessierst dich zu wenig für mich oder so, und man macht ja einen relativ großen Aufwand, um überhaupt die Person zu sehen. Und dann verstehen das auch viele andere Kollegen und sagen, ja ja, mach du ruhig etwas mit ihm und so. Und in den anderen Wochen habe ich dann dafür einfach Zeit für meine Hobbys und für meine Kolleginnen und für meine Kollegen. Und dann kann ich ... habe ich so so wie ein bisschen beides halt, ich kann, ich kann das voll ausleben, wenn ... das Beziehungsleben, aber auch eben mit den Freunden

3 Im Schweizerdeutschen sind mit ›Kolleg_innen‹ nicht ausschließlich Arbeitskolleg_innen gemeint, sondern auch gute Freund_innen können so bezeichnet werden, wie dies hier und in weiter unten folgenden Passagen aus dem Gespräch mit B. der Fall ist.

und Freundinnen etwas zu unternehmen, ohne dass man dann einfach ... dass das dann wie so kollidiert. (B: 217-246)

Die Fokussierung auf die vor Beginn der Fernbeziehungsphase als positiv imaginierten Aspekte bzw. die bisherigen Erfahrungen während der Fernbeziehung – einerseits die Möglichkeit, während der ›getrennten Phasen‹ viel Zeit für Kolleg_innen und Freund_innen zur Verfügung zu haben (was offenbar in einer früheren Nahbeziehung etwas zu kurz kam), und andererseits die intensiven ›gemeinsamen Phasen‹ zu zweit – zeigt sich zu einem etwas späteren Zeitpunkt im Gespräch mit B. erneut:

Also ich habe mir das wirklich relativ lange überlegt, ob das wirklich das ist, was ich will, bis zu diesem Zeitpunkt, wo er ja da war. Als er dann kam, wusste ich schon, ich muss mich eigentlich entscheiden können. Aber es war dann eigentlich auch ... als ich dann begonnen habe, das eben so ein bisschen von einer anderen Seite her zu sehen, weniger so das Vermissen und dass man einander nicht sieht, sondern eben das auch ... dass ich so ein bisschen beides reinbringen kann, dann war es eigentlich für mich klar, dass ich ... so so kann ich mit dem leben und das geht gut und dann versuche ich es einmal und dann (schaue ich?) wie das mit ihm geht, also wie er das so macht, schafft, ja, genau. (B: 272-281)

In dieser Passage benennt die Erzählerin B. aber auch die weiter oben angedeuteten »[K]ontra«, nämlich »das Vermissen und dass man einander nicht sieht«. Alles in allem scheinen die vorgestellten positiven Aspekte jedoch zu überwiegen und sich in der Haltung »dann versuche ich es einmal« niederzuschlagen. Explizit wird dabei der Partner mitberücksichtigt, denn schließlich spielt auch er eine Rolle bei diesem ›Versuch‹, eine Fernbeziehung einzugehen.

Eine andere Stelle lässt noch einen weiteren Aspekt des Bedenkens aufscheinen, der sich jedoch als unproblematisch herausgestellt hat:

Da hatte ich schon am Anfang so ein bisschen Sorgen, wie ist der jetzt, weil er hat mir so ein bisschen geschildert, wie seine Mum ist, und dann hatte ich schon so ein bisschen Sorgen, so ein bisschen eine, wie sagt man, eine Löwenmutter (lacht), so beschützend. Dann habe ich auch schon gedacht, ok, aber es hat wirklich so gut geklappt, sie sind mega lieb. (B: 377-381)

Mit dem »sie« im letzten Halbsatz meint die Erzählerin wohl die Eltern ihres Partners oder dessen Familienmitglieder. Diese kurze Passage über das anfängliche Bedenken B.s bezüglich der (vermeintlichen?) »Löwenmutter« ihres Partners steht im Kontext ihrer Ausführungen hinsichtlich der Wichtigkeit der Unterstützung ihrer Beziehung, die das Paar von beiden Familien erfährt. Ebendiese familiäre Unterstützung, welche die Erzählerin B. betont, wird in der siebten Spur (›Abschiede‹) erneut thematisch werden.

Die von der Erzählerin L. geäußerten Bedenken, die sich auf die Zeit vor dem Beginn ihrer Fernbeziehungsphase beziehen, stehen in einem Zusammenhang mit der Tatsache, dass sie und ihr Partner vorher zusammen gewohnt haben und »jetzt schon ein ganz schönes Stückchen« (L1: 33) voneinander getrennt leben. L. beschreibt ihre Überlegungen hinsichtlich der Fernbeziehungsphase im Rahmen der Eingangssequenz unseres Gesprächs wie folgt, ohne dass ich sie mit einer Frage direkt zu diesen Ausführungen angeregt hätte:

Ähm, das ist eigentlich auch so die größte Umstellung und ich hatte da eigentlich auch echt Beda ... äh Bedenken (Telefon klingelt im Hintergrund). [...] Ähm, ja, ich hatte da echt Bedenken, weil wirklich von so engem Raum und man sieht sich jeden Tag und kann sich jeden Tag halt auch ... nicht nur miteinander sprechen mit Gesicht zu Gesicht, sondern eben auch anfassen, sich küssen, umarmen, alles, was so dazugehört. Und das dann auf einmal gar nicht mehr zu haben beziehungsweise nur alle paar Wochen oder am Wochenende ... Das hat mir echt Angst gemacht, aber es ist gar nicht so schlimm, wie ich's mir vorgestellt hatte. (L1: 34-43)

Die Erzählerin L. setzt mit ihrer Einschätzung aus jetziger Sicht ein. Dies wird durch das »ist« angezeigt: »das ist [...] die größte Umstellung«. Die in der Vergangenheit liegende Vorstellung darüber, wie es sein könnte, nicht mehr in einer Nahbeziehung zu sein – mit »alle[m], was so dazugehört« –, beschreibt L. als für sie beängstigend. Aufschlussreich ist, dass L. diese antizipierte Umstellung im Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz an Aspekte der Körperlichkeit knüpft: Die Vorstellung, nicht nur nicht mehr jeden Tag von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen zu können, sondern sich auch nicht mehr »anfassen, sich küssen, umarmen« zu können, scheint in L. Bedenken ausgelöst zu haben. Die Relativierung am Ende dieser Passage besteht darin, dass sich diese Bedenken nicht bewahrheitet hätten und es »gar nicht so schlimm« sei. Dass L. von einer bedeutenden »Umstellung« spricht, lässt jedoch die Vermutung entstehen, dass der Übergang von einer Nah- zu einer Fernbeziehung trotzdem einen Einschnitt darstellt, der beträchtliche Veränderungen in der Beziehung von L. und ihrem Partner mit sich bringt.

Unmittelbar im Anschluss daran führt die Erzählerin L. nicht aus, inwiefern sie zu der Aussage kommt, dass es »gar nicht so schlimm« sei, wie sie gedacht hatte, oder was sich konkret in ihrer Beziehung verändert hat während der Fernbeziehungsphase. Ohne dass ich sie mit einer Frage in diese Richtung gelenkt hätte, berichtet sie stattdessen über Gespräche mit ihrem Partner in der Zeit vor der Fernbeziehung in Bezug auf die geplante Häufigkeit der Treffen sowie die tatsächliche Umsetzung dieses gemeinsam vereinbarten Plans:

Ähm, wir hatten dann auch ganz viel, bevor ich eben ausgezogen bin, darüber geredet, wie das dann so sein wird und was sich dann vielleicht ändern wird und

wie wir das vorhaben zu planen, weil da muss man das ja viel besser unter einen Hut kriegen und eben auch mit dem Kalender dasitzen und vergleichen, wer wann was vorhat. Und ähm, da hatten wir uns vorgenommen, ja, wir sehen uns dann so alle zwei Wochen. Und das klappt eigentlich jetzt auch ganz gut, ähm, es ist jetzt ein dreiviertel Jahr, wo wir 'ne Fernbeziehung führen auf der großen Distanz und ja, also, das Größte, was wir uns nicht gesehen haben, waren jetzt drei Wochen am Stück, aber sonst äh klappt das eigentlich ganz gut so mit dem sehen, ja. (L1: 46-55)

Handelt es sich bei der argumentativen Einlassung, die in der dritten Zeile mit »weil« begonnen wird, um eine Vorstellung, die sich die Erzählerin L. bereits vor der Phase der Fernbeziehung gemacht hatte? Oder ist dies eine Äußerung, zu der sie erst durch ihre Erfahrungen während der Fernbeziehung veranlasst wurde? Ohne eine Antwort auf diese Fragen festhalten zu können, scheint der Fortgang der zwischen Beschreibung und Evaluation oszillierenden Passage auf die weitgehende Konvergenz von Vorstellungen und Plänen mit der tatsächlichen Umsetzung derselben hinzuweisen. Die zweimalige Verwendung von »eigentlich« im Zusammenhang damit, dass es »ganz gut« klappe, die geplante Frequenz des Sichttreffens aufrechtzuerhalten, schränkt diese Vermutung möglicherweise ein wenig ein, wenn man diesen Wortgebrauch als Relativierung der Aussage liest. Wenn »eigentlich« im Sinne von »an und für sich« oder »im Grunde genommen« verstanden wird, könnte dieser Wortgebrauch jedoch mindestens ebenso gut darauf hinweisen, dass es meistens möglich sei, sich alle zwei Wochen zu sehen, auch wenn in Ausnahmefällen einmal drei Wochen zwischen den Treffen liegen können. Dies wird jedoch immer noch als ganz im Rahmen des gemeinsamen Plans liegend erachtet.

Eine weitere Passage des ersten Gesprächs kommt auf die von der Erzählerin L. angesprochenen Bedenken hinsichtlich der Fernbeziehung zurück:

Also die [Bedenken, Anm. MS] hatten wir aber beide und da haben wir beide gesagt ähm, wir wollen jetzt nur, weil ich weggehe, von vornherein sagen, dass die Beziehung beendet ist, sondern dass wir es auf jeden Fall probieren werden und wenn man dann halt sieht, es hat wirklich überhaupt keinen Sinn, aus welchen Gründen auch immer, dass man dann immer noch Schluss machen kann und 'nen Schlusstrich ziehen. (L1: 411-416)

Offenbar fehlt ein »nicht« und es müsste heißen: »nur, weil ich weggehe, *nicht* von vornherein sagen...«, um diesen Teil des Satzes in sinnvoller bzw. nicht widersprüchlicher Weise mit dem weiteren Verlauf der Passage zu verbinden. Denn die Erzählerin L. und ihr Partner haben ihre Beziehung *trotz* der Entscheidung von L., ein Masterstudium in einer anderen Stadt aufzunehmen, und auch *trotz* der Bedenken beider in Bezug auf eine Fernbeziehung, die aufgrund dieser Entscheidung zustande kam, weitergeführt. Sie wollten es »auf jeden Fall probieren« und die Be-

ziehung zu beenden stand zu diesem Zeitpunkt außer Frage. Erst wenn sich zeigen sollte, dass eine Fernbeziehung »wirklich überhaupt keinen Sinn« ergäbe, könnte »man dann immer noch Schluss machen [...] und 'nen Schlusstrich ziehen«. Dies war wohl die Überlegung noch vor dem Beginn der Fernbeziehungsphase. Interessant ist an dieser kurzen Passage, dass die Erzählerin im ersten Teil stets in der Wir-Form spricht und im zweiten Teil zweimal das Indefinitpronomen »man« verwendet. Es lässt sich möglicherweise festhalten, dass L. »man« jeweils dort verwendet, wo es sich um sehr hypothetische Aussagen in Bezug auf eine Trennung – wenn es »wirklich überhaupt keinen Sinn« mehr hat – handelt, die der Erzählerin in ihrer momentanen Situation jedoch äußerst fern zu sein scheinen.

Ein möglicher Grund dafür, dass die Erzählerin L. im Hinblick auf die Fernbeziehungsphase – vor deren Beginn – Bedenken geäußert hat, könnte in ihren Erfahrungen mit der »damals beste[n] Freundin« (L1: 430) gesehen werden: Diese Freundin sei mit ihrer Familie ausgewandert und sie hätten sich »nach zwei Jahren sowas von auseinandergelebt« (L1: 432). Insgesamt scheint es so, als ob L. es in Bezug sowohl auf Freundschaftsbeziehungen wie auch auf ihre Liebesbeziehung für bedeutsam erachtet, dass regelmäßige Treffen stattfinden können, um zu verhindern, dass man sich auseinanderlebt. Vielleicht auch aufgrund ihrer Erfahrungen mit dieser zerbrochenen Freundschaft bringt sie im zweiten Gespräch folgendes Vorhaben mit ihren jetzigen Freundinnen, die aufgrund ihres Wegzugs auch nicht mehr in unmittelbarer Umgebung leben, zur Sprache:

Und da haben wir uns halt auch vorgenommen, zumindest einmal im Jahr irgendwie ein Wochenende wirklich uns zusammen irgendwo zu treffen, egal wo, Hauptsache wir sind zusammen. Und das haben wir jetzt auch geschafft für Ende Juli, aber es ist halt auch nicht mehr dieses: Komm mal kurz noch äh ... ich komm mal kurz noch vorbei oder wir gehen noch kurz was trinken. (L2: 73-78)

In dieser Erzählpassage wird thematisch, dass die geplanten jährlichen Treffen mit ihren Freundinnen durchaus als mit einem Planungsaufwand verbundene Vorhaben gesehen werden müssen und dass spontane Treffen oder Besuche aufgrund der weit auseinanderliegenden Wohnorte nicht mehr so einfach möglich sind wie zu früheren Zeiten, als sie alle noch in der gleichen Stadt wohnten. Der Aspekt des Planen-Müssens, um sich sehen zu können, erinnert an die weiter oben diskutierte Passage aus dem ersten Gespräch mit L., in der es um die Notwendigkeit der Planung der Treffen mit ihrem Partner ging und die Erzählerin meinte, dass sie als Paar vor der Fernbeziehungsphase darüber gesprochen hätten, wie sie »das Vorhaben zu planen, weil da muss man das ja viel besser unter einen Hut kriegen und eben auch mit dem Kalender dasitzen und vergleichen, wer wann was vorhat« (L1: 48-50).

4.1.2 Während der Fernbeziehung – »gemeinsame« Zeiten

Im Folgenden zeichne ich Spuren aus den Gesprächen nach, die sich auf die Zeit während der Fernbeziehungsphase beziehen. Unterschieden wird diese Phase in »gemeinsame« und »getrennte« Zeiten, hinsichtlich derer je verschiedenen Spuren – die sich jedoch auch weiterziehen und überlagern können – gefolgt werden kann.

Vierte Spur – Besuchen

Die Erzählerin L. schildert in unserem zweiten Gespräch, in welchem im Vergleich zum ersten Gespräch mehr gezielte Nachfragen meinerseits vorkommen, wie es für sie war, als sie nach ihrem Wegzug zum ersten Mal wieder in ihrer ehemaligen Wohnung bei ihrem Partner und dessen neuem Mitbewohner zu Besuch war:

M: Ja, dann hattest du auch noch geäußert, dass du am Anfang eigentlich wie ja viel mehr Bedenken hattest, die sich dann aber nicht immer ganz so als so schlimm herausgestellt haben, bewahrheitet haben. Und da wollte ich dich fragen, ob du dich an konkrete Momente am Anfang deiner Fernbeziehungszeit erinnern kannst, wo du gemerkt hast, dass es nicht so schlimm ist, wie du gedacht hattest.

L2: Das war das erste Mal, als ich wieder in die Wohnung zurückkam, als dann ähm der neue Mitbewohner von meinem Freund gerade dabei war, sein Zimmer einzurichten und Möbel aufzubauen. Das hab ich mir viel viel viel viel schlimmer vorgestellt, als es dann zum Schluss war, weil irgendwie ich wusste, da ist jetzt gar nichts mehr von mir und da wohnt jetzt jemand anderes in meinem Zimmer, aber als ich dann reinkam ... das finde ich auch heute noch faszinierend, es riecht einfach immer noch nach dieser Wohnung. [...] Also wenn ich da reingehen würde, mit Augen geschlossen, dann wüsste ich noch, das ist quasi meins. Es sieht halt nicht mehr so aus. Und ich hab dem dann sogar beim Möbel aufbauen geholfen und es hat sich gar nicht komisch oder oder wehmütig angefühlt, es war irgendwie so ... es war völlig ok und irgendwie ist es auch schön, dass ich eben die Möglichkeit hab, eben in diese Wohnung nochmal zurückzukommen, dass es nicht so ein harter Cut ist und ich bin da raus und kann da nie wieder rein. (L2: 109-130)

Die Vorstellung, dass jetzt ein neuer Bewohner ihre frühere Wohnung mit ihrem Partner teilt, war für die Erzählerin L. offenbar keine angenehme. Ihre Befürchtung, dass sich dieser erste Besuch als »schlimm«, »komisch« oder Wehmut auslösend herausstellen könnte, hat sich aber anscheinend nicht bestätigt. Hatte L. die Befürchtung, ihre ehemalige Wohnung bei ihrer Rückkehr nicht mehr als solche wiederzuerkennen? Auch aus heutiger Sicht zeigt sie sich fasziniert darüber, dass die Wohnung ihren charakteristischen Geruch behalten habe und an ebendiesem Geruch würde sie nach wie vor erkennen, dass es sich um ihre ehemalige Wohnung handelt, auch wenn diese nun anders aussehe. Dieser Einschub von L., in

dem es um die sinnliche Wahrnehmung des Geruchs der Wohnung geht, erscheint vor dem Hintergrund bemerkenswert, dass es in dieser Passage davor und danach um den neuen Mitbewohner ihres Partners geht und darum, wie dieser damit beschäftigt war, sein neues (d.h. ihr ehemaliges) Zimmer einzurichten, sowie darum, dass sie ihm beim Aufbau der Möbel geholfen hat.

In der fast unmittelbar darauf folgenden Passage kommt die Erzählerin L. darauf zu sprechen, was ihr bei den ersten ein, zwei Besuchen in der Wohnung besonders schwergefallen sei:

M: Ok. Also war das eigentlich so ein Moment, wo du wirklich, wo dir bewusst geworden ist, hey, irgendwie, das ist nicht so schlimm. Ich kann ... irgendwie kann ich damit umgehen, dass da jetzt ein anderer Mensch drin wohnt, mhm.

L2: Genau, ja. Es ist mir dann auch schwergefallen, am Anfang so, die ersten ein, zwei Male, als ich dann da war, dass es halt nicht mehr alles meine Ordnung hat. Es wohnen halt jetzt zwei Jungs da drin, die jetzt nicht so den Tisch abwischen oder irgendwie sowas, wie man das vielleicht ... und es stehen keine Blümchen mehr rum, sondern Bierflaschen ohne Ende (lacht). Aber irgendwie, ich weiß dann, es geht mich auch nichts mehr an und das ist voll ok. Es ist nicht mehr meine Wohnung, ich bin jetzt quasi nur noch zu Besuch. (L2: 136-147)

Mein Einsatz versucht, an die vorangegangene Passage anzuknüpfen und zu spiegeln, was ich L.s Erzählung entnommen hatte (nämlich dass der erste Besuch in ihrer ehemaligen Wohnung für sie einen Moment darstellte, in dem sich ihre Befürchtung nicht bestätigte). Daraufhin stellt die Erzählerin L. jedoch heraus, dass ihr die fehlende eigene Ordnung in der Wohnung durchaus noch eine Weile schwergefallen sei. Zwischen dem »genau, ja« und dem »es ist mir dann auch schwergefallen« gibt es einen Bruch: Zunächst bejaht die Erzählerin meinen Einsatz, um daraufhin doch noch etwas auszuführen, was ihr bei den ersten Besuchen in ihrer ehemaligen Wohnung schwergefallen sei. Jeweils gegen Ende der beiden oben stehenden Passagen kommen die sprachlich ähnlichen und in der Aussage weitgehend identischen Formulierungen »es war völlig ok« (L2: 128) und »das ist voll ok« (L2: 146) vor. In diesen Passagen lässt sich indes noch viel mehr feststellen, was sich mir gerade nicht als eindeutig, sondern vielmehr als widersprüchlich darstellt: »da ist jetzt gar nichts mehr von mir« (L2: 120-121) – »das ist quasi meins« (L2: 125) – »nicht mehr alles meine Ordnung« (L2: 142) – »es geht mich auch nichts mehr an« (L2: 146). Zeigen diese Äußerungen möglicherweise an, wie es sein kann, in eine Wohnung, in der man selbst einmal gelebt hat, als Besucher in zurückzukommen? Diese Wohnung ist weder ganz fremd noch ganz eigen, sondern ein ›Zwischending‹ – so könnte das »quasi« in der letzten Zeile der zweiten Passage gelesen werden: »Es ist nicht mehr meine Wohnung, ich bin jetzt quasi nur noch zu Besuch« (L2: 146-147).

Fünfte Spur – Besuch werden

Eine fünfte Spur, die sich auf ›gemeinsame‹ Zeiten bezieht (bzw. wie gleich deutlich werden wird: darauf, dass eine ›getrennte‹ Zeit unterbrochen wird), handelt von der Möglichkeit, vom Partner oder von der Partnerin (überraschend) besucht zu werden.

Die Erzählerin L. stellt heraus, dass sie – und der Formulierung nach zu urteilen ihr Partner ebenfalls – ein positives Moment ihrer Fernbeziehung darin sieht, »dass wir den anderen wieder viel mehr schätzen können, weil wir eben uns nicht mehr jeden Tag sehen« (L2: 287-288). Sich plötzlich und auf überraschende Weise aber doch wiederzusehen, wird als Besonderheit der Fernbeziehung relevant gemacht, und zwar in der folgenden Anekdote: »Mir ging es mal vor zwei, drei Wochen nicht so gut und da ist er dann einfach hergekommen, ohne mir was zu sagen, und stand plötzlich vor der Tür« (L2: 292-294). Dieses nicht weiter ausgeführte emotionale Tief von L. wird als Anlass für ihren Partner für einen spontanen ›Aufmunterungsbesuch‹ dargestellt. Als besondere und für L. deshalb erzählenswerte Situation kann dies möglicherweise auch deshalb gesehen werden, weil es – aus verschiedenen Gründen – normalerweise sie ist, die ihren Partner besuchen geht, und ihr Partner eher selten zu ihr kommt. Wenn die beiden noch eine Wohnung teilen würden, wäre dieser Besuch zum einen nicht möglich und zum anderen auch gar nicht nötig gewesen. Gerade dieser Besuch wird von der Erzählerin L. aber als Beispiel dafür genommen, dass die Fernbeziehung ihre Beziehung insgesamt stärkt: »Und das sind halt so Sachen, da denk ich, ja, das schweißt dann halt schon zusammen, auch über so eine große Distanz« (L2: 294-295). Interessanterweise bedeutet dieser Spontanbesuch genau eine temporäre Unterbrechung des Lebens auf Distanz – zumindest bis zur erneuten Abreise des Partners. Zugleich könnte die Möglichkeit von Spontanbesuchen aber auch als wesentliches Charakteristikum von Fernbeziehungen bestimmt werden.

Sechste Spur – Beziehung definieren

Die fünfte Spur, das Besuch-Werden, verbindet sich in der Erzählung von B. mit einer sechsten Spur: dem eigenen verspürten Wunsch oder dem von außen kommenden Anspruch, die Beziehung zu definieren, das heißt, die Frage zu klären, ob man jetzt tatsächlich zusammen sei und eine Liebesbeziehung führe, und diesen Beziehungsstatus Freund_innen und Familienmitgliedern offiziell bekannt zu geben. In B.s Erzählung überlagern sich diese beiden Spuren insofern, als für die Erzählerin beim ersten Besuch ihres Partners bei ihr in der Schweiz die Frage nach der Definition dieser Beziehung virulent wurde. An zwei unterschiedlichen Passagen lässt sich dies beobachten:

Und irgendwie für mich war es auch schon ... eigentlich schon wie klar, dass wir wahrscheinlich zusammenkommen werden, wenn er in die Schweiz kommt. Also

schon ... ich hab meinen Kollegen irgendwie gesagt, ja, das das ist wahrscheinlich schon fast (lacht) ... es war mehr so unausgesprochen, aber eigentlich für uns beide relativ klar. (B: 163-167)

B: Ja also bei uns gab es zwar auch so den Moment, wo wir dann einmal so ... ich glaube ich habe dann meinem Kollegen geschrieben, ich glaube, wir sind jetzt zusammen, als er da war (lacht). Und dann hat er mir geschrieben, so nein, was du glaubst, du musst schon fragen, das muss klar sein.

M: (lacht) Ah ok, mhm.

B: Und ich hab ihn dann am Abend gefragt, hey, sind wir jetzt wirklich zusammen? (lacht) Und dann hat er gesagt, ja so, er würde das mega gerne probieren mit einer Fernbeziehung und schon hat man das dann (unverständlich) gehabt, mit dieser Frage, genau. Ja voll, aber also für mich war es, glaube ich, auch noch ein bisschen klarer als für ihn. Er hatte immer noch so ein bisschen das Gefühl, ja, ist ist es wirklich so, hat sie das Interesse an mir oder so. Für mich für mich war es ein bisschen klarer, hat er mir nachher im Nachhinein gesagt, aber ja.

M: Mhm.

B: Ja, genau (lacht). (B: 191-204)

Diese beiden Passagen sind zeitlich unterschiedlich zu verorten: In der ersten Passage beschreibt die Erzählerin B. die sich bei ihr bereits relativ deutlich eingestellte Klarheit noch vor dem ersten Besuch ihres Partners, dass sie »wahrscheinlich zusammenkommen werden« (B: 164). Eingebettet ist diese Passage in B.s Ausführungen, dass sich bei ihr und ihrem jetzigen Partner schon sehr früh das Gefühl eingestellt habe, »auf der gleichen Wellenlänge« (B: 161) zu sein: »irgendwie hat es einfach im Gespräch mega gut funktioniert, ich meine, ich kann mega offen mit ihm sein und so« (B: 161-163). Der Satz, in dem die Erzählerin davon zu sprechen beginnt, was sie ihren »Kollegen« in Bezug auf die Frage nach dem Beziehungsstatus genau gesagt habe, wird mit einem Lachen abgebrochen. Dieser Satzabbruch hat möglicherweise etwas damit zu tun, dass sich B. hier nicht wiederholen wollte, um beispielsweise zu sagen »das ist wahrscheinlich schon fast klar, dass wir zusammenkommen werden«, da dies im ersten Teil dieser Passage bereits ausgesprochen wurde. Aufschlussreich an dieser kurzen, gut vierzeiligen Passage ist die mehrfach vorkommende Relativierung: Das »Zusammenkommen« sei für sie bereits »schon fast« bzw. »relativ« klar gewesen. Diese Feststellung wird jedoch mit der zweifachen Verwendung des Wortes »wahrscheinlich« verbunden. Die scheinbare Klarheit des »Zusammenkommens« wird in der Verbindung mit diesen Relativierungsmarkern erst als vermeintliche entlarvt und es wird eine gewisse Unsicherheit zum Ausdruck gebracht. In der Verbindung mit der zweiten Passage könnten sich diese Formulierungen auch auf den Umstand beziehen, dass die Erzählerin B. nicht ge-

nau wissen konnte, wie klar diese Frage der Definition ihrer Beziehung zu jenem Zeitpunkt für ihren Partner überhaupt zu beantworten war.

Die zweite Passage ist zeitlich nicht nur im Gesprächsverlauf, sondern auch in Bezug auf den Verlauf der Beziehung zwischen B. und ihrem Partner der ersten nachgeordnet. Diese Passage bezieht sich auf die Zeit des ersten Besuchs des Partners bei B. in der Schweiz. Wie in der ersten Passage wird auch hier ein »Kollege« (allerdings nun in der Einzahl) in die Erzählung eingebaut: Auf B.s Aussage ihrem Kollegen gegenüber, dass sie glaube, nun mit ihrem Partner zusammen zu sein, erfolgt dessen Einspruch, dass Glauben in dieser Angelegenheit nicht ausreiche, das müsse schon »klar sein«. Die Aufforderung zur Klärung des Beziehungsstatus wird hier von B. als von außen kommend dargestellt. Mit der Frage an ihren Partner »sind wir jetzt wirklich zusammen?« (B: 196-197) und dessen positiver Antwort darauf markiert die Erzählerin B. den Beginn ihrer Fernbeziehung und reagiert zugleich auf die von ihrem Kollegen an sie gerichtete Aufforderung. Im weiteren Verlauf wird herausgestellt, dass es für ihren Partner im Vergleich zu ihr weiterhin etwas weniger klar gewesen sei, ob sie wirklich »das Interesse« (B: 201) an ihm habe und wie es um diese Beziehung stehe. Für ihn seien mit dieser auf der sprachlichen Ebene erfolgten Klärung ihres Beziehungsstatus noch nicht alle Unsicherheiten ausgeräumt gewesen, wie B. mit Verweis auf ein späteres Gespräch, in welchem ihr Partner sich ihr gegenüber diesbezüglich offenbart hatte, zum Ausdruck bringt. Dieses spätere Gespräch wird von der Erzählerin jedoch nicht weiter narrativ ausgeführt.

An diesen beiden Passagen zeigen sich einerseits Schwierigkeiten mit dem Begriff der »Klarheit« in Bezug auf die Definition des Beziehungsstatus: Wann ist es klar, dass man zusammen ist? Wann glaubt man dies nicht mehr nur, sondern ist sich dessen gewiss? Wird »Klarheit« in jedem Fall und ausschließlich mit einem Aussprechen hervorgebracht oder hergestellt? Andererseits wird in der Erzählung von B. überhaupt erst auf die Wichtigkeit einer solchen Klärung aufmerksam gemacht, indem die von außen an die Erzählerin herangetragene Anforderung, den Beziehungsstatus eindeutig zu machen, herausgestellt wird. Wäre es auch denkbar, sich einer Klärung zu entziehen (und, wenn ja, wie?) oder eine solche auf einer anderen, nicht sprachlichen Ebene vorzunehmen?

Siebte Spur – Abschiede

Eine weitere, siebte Spur lässt sich den »gemeinsamen« Zeiten während der Fernbeziehung zuordnen: die Abschiede. Zugleich markiert diese Spur den Übergang zu den »getrennten« Zeiten. Wie wird das Abschiednehmen(-Müssen) erzählerisch dargestellt? Mich wiederum auf die Erzählung von B. beziehend, gehe ich im Folgenden dieser Frage nach. Zunächst erscheint es mir jedoch sinnvoll, einen kurzen

Umweg zu gehen, um den Gesprächskontext, in dem die Thematik der Abschiede von B. aufgerufen wird, zu skizzieren.

Relativ am Anfang unseres Gesprächs wird von der Erzählerin B. herausgestellt, dass es ihr die Fernbeziehung im Unterschied zu einer früheren dreijährigen Nahbeziehung überhaupt erst ermögliche, sehr viel Zeit mit ihren Freund_innen zu verbringen. Eher in der zweiten Hälfte des Gesprächs kommt B. auch immer wieder darauf zu sprechen, wie wichtig ihr und ihrem Partner ihre individuellen Beziehungsnetze, welche die Familie wie auch Freund_innen umfassen, seien. Diese Beziehungsnetze werden in verschiedenen Hinsichten als sehr unterstützend beschrieben:

Und ich denke, man hat dann auch so noch ein bisschen eine andere Sicht auch von den Kollegen. Wenn jetzt dann einmal irgendwie ... ich weiß auch nicht, wenn irgendetwas wäre oder ähm man sich dann halt ein bisschen zu fest darin verliert selbst, dass man noch so jemand anderes hat, der sagt, hey, ist das wirklich das, was du willst, oder ähm der einen unterstützt oder so. Das ... zum Beispiel, wenn ich jetzt gerade ... erst gerade nicht zu lange gesehen habe und wenn wir dann wieder nach Hause gehen, das ist immer so das Schlimmste, wenn man halt dann wieder so alleine ... also einfach so, die Person fehlt halt irgendwie und dann dann ist es mega gut, hat man Leute und ein bisschen etwas (unverständlich) so, ich denke das ist auf alle Fälle wichtig. (B: 432-444)

Die Erzählerin B. lässt hier das Abschiednehmen vom Partner und den Abschiedsschmerz im Zusammenhang mit der Betonung der Wichtigkeit von Freund_innen, die einen in dieser Zeit unterstützen können, thematisch werden. B. äußert dabei die Vermutung, dass Abschiede für ihren Partner jedoch wohl noch schwieriger seien als für sie selbst. Diese Vermutung wird – wie im Zusammenhang mit der sechsten Spur in Bezug auf die Frage nach der Klarheit der Definition des Beziehungsstatus bereits dargelegt wurde – durch den Relativierungsmarker »wahrscheinlich« zum Ausdruck gebracht:

Ähm, ich muss sagen, also ich habe immer ... äh, ich hatte ... (unverständlich) wahrscheinlich schon so ein bisschen weniger Schwierigkeiten als er. Er hat ... ihm fällt das schon ... er hat auch schon ... eigentlich schon seit dem ersten Mal, wo wir uns wirklich Tschüss sagen mussten, war das schon ziemlich hart für ihn. Und er ist dann auch wirklich der dann ... sein bester Kollege ... sie müssen dann den ganzen Tag irgendwie (lacht) etwas zusammen machen. Und ich kann dann auch noch ein bisschen für mich sein, nach dem ... (B: 468-474)

Am Anfang habe ich schon wirklich so am ersten Tag gesehen, dass es ihm wirklich schwergefallen ist, dann wirklich das erste Mal Tschüss zu sagen, das das schon. (B: 514-516)

In der ersten der beiden Passagen stellt die Erzählerin B. insbesondere die Bedeutung des besten Freundes ihres Partners heraus, der diesem die Zeit kurz nach dem Abschied etwas erträglicher macht und ihn vom Abschiedsschmerz ablenkt. Im Vergleich dazu beschreibt sie für sich selbst, dass das Alleinsein ihr in solchen Momenten nicht so große Mühe bereite. In der ersten Passage fallen die häufigen Satzabbrüche auf, wodurch in dieser Schilderung eine gewisse Zögerlichkeit zum Ausdruck kommt. Diese könnte darin begründet sein, dass die Erzählerin hier insbesondere über die Gefühle ihres Partners (im Vergleich zu ihren eigenen) berichtet, über die sie keine letzte Gewissheit haben kann. In der zweiten, kurzen Erzählpassage ist die dreimalige Verwendung von »wirklich« beachtenswert, wobei sich dieses Wort auch in der ersten Passage bereits zweimal findet. Auch in der zweiten Passage geht es um den allerersten Abschied der beiden nach dem ersten Besuch des Partners bei B.: Es geht in der Formulierung der Erzählerin um »wirklich Tschüss sagen«. Das bekräftigende »wirklich« könnte anzeigen, dass nun eine ›gemeinsame‹ Zeit definitiv zu Ende ging und eine ungewiss lange ›getrennte‹ Zeit bevorstand und dass dieser Abschied mit starken Emotionen verbunden war. Es ließe sich auch vermuten, dass mit diesem »wirklich« eine bedeutungsvolle Unterscheidung zwischen den unzähligen Malen des Tschüss-Sagens über Snapchat oder Skype und dem erstmaligen physischen Abschiednehmen gekennzeichnet wird.

4.1.3 Während der Fernbeziehung – ›getrennte‹ Zeiten

Wie die ›gemeinsamen‹ Zeiten, die durch gegenseitige Besuche zustande kommen, können auch die ›getrennten‹ Zeiten einmal kürzer und einmal länger dauern. Während diesen unterschiedlich langen Zeiten der ›Trennung‹ erhalten verschiedene Wege der Kommunikation eine neue Bedeutung. Einige Aspekte, die diese achte Spur betreffen, wurden bereits weiter oben – etwa in der Erzählung von B. in der ersten Spur zum Kennenlernen – thematisch. Der Spur der Kommunikation wird im Folgenden anhand einiger weiterer Erzählpassagen nun noch expliziter nachgegangen. Dabei wird deutlich, dass sich die Spuren mehr und mehr vermischen und überlagern und nicht mehr (vermeintlich) klar voneinander unterschieden werden können.

Achte Spur – Kommunikation

Auch an der nachstehenden Erzählpassage aus dem Gespräch mit L. lässt sich eine Überlagerung von Spuren (hier: die Spur der Kommunikation und die dritte Spur zu Überlegungen dazu, wie die Fernbeziehung sein wird) beobachten. Die zu Beginn der Fernbeziehungsphase vorhandene Idee, ab und an zu skypen oder sich für gemeinsame »Skypeabendessen« zu verabreden, wurde nicht umgesetzt. Dies scheint für die Erzählerin L. aber auch nicht bedauerenswert zu sein:

Ich muss ganz ehrlich sagen, wir haben noch kein einziges Mal geskyppt, auch wenn wir uns das am Anfang vorgenommen hatten, zum Beispiel so einmal die Woche oder alle zwei Wochen, wenn man sich halt äh nicht so sieht seit ein paar Tagen oder gesehen hat, hatten wir uns überlegt, so Skypeabendessen, dass wir halt sagen jeder hat um 19 Uhr oder so sein Abendessen vor sich und wir essen quasi über Skype zusammen und und reden dann da auch ganz normal, aber hat irgendwie nie geklappt. Und und dann war's auch gar nicht irgendwie, die Frage nicht mehr so im Raum. (L1: 109-117)

Als aufschlussreich erweist sich in dieser Passage, dass sich die Erzählerin L. mit ihrem ersten Satz beinahe dafür zu entschuldigen scheint, dass sie mir nichts über tatsächlich umgesetzte »Skypeabendessen« erzählen kann. Verwunderlich ist dies jedoch nicht, da ich L. im Rahmen unseres Vorgesprächs gesagt hatte, dass mich an der Fernbeziehungsthematik nicht zuletzt die Arten und Weisen medial vermittelter Kommunikation interessieren würden. Von Bedeutung erscheint mir aber auch, dass sich die Nichtumsetzung dieser vor Beginn der Fernbeziehungsphase entwickelten Idee der »Skypeabendessen« offenbar aufgrund einer Art Neu-Evaluierung der Erwartungen an den anderen und der Wünsche der beiden während der Fernbeziehung ergeben hat. Unmittelbar im Anschluss an diese Erzählpassage berichtet L. nämlich davon, dass sie und ihr Partner im Vergleich zu früheren Zeiten in ihrer Beziehung nun viel häufiger Telefonate führen würden, auch wenn sie eigentlich gar nicht so gern »am Handy« telefoniere:

Aber was sich bei uns ganz arg ähm vermehrt ... sind sind Telefonate. Also wir haben am Anfang ... oder ich weiß nicht, ich glaub, ich gehör zu den Menschen, die nicht so gern am Handy telefonieren, aber seit ich in die Fernbeziehung, seit ich die führ, ähm, sind das richtig viele Telefonate geworden und eben auch, wenn ich dann nur vom Bus heimlaufe oder so, diese zehn Minuten, da da hab ich ihn auch schon ganz oft angerufen oder wenn ich nachts dann ähm irgendwie mit Freunden weg war und dann heimlaufe, bringt er mich quasi heim, also dann ruf ich ihn einfach auch an und sag dann, äh, jetzt bin ich daheim und jetzt ist alles gut und alles sicher und so. Und das hat er halt früher zum Beispiel hat er mich dann von der Straßenbahnhaltestelle abgeholt. Also irgendwie, das ist so 'ne kleine Tradition, die sich halt einfach weitergeführt hat über dieses Medium Telefon, Smartphone. Und das ist eigentlich echt ganz schön und ja. (L1: 120-131)

Der Wunsch, sich gegenseitig nach Hause zu begleiten bzw. begleitet zu werden, wird nun via Telefongespräche erfüllt. Um Wünsche geht es auch in der unten stehenden Passage von B., die andeutet, dass Skypegespräche mit ihrem Partner für sie nicht sehr angenehm oder befriedigend gewesen seien, da nur er sie, aber umgekehrt nicht sie ihn habe sehen können, weil seine Kamera nicht funktioniert habe:

Am Anfang hatte er sogar nicht einmal ... also war seine Skypekamera immer kaputt (lacht) und wir haben dann eigentlich wirklich nur ... also ich konnte ja meine Kamera einschalten, aber er hatte keine. Und wir haben eigentlich wirklich nur über das Gehör ... und dann habe ich ihm dann einmal zum Geburtstag (lacht) eine Kamera geschenkt. (B: 633-638)

Die Erzählerin A. berichtet darüber, dass sie und ihr Partner sich während ›getrennter‹ Zeiten täglich Nachrichten schreiben oder telefonieren würden – »je nachdem, wie gut die Verbindungen sind« (A: 117-118) –, um miteinander in Kontakt zu bleiben und um sich »auszutauschen«. Dieser Austausch finde zuweilen »in einem sehr kleinen Rahmen« (A: 119) statt: »dass man sich irgendwie ›Gute Nacht‹ und ›Guten Morgen‹ sagt, und manchmal ist man einfach zu beschäftigt« (A: 119-120). Unmittelbar im Anschluss an diese Ausführungen berichtet A. über eine weitere Möglichkeit, sich ihrem Partner mitzuteilen:

Was ich auch angefangen habe zu machen, ist so, wenn ich selbst am Reisen bin, dass ich wie ein Reisetagebuch führe und ich ihm das auch schicke. Also dass er wie das lesen kann und ich muss dann nicht jeden Abend noch eine Stunde noch einmal erzählen, was ich erlebt habe, sondern ich schreibe ins Tagebuch für mich und teile das mit ihm. (A: 121-125)

Diese Erzählpassage (insbesondere die Verwendung von »muss« und »noch einmal« in der dritten Zeile) löst bei mir einerseits die Vermutung aus, dass die täglichen Telefonate am Abend für die Erzählerin A. nicht immer erwünscht sind und dass sie manche Erlebnisse lieber aufschreibt, damit ihr Partner von diesen zu einem späteren Zeitpunkt lesend erfahren kann. Andererseits lässt diese Passage die Frage aufkommen, wem gegenüber diese zum Ausdruck gebrachte gefühlte Verpflichtung des Telefonieren-Müssens gilt: Gilt diese Verpflichtung dem Partner gegenüber? Oder kommt diese aufgrund einer bestimmten ›Beziehungsidee‹ zustande? Wird hier von A. auf eine Vorstellung in Bezug auf Beziehungen verwiesen, nach der es sich einfach ›gehört‹, regelmäßig zu telefonieren? Ebenfalls unklar ist, worauf sich »noch einmal« bezieht, denn dieses zeigt im Prinzip eine Wiederholung an, aber A. spricht nicht darüber, dass sie und ihr Partner sich normalerweise mehrmals am Tag anrufen. Möglich ist, dass A. sowieso täglich in Nachrichten an ihren Partner über ihre Erlebnisse berichtet oder dass sie oft bereits mit Freund_innen und Familienangehörigen telefonischen Kontakt hatte, bevor sie abends noch mit ihrem Partner spricht. In diesen Fällen wäre das »noch einmal« verständlich, denn es kann nachvollzogen werden, dass es gelegentlich mühselig ist, die gleichen alltäglichen Geschichten mehrmals am selben Tag zu erzählen.

Als weitere Spur lässt sich die direkt an die oben stehende Erzählpassage anschließende Ausführung lesen, in der die Erzählerin A. ihren Partner als wenig kommunikativ beschreibt. Dies sei für sie manchmal »unbefriedigend«:

Er ist jemand, der weniger äh so extrem kommuniziert. Also manchmal denke ich auch, ja, was hast du denn gemacht, erzähl mal ein bisschen mehr. Und dann meint er, er mag jetzt irgendwie nicht am Telefon und bin eh schon müde. Und dann ja, dann wird es halt dann so verschoben auf nächstes Mal, wenn wir uns sehen. Und manchmal auch ein bisschen unbefriedigend, weil manchmal kommt man ja nicht auf das zurück, was einen vor drei, vier Wochen beschäftigt hat. (A: 125-131)

Als »unbefriedigend« wird von der Erzählerin A. hier beschrieben, wenn der Austausch über gerade Erlebtes bis zum nächsten Treffen aufgeschoben wird, da die »tagesaktuellen« Erlebnisse bis dahin an Relevanz eingebüßt hätten und deshalb zuweilen auch gar nicht mehr darauf zurückgekommen werde. Dies könnte in einem gewissen Widerspruch zu der Passage gelesen werden, in der A. von ihrem Reisetagebuch erzählt, welches sie ihrem Partner schickt, denn auch dabei gibt es ja eine zeitliche Verzögerung in Bezug darauf, wann über Erlebtes berichtet wird resp. wann der Partner davon erfährt. Dagegen ließe sich wiederum einwenden, dass in der Form eines Tagebuchs wahrscheinlich tiefergründiger geschildert werden kann, was einen gerade umtreibt, als dies am Telefon der Fall ist (diese Behauptung müsste jedoch erst noch erhärtet werden), und dass aus diesem Grund der Vergleich der zeitlichen Verzögerung in Bezug auf diese beiden medialen Kanäle nicht zulässig ist.

Anhand A.s Erzählung lässt sich hier eine Verbindung zu einer früheren Spur – nämlich der zweiten in Bezug auf unterschiedliche Gründe für eine Fernbeziehung – ziehen: Die Erzählerin A. gibt als Grund für ihre Fernbeziehung ihre eigene wie auch die Berufstätigkeit ihres Partners an, durch die beide sich dazu veranlasst sehen, relativ häufig ihre Arbeits- und Wohnorte zu wechseln. In der unten stehenden Passage wird dieser Umstand, der die Lebenssituation der beiden betrifft, in zweifacher Hinsicht relevant gemacht:

Jetzt im Moment ist er in (Land), wo es schwierig ist mit Kommunikation, und er arbeitet extrem viel und wo ich irgendwie merke, ich muss mich auch ein bisschen zurücknehmen und sagen, ja, vielleicht ist jetzt da mein Bedürfnis, eine Stunde zu telefonieren, fehl am Platz, ja. (A: 143-146)

Zum einen merkt die Erzählerin an, dass manche Kommunikationsschwierigkeiten aufgrund der infrastrukturellen Situation in den Ländern auftraten, in denen ihr Partner (und während mancher Zeiten auch sie selbst) arbeite. Dieser Aspekt klang in einer weiter oben stehenden Erzählpassage bereits an, als A. über die Telefonate mit ihrem Partner sprach, die »je nachdem, wie gut die Verbindungen sind« (A: 117-118), aber im Prinzip täglich stattfänden. Zum anderen beschreibt sie ihren Partner hier als sehr eingespannt in seine Arbeit und viel beschäftigt (und nicht wie oben als wenig kommunikativ). Vor dem Hintergrund der geschilderten

Lebens- und Arbeitssituation ihres Partners mahnt sich die Erzählerin A. gewissermaßen selbst zu Rücksicht: Es geht hier nicht mehr darum, dass ihr Partner jemand sei, »der weniger [...] so extrem kommuniziert« (A: 125-126), sondern um andere Gründe (die zeitweilig schlechte Telefon- oder Internetverbindung und die hohe Arbeitsbelastung ihres Partners), welche die Kommunikation zwischen den beiden bisweilen erschweren. So kommt A. zur Aussage, dass ihr »Bedürfnis, eine Stunde zu telefonieren, fehl am Platz« (A: 146) sei. Der Kontext dieser Erzählpassage ist jedoch nicht unberücksichtigt zu lassen, denn die Erzählerin A. schildert hier ihre derzeitige Situation: Momentan (während des Zeitpunkts unseres Gesprächs) ist sie in der Schweiz und ihr Partner ist im Ausland. Es ließe sich vor diesem Hintergrund die Vermutung aufstellen, dass sie je nach eigenem Wohn- und Arbeitsort unterschiedliche Bedürfnisse in Bezug auf die Häufigkeit von Telefonaten hat und diese Bedürfnisse ihrer eigenen Situation wie auch derjenigen ihres Partners immer wieder neu anzupassen versucht.

In einer ähnlichen Richtung lässt sich die folgende Erzählpassage von L. lesen, in der beschrieben wird, wie sich Erfahrungen in Bezug auf die Nutzung von Kommunikationsmedien und damit zusammenhängende Erwartungen an den Partner mit der Zeit verändern können:

Was sich vielleicht auch ein bisschen geändert hat, ist ähm, zu akzeptieren, dass der andere vielleicht gerade keine Zeit hat. Also wenn man dann, wenn man dann schreibt in WhatsApp, Hey äh, kann ich kurz anrufen, oder so, dann bin ich nicht mehr so beleidigt, wenn er sagt, Ey, ich bin gerade noch (dreißig?) Minuten beschäftigt, danach. Wenn ich jetzt aber zum Beispiel in der Wohnung zu ihm gegangen bin und er hat gemeint, noch dreißig Minuten oder so, dann hab ich gedacht, oh, er kann doch auch kurz Pause machen mit dem, was er macht. Und das ist jetzt irgendwie gar nicht mehr so, weil ich glaub, man schätzt dann die Zeit, die man eben auch nur am Telefon miteinander verbringen kann, und will dann keine Diskussion anfangen und ist einfach froh, wenn man dann die Zeit hat, die man dann da nutzen kann. (L1: 134-144)

An dieser Passage aus dem ersten Gespräch mit L. lässt sich beobachten, dass sich Erfahrungen während »getrennter« Zeiten in der Fernbeziehung hinsichtlich von Erwartungen an die zeitliche Verfügbarkeit des Partners auswirken können. Diese Erwartungen, so schildert es die Erzählerin L., unterscheiden sich durchaus auch von denjenigen während anderer Phasen der Beziehung (in ihrem Fall: der früheren »Nahbeziehung« und des gemeinsamen Wohnens). Es lässt sich in diesem Zusammenhang aber ebenfalls die Annahme formulieren, dass eigene Bedürfnisse während »getrennter« Zeiten in der Fernbeziehung zuweilen eher zurückgesteckt werden, da gemeinsame »Kommunikationszeiten« zuweilen spärlich sind und man diese nicht für »Diskussionen«, wie L. das formuliert, über diese Bedürfnisse »opfern« möchte.

4.1.4 Zukunftsperspektiven

Im Folgenden werde ich einigen Spuren hinsichtlich der Zukunftsperspektiven der über ihre Fernbeziehung Erzählenden nachgehen. Diesen Ausführungen sei die Bemerkung vorausgeschickt, dass sich solche Perspektiven nicht einzelnen Phasen der Fernbeziehung (etwa den ›getrennten‹ oder ›gemeinsamen‹ Zeiten) zuordnen lassen. Zukunftsperspektiven können beispielsweise in Ausführungen, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehung beziehen, geäußert worden sein oder sich auch auf die gegenwärtige Lebenssituation der Erzählerinnen beziehen. Eine eindeutige Einteilung in eine spezifische, lineare Zeitstruktur, wie sie in den bisherigen Abschnitten größtenteils vorgenommen wurde, ist für die Erzählpassagen über Zukunftsperspektiven nicht möglich. Des Weiteren wird auch im Folgenden eine zunehmende Verwischung verschiedener Spuren offenkundig. Um jedoch zwischen eher kurzfristigen und eher langfristigen Perspektiven hinsichtlich der gemeinsamen Zukunft zu unterscheiden, gehe ich im Folgenden zwei verschiedenen Spuren nach, die ich zum einen mit ›Nächstes Treffen‹ (kurzfristig) und zum anderen mit ›Wie geht es weiter?‹ (langfristig) bezeichnet habe. Eine ähnliche Unterscheidung in Bezug auf den Zukunftsbegriff findet sich in Lefebvres (1977, S. 61) drittem Band der *Kritik des Alltagslebens*, wo zwischen dem ›Ungewissen‹ (i.S.v. naher Zukunft) und dem ›Unvorhersehbaren‹ (i.S.v. ferner Zukunft) unterschieden wird.

Neunte Spur – Nächstes Treffen

Während der Zeit, in welcher B. und ich über ihre Beziehung sprechen, ist ihr Partner mit dem Auto unterwegs zu ihr: Geplant ist, eine Woche zusammen zu verbringen, gemeinsam Verwandte zu besuchen und somit die ›getrennte‹ Zeit während der Fernbeziehung kurz zu unterbrechen. Dieser Unterbruch bzw. die Aussicht auf die bevorstehende gemeinsame Woche wird von der Erzählerin B. gerade zum Zeitpunkt des Gesprächs als das Positivste überhaupt an ihrer Fernbeziehung bezeichnet, nach dem ich sie direkt nach dem für sie positivsten Aspekt gefragt hatte:

B: Ähm, also das Positivste ist, dass er heute in die Schweiz kommt (lacht).

M: Ah ok, ah cool.

B: Genau, heute Abend. Er ist jetzt mit dem Auto unterwegs (lacht), weil er gerne Auto fährt, macht er das jeweils trotzdem noch ... das sind irgendwie so elf Stunden, also es ist gleichwohl noch ein bisschen ein Weg. Und ja wir gehen über die Ostertage noch zu Verwandten nach (Land) und es ist halt auch irgendwie cool, wenn man ihn dann so ein bisschen wirklich in die Familie einbringen ... wo mein Vater aufgewachsen ist und so. (B: 739-746)

Eine weitere Dimension im Hinblick auf diesen anstehenden Besuch ihres Partners eröffnet sich im Fortgang von B.s Erzählung:

Ich kann mich jetzt mega auf diese diese Woche freuen, auch wenn ich vielleicht jetzt wahrscheinlich noch trotzdem wieder lernen muss für das Semester oder was auch immer (lacht). Dass ich trotzdem weiß, [...] das Leben geht trotzdem weiter, auch wenn er da ist, aber es wird ... es ist trotzdem viel einfacher, dann kann ich vormittags einfach schnell lernen, wenn er schläft und dann können wir den Rest des Tages genießen. Und ich bin dann jeweils sogar konzentrierter und fast ein bisschen wie erholter, um mich einfach vier Stunden wirklich hinsetzen oder was auch immer. Das das ist echt ein (auf?) ... also das hat bis jetzt immer gut geklappt (lacht). (B: 749-759)

Das Leben, wie dies die Erzählerin B. hier äußert, »geht trotzdem weiter«, auch wenn das nächste Treffen mit dem Partner ansteht und die »getrennte« Zeit kurz unterbrochen wird. Mit »Leben« meint B. hier wohl die Anforderungen ihres Studiums, für das sie offenbar auch in vorlesungsfreien Zeiten und während Besuchen ihres Partners arbeiten muss. In diesem Zusammenhang wird herausgestellt, dass diese Situation – nämlich ihren Partner bei sich zu haben, mit ihm die Nachmittage verbringen zu können sowie das Lernen-Müssen auf die Vormittage zu beschränken – ganz positiv sei und dass das auf diese Weise auch »bis jetzt immer gut geklappt« habe. Diese in die nahe Zukunft gerichtete Perspektive auf das nächste Treffen erscheint als immer schon durchwoben von bisherigen Erfahrungen, welche die Erzählerin in der Vergangenheit während Besuchen ihres Partners gemacht hat. Die geäußerten Zukunftsperspektiven rekurrieren immer auch auf Vergangenes.

Zehnte Spur – Wie geht es weiter?

Die Erzählerin A. kommt – wie weiter oben im Rahmen der Ausführungen zur zweiten und zur achten Spur bereits festgehalten wurde – in ihrer Erzählung immer wieder auf die eigene berufliche Situation und diejenige ihres Partners zu sprechen. Diese führt sie auch im Kontext der Feststellung des Umstands ein, dass sie und ihr Partner außer im ersten Jahr, in dem sie am gleichen Ort gelebt und gearbeitet haben, während ihrer fünfjährigen Beziehung nie länger gemeinsam an einem Ort gewesen seien. Dies zu ändern, stellt eine als längerfristig zu bezeichnende Zukunftsperspektive im Hinblick auf ihre Beziehung dar, die aus der gegenwärtigen Situation der Erzählerin heraus geäußert wird. Die unten stehende Passage, die als evaluierend oder bewertend bezeichnet werden kann, findet sich ganz zu Beginn des Gesprächs mit A. und die ersten beiden Sätze daraus wurden im Rahmen der Ausführungen zur zweiten Spur (Gründe für eine Fernbeziehung) bereits zitiert:

Ähm und für mich ist es im Moment auch eine coole Lösung, aber schon auch mit der Perspektive, dass es irgendwann einfach ändern muss. Also dass man irgendwann zumindest einmal längere Zeit am gleichen Ort ist. Ich glaube auch nicht,

dass das dann so eine statische Situation sein wird, wo man dann irgendwie so, ja, von jetzt an sind wir immer zusammen, sondern einfach ein Jahr mal zusammen und nachher vielleicht wieder einmal getrennt. Einfach dass man irgendwie mal wieder zusammenkommt und ja ... Ja, und einmal dieses Zusammenleben ausprobieren kann, weil irgendwie, nur weil es auf die Ferne funktioniert, heißt das ja noch lange nicht, dass es, wenn man im gleichen Haushalt wohnt, nachher auch funktioniert. (A: 19-28)

Der unbestimmte zeitliche Horizont dieser Zukunftsperspektive von A. findet seinen Ausdruck in der Verwendung des Wortes »irgendwann«. Nicht unbestimmt bleiben hingegen ihre Überlegungen dahingehend, dass dieses »Ausprobieren des Zusammenlebens« nicht auf Dauer gestellt wäre und es sich nicht um »eine statische Situation« (A: 22) handeln würde. Die Option möglicher zukünftiger Fernbeziehungsphasen hält die Erzählerin A. hier offen.

Im ersten Gespräch mit L. stellt diese einen begrenzten zeitlichen Horizont für die (geplante) Dauer ihrer Fernbeziehung heraus: Diese solle maximal drei Jahre dauern. Die Zukunft der Beziehung wird von L. auf jeden Fall in der Form einer »Nahbeziehung« gesehen:

Als ich mich dann entschieden hab, ähm für den Master wegzugehen, eben die Fernbeziehung dafür einzugehen, war's dann eigentlich auch schon so gedacht, dass ich hier maximal drei Jahre bin. Und dann sieht's wieder anders aus. Also das war jetzt auch nicht so, wir sind jetzt in 'ner Fernbeziehung und müssen die für immer führen, sondern das war immer mit Aussicht, wir haben die Option, bestimmt eines Tages wieder irgendwie zusammenwohnen zu können. (L1: 544-550)

Im zweiten Gespräch, das ungefähr einen Monat nach dem ersten Gespräch stattfand, führt die Erzählerin L. ganz zum Schluss aus, inwiefern sich ihre und die Situation ihres Partners im Hinblick auf gemeinsame Zukunftsperspektiven nun geändert habe:

Kann jetzt sogar sein, dass ich ab Oktober nochmal die Uni wechsele, wenn das alles klappt. Und dann sind wir sogar nur noch eineinhalb Stunden voneinander getrennt, das heißt nochmal 'ne Stunde weniger, das ist ja auch schon mal was. Aber dann weiß man halt nicht, weil er nächstes Jahr ein Referendariat anfängt, wo er dann hinkommt. Also das kann sein, dass er auch nochmal wo ganz anders hinkommt und dann ... (L2: 309-314)

Hiermit eröffnet L. einen – nicht ganz ausgesprochenen, da der letzte Satz abgebrochen wurde – Ausblick in eine unvorhersehbare Zukunft, die stark von der Situation des eigenen Studiums wie auch der Ausbildung ihres Partners abhängig gemacht wird. Diese Situation erfordert es möglicherweise, die ursprünglich ge-

plante Maximaldauer der Fernbeziehung von drei Jahren noch etwas auszudehnen. Eine gewisse räumliche Annäherung – eine um eine Stunde verkürzte Zugfahrt – erscheint jedoch nicht ausgeschlossen, zumindest wenn der vorgesehene Uniwechsel möglich ist und L.s Partner für sein Referendariat nicht allzu weit von seinem jetzigen Wohnort wegziehen muss. Einerseits kommt in dieser Passage eine gewisse Handlungsungewissheit zum Ausdruck, die auf äußeren Umständen basiert: So ist noch nicht klar, ob der Wechsel an eine andere Universität tatsächlich klappt und wo ihr Partner sein Referendariat absolvieren kann. Andererseits beschreibt sich die Erzählerin in dieser Passage aber auch als aktiv Handelnde in Bezug auf die Entscheidung, gegebenenfalls ein weiteres Mal ihren Studienort zu wechseln.

4.2 Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.

In der narrationsanalytischen Arbeit mit verschiedenen Erzählpassagen aus den beiden Gesprächen mit der Erzählerin F., die im Abstand von gut einem Monat stattfanden, tritt die zeitliche Dimension im Vergleich zur räumlichen noch weiter in den Hintergrund als in den bisher verfolgten zehn Spuren. Im Folgenden stehen thematische Verbindungslinien im Fokus, denen nicht in chronologischer, linearer Weise, sondern »von ihrer Mitte her« (Deleuze & Guattari, 1977, S. 37) nachzugehen sein wird.⁴ Dafür suche ich nach Möglichkeiten einer rhizomatischen Analyseperspektive sowie einer entsprechenden Darstellungsform.

In *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II* haben Deleuze und Guattari (1992) solche Möglichkeiten umgesetzt: »Ohne eine durchgehende Argumentationslinie werden dabei in jedem Textabschnitt unterschiedliche thematische Plateaus entworfen, die zahlreiche Bezüge zueinander unterhalten und in beliebiger Reihenfolge gelesen werden können« (Quadflieg, 2009, S. 277; vgl. Buchanan & Lambert, 2005, S. 5). Dieses rhizomatische Denken und Schreiben in Plateaus basiert auf einem spezifischen Raummodell, das die beiden Autoren als »glatten Raum« bezeichnen (vgl. Deleuze & Guattari, 1992, S. 658ff.). Das Wuchern des Rhizoms, dessen Offenheit und Dynamik, wird durch den glatten Raum begünstigt. Quadflieg (2009) führt aus, dass der glatte Raum »keiner vorgegebenen homogenen

4 Damit zusammenhängend formuliert Hetherington (1998) Folgendes: »The bits may come together and be held in some tension with one another, there may be some sort of story that we can read, but they do not come together as a whole that denotes something more than their sum [...]. If there is a whole, the gem that our analysis seeks to capture, we can never see it except through a myriad of many distinct, if [sic!] connected facets that refract and unsettle a total perspective« (S. 12; vgl. ebd., S. 9).

Maßeinheit oder Aufteilung unterworfen ist und sich durch heterogene Entfernungen ausdehnt« (S. 277). Der glatte Raum ist relational und wird von Deleuze und Guattari mit dem Meer oder der Wüste verglichen. Das Gegenteil davon nennen sie »gekerbter Raum«. Dieser entspricht dem absoluten Raumkonzept, in dem Raum als Container gedacht wird, »der sich geographisch im aufgeteilten Stadtraum und politisch im Territorialstaat wiederfinden lässt« (ebd.).

Nach diesem kurzen Exkurs – und in einem gewissen Sinne Vorgriff auf den ersten theoretischen Schnitt zum Raum (siehe Kap. 6: Theoretischer Schnitt I: Raum) –, werden nachfolgend einige Erzählpassagen aus dem ersten Gespräch mit F. ausführlich wiedergegeben:

Jetzt war es eben in den letzten Tagen so schräg, im Fall. Es ist so wie ... ich hatte mich so gefreut und irgendwie war ich jetzt trotzdem so eingebunden mit all diesen Sachen und es war mir wie alles so ein bisschen zu viel einfach. Ich habe so eben ... ich habe so keinen Raum für mich und äh keine Zeit für mich. Und jetzt so der Gedanke daran, dass er jetzt drei Wochen dann da sein wird und dass ich zwar Zeit mit ihm habe, was mega super ist, wo ich mich sehr darauf freue und wo dann trotzdem wieder keine Zeit für mich sein wird, bin ich irgendwie so in einen großen Stress reingekommen. Es hat mich irgendwie gestresst, es hat mich sehr gestresst. Und durch diesen Stress habe ich irgendwie wie ... es war so vereinnahmend und ich hatte wie nachher gar keine Kapazität mehr irgendwie (Sprechpause) andere Emotionen zuzulassen oder irgendwie auch so die die Gefühle so zu ihm sind irgendwie mega so äh auf die Seite ... oder habe ich irgendwie wie so auf die Seite geschoben oder sie sind auf die Seite geschoben worden, ich habe es nicht aktiv gemacht, aber ich habe irgendwie wie so ... ich habe wie so gemerkt, am Mittwoch ... also er hat mir am ... irgendwie am Wochenende hat er mich gefragt, hey, können wir uns hören, ich würde dich so gerne hören, und dann hab ich gesagt, ja, Montag, Dienstag kann ich nicht, aber am Mittwoch könnte ich. Es war einfach so der einzige Abend, wo ich nichts abgemacht hatte, und ich habe schon so gedacht, ah, eigentlich würde ich einfach gerne so einen Abend für mich haben, aber ja, logisch wollte ich ihn auch hören. (F1: 822-842)

Mit Blick auf diese Erzählung lassen sich zunächst mehrere Ambivalenzen festhalten, die sich in der Verwendung der Wörter »trotzdem« und »aber« manifestieren. Zum einen bringt die Erzählerin F. zum Ausdruck, dass sie sich auf den anstehenden (zweiten) Besuch ihres Partners P. freue, bezeichnet diesen Besuch zugleich jedoch als Stressfaktor für sich selbst: Sie freut sich einerseits auf die gemeinsamen drei Wochen und geht andererseits davon aus, dass dann »wieder keine Zeit für mich sein wird« (F1: 828-829). Dies beschreibt sie wohl nicht zuletzt aufgrund ihrer Erfahrungen während P.s erstem Besuch als »stressig«. Zum anderen erläutert F. im Zusammenhang mit dem vereinbarten Telefonat, dass sie gern einen ganzen Abend für sich gehabt hätte, ohne dem gleichzeitig Ausdruck verliehenen

Wunsch, P. ebenfalls hören zu wollen, gleichsam nachkommen zu ›müssen‹. »Alles« sei einfach »so ein bisschen zu viel« (F1: 825) und irgendwie stressig, wenngleich aus dieser Passage nicht deutlich wird, was F. mit »alles« oder »all diesen Sachen« genau meint. Aus dem Kontext des gesamten Gesprächs lässt sich einerseits die Vermutung ableiten, dass die Erzählerin durch ihre berufliche Situation – der Antritt einer neuen Arbeitsstelle liegt nicht weit zurück – sehr gefordert ist. Dies wirkt sich auch auf ihr ›Privatleben‹ aus. Andererseits schildert die Erzählerin F. ihre Erfahrungen während des ersten Besuchs von P. bei ihr als äußerst intensiv und vereinnahmend und diese hätten auch dazu geführt, dass sie ihren vielfältigen Verpflichtungen nicht mehr voll und ganz habe nachkommen können:

Ja und es war so intensiv für mich und eben, ich meine, ich bin tagsüber arbeiten gegangen, am Abend nach Hause gekommen, wir haben irgendwie Zeit zusammen verbracht und haben irgendwelche Leute getroffen und so. Sind immer mega spät ins Bett, ich habe wirklich fast nichts geschlafen und am nächsten Tag halt wieder arbeiten gehen. Und wirklich einfach so, zwei Wochen lang oder, ich bin schon ganz neben mir gestanden und schon in (Stadt) hatten wir voll nichts geschlafen und so. Hey und ich war wirklich, ich war so am Arsch, es war so ... es war super schön, aber es war sehr streng. Ich war echt voll am Ende. Und ich habe alles verhängt, was man hat verhängen können. Ich war wirklich ... Und das hat jetzt wirklich einerseits mit der Übermüdung zu tun gehabt und andererseits mit meinem ah super Verliebtsein-Flash-Ding. (F1: 569-579)

Die Gefühle der Übermüdung und der Verliebtheit addieren sich zu den An- und Herausforderungen, die F.s neue Arbeitsstelle mit sich bringt, und so wird möglicherweise verständlich, was F. meinen könnte, wenn sie in unseren beiden Gesprächen sehr häufig die Wörter »intensiv« und »Intensität« verwendet. Ein weiterer Aspekt hinsichtlich des anstehenden zweiten Besuchs von P., der mit F.s Erfahrungen während seines ersten Besuchs zusammenzuhängen scheint, bezieht sich auf die während unseres Gesprächs bestehende Situation, dass die Erzählerin viel vorab zu erledigen versucht, um während der Zeit des Besuchs nicht (wieder) zu vielen mehr oder weniger zeitaufwendigen Alltagsverpflichtungen nachkommen zu müssen (z.B. Arzttermine wahrnehmen oder die Steuererklärung ausfüllen). Diese zeitweilige Zusatzbelastung, bereits zum jetzigen Zeitpunkt möglichst allen unangenehmen Verpflichtungen nachzukommen, sodass diese noch vor P.s Besuch abgehakt werden können, scheint F. in Kauf zu nehmen, da sie sich durchaus auf die gemeinsame Zeit freut und diese nicht für solche mühseligen Alltagsverpflichtungen aufwenden möchte. Doch zugleich erzählt F. davon, dass ihre Gefühle in Bezug auf P. neben all diesen Sachen irgendwie »auf die Seite geschoben« (F1: 834) worden seien. Dies kann im Zusammenhang mit dem vereinbarten Telefonat gelesen werden. Dieses Telefonat wird von der Erzählerin F. in beiden Gesprächen immer wieder erwähnt. Die unten stehende Passage folgt direkt auf den oben be-

reits angeführten Satz: »Es war einfach so der einzige Abend, wo ich nichts abgemacht hatte, und ich habe schon so gedacht, ah, eigentlich würde ich einfach gerne so einen Abend für mich haben, aber ja, logisch wollte ich ihn auch hören« (F1: 839-842).

F1: Und dann hat er sich irgendwie recht lange nicht gemeldet und dann hab ich wie so gefunden, ah, vielleicht hat er es ja irgendwie vergessen oder vielleicht ist er einfach noch unterwegs oder es geht länger. Und ich habe mich irgendwie so dabei ertappt, wie ich so gedacht habe, ah ja, es wäre mir jetzt irgendwie noch recht so, es wäre mir (unverständlich). Irgendwie will ich jetzt lieber einfach so ein bisschen hängen (lachend). Nachher hat er aber dann trotzdem ange ... ich habe wirklich so ... war gerade so am Insbettgehen. Es ist halt noch Zeitverschiebung, gell. Sechs Stunden voraus, oder fünf Stunden, nein, jetzt hatten wir noch Zeitverschiebung. Ich war gerade so am Insbettgehen und dann hat er angerufen und ich habe wie so gedacht, ah uff, ok ja, so schnell, schnell irgendwie. Aber ich habe schon gewusst, das geht einfach nicht so schnell, schnell, das geht einfach nicht, das ist so ein bisschen, (ich will ja auch mit ihm reden?).

M: Mhm.

F1: Und dann irgendwie haben wir so geredet und ich habe irgendetwas erzählt und blablabla tralala. Und dann hat er irgendwann so gefunden, hey, was ist mit dir los? Es ist ... was was ist? Du bist sehr, du bist sehr distanziert, du bist sehr schräg drauf. Und irgendwie mir ist es echt nicht so aufgefallen, ich hatte irgendwie so das Gefühl, ich war noch genau so, aber scheinbar hat man es gemerkt und ich habe irgendwie wie so gefunden ... und er so ja, schau, ich habe eigentlich so das Gefühl, es hat mit mir zu tun und es hat mit uns zu tun und ... Und ich so, warum sagst du das? Und er so, einfach, ich habe so ein Gefühl so, du bist irgendwie schräg drauf. Und ich habe ihm dann irgendwie wie einfach so gesagt, ja, äh ... ich konnte es wie auch in dem Moment nicht so gut artikulieren. Und dann hab ich einfach so gesagt, hey schau, ich habe einfach so viel Zeugs zu tun, ich habe so ... ich bin so eingebunden und ich bin ich bin so müde. Äh, es ist einfach, ich habe so viel ... ich habe so einen vollen Kopf. Dann hat er gesagt, ja, du bist voll nicht da und du bist sonst immer da so, auch wenn du mega Stress hast, du bist ... wenn du mit mir bist, bist du da. Du scheinst, du scheinst mega abwesend. Und das sei einfach das erste Mal, dass er mich so sehe, und dann sei es ihm irgendwie aufgefallen. Und dann hab ich so gesagt, ja schau, ich glaube, ich bin einfach irgendwie ... ich habe einfach mega viele Sachen im Kopf, bin einfach so ein bisschen gestresst, aber nein, es ist im Fall schon easy. Ich habe irgendwie wie ... konnte und wollte ich nicht das alles irgendwie so ausbreiten, irgendwie auch so im Hinblick darauf, dass ich nicht ewig am Telefon bleiben wollte (lachend), mega doof. (F1: 842-878)

Die Erzählerin F. hatte sich schon damit arrangiert (oder: hätte sich gewünscht?), dass P. die Vereinbarung des Telefonats nicht wahrnimmt und sie hätte schlafen

gehen können. Für sie (aufgrund der Zeitverschiebung) zu später Stunde kam der Anruf doch noch. Als aufschlussreich an dieser Erzählung von F. erweist sich, wie sie ihren Unmut, mit P. an jenem Abend zu telefonieren, im Rahmen unseres Gesprächs kommunizierbar macht, ohne mir gegenüber den Eindruck zu erwecken, dass sie ihre ganze Beziehung zu P. infrage stelle. Mit dieser Aussage impliziere ich jedoch, dass es schwierig ist, über einen solchen Unmut, wie F. ihn zum Ausdruck bringt, zu sprechen. Diese Schwierigkeit hängt in einer gewisser Weise mit einer Idealvorstellung – oder anders ausgedrückt: einem Imperativ – in Bezug auf Beziehungen zusammen, die wie folgt lautet: Telefonaten mit dem Partner bzw. mit der Partnerin ist immer lustvoll und mit Vorfreude entgegenzublicken. Was wäre, wenn die Erzählerin F. diese Idealvorstellung nicht teilt?

Mir drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, ob es für F. in dieser Situation keine Möglichkeit gegeben hätte, P. eine Nachricht zu senden, um ihm auf diesem Weg mitzuteilen, dass sie lieber ins Bett gehen würde, und ihn zu bitten, das Gespräch auf einen anderen Tag zu verschieben. Diesbezüglich lässt sich einerseits wieder direkt auf F.s Erzählung Bezug nehmen, aus der ersichtlich wird, dass es offenbar bereits nicht einfach gewesen war, sich für diesen Abend zum Telefonieren zu verabreden, da die Erzählerin F. nur an wenigen Abenden überhaupt zu Hause war. Andererseits kann dann gefragt werden, warum es nicht möglich war, von außer Haus zu telefonieren. Möglicherweise liegt der Grund in der antizipierten Dauer des Telefonats, angesichts deren es naheliegt, nicht dann zu telefonieren, wenn man sich etwa an einem Abend mit Freund_innen verabredet hat. Wenn schon telefoniert werden soll, dann soll dies während einer angemessenen Dauer möglich sein, um so etwas Zeit füreinander zu haben; das scheint hier die dahinterstehende Überlegung zu sein. F. führt aus: »ich habe schon gewusst, das geht einfach nicht so schnell, schnell, das geht einfach nicht« (F1: 852-853). Spielt sie damit auf frühere Situationen an, bei denen sie gemerkt hat, dass kurze Telefonate mit P. praktisch unmöglich sind? Oder kann dieses zweimalige »das geht einfach nicht«, das scheinbar absolut gesetzt wird, möglicherweise als Ausdruck einer Art ›höheren Instanz‹ gelesen werden, die es schlicht verbietet, der Devise des Länger-miteinander-sprechen-Wollens (bzw. -Müssens?) zuwiderzuhandeln, wenn ein Termin zuvor nur mit Mühe vereinbart werden konnte?

Über die konkreten Inhalte dieses Gesprächs wird nicht viel bekannt und auch an dem Punkt, an dem P. die Erzählerin damit konfrontiert, dass er das Gefühl habe, sie sei »sehr distanziert« und »sehr schräg drauf« (F1: 859-860), geht es nach wie vor nicht um Inhaltliches, sondern vielmehr um die Form, das heißt das Wie, des Gesprächs zwischen F. und P. Dies erläutert F. mir gegenüber damit, dass sie selbst eigentlich überhaupt nicht den Eindruck gehabt habe, sich irgendwie anders gegeben zu haben als sonst. Hinzuweisen gilt es diesbezüglich darauf, dass F. sagt, »man« habe es offenbar gemerkt, dass an ihrem Verhalten etwas »schräg« und anders gewesen sei als üblich, obgleich sie mit »man« eigentlich P. meint und statt-

dessen auch »er« hätte sagen können. P. äußert die Vermutung, dass ihr »schräges« Verhalten etwas mit ihm oder mit ihnen zu tun haben könnte. Hiermit, dahingehend könnte man das möglicherweise lesen, konfrontiert er die Erzählerin F. mit den von ihr weiter oben angedeuteten Gefühlen ihm gegenüber, die etwas »auf die Seite geschoben« (F1: 834) worden seien in den letzten Tagen. Dies zu verbalisieren scheint für F. jedoch nicht möglich zu sein, was unterschiedliche Gründe haben könnte. Zum einen ist sie sich vielleicht selbst nicht im Klaren darüber, was ihre diffusen Gefühle eigentlich mit P. zu tun haben und woher diese so plötzlich kommen mögen. Zum anderen möchte und kann F. sich P. gegenüber in dieser Situation, wie sie sie schildert, gegebenenfalls auch deswegen nicht öffnen, weil sie damit die Gefahr verbunden sieht, ihn zu verletzen. Ein weiterer Grund besteht möglicherweise darin, dass sich F. nicht auf eine zu tiefe »Gefühlsdiskussion« einlassen wollte, da sie sowieso schon mit der Müdigkeit und einem gewissen Unwillen, überhaupt zu telefonieren, zu kämpfen hatte. Schließlich erzählt F., dass sie auf P.s Konfrontation dadurch reagiert habe, ihm unter anderem zu sagen, dass es für sie momentan einfach alles sehr viel sei, dass sie sich müde und gestresst fühle. Das »alles« wird jedoch auch an dieser Stelle in unserem Gespräch nicht inhaltlich gefüllt, weshalb unklar bleibt, was die Erzählerin damit genau meint.

Daraufhin erwähnt die Erzählerin P.s Reaktion, die mir hinsichtlich des Verhältnisses von Anwesenheit und Abwesenheit in einer medialen Kommunikationssituation interessant zu sein scheint: »du bist voll nicht da und du bist sonst immer da so, auch wenn du mega Stress hast, du bist ... wenn du mit mir bist, bist du da. Du scheinst, du scheinst mega abwesend« (F1: 870-872). Dadurch scheint P. zum Ausdruck zu bringen, was ihm in Bezug auf F.s Verhalten anders vorkommt als gewöhnlich, weshalb er sie in diesem Gespräch als irgendwie »schräg« und »distanziert« wahrnimmt. Das Dasein auf einer emotionalen Ebene wird als der Person F. zugeschriebene Charaktereigenschaft bestimmt, die sie normalerweise auszeichnet. Diese zeigt sich in der geschilderten Gesprächssituation für P. jedoch nicht und bringt ihn dazu, F. damit zu konfrontieren. Diese Passage könnte im Sinne einer Forderung P.s verstanden werden, dass sie »da« zu sein habe, wenn sie miteinander sprechen, dass sie ihm in emotionaler Hinsicht zugewandt zu sein habe. Dies kann sich durch aufmerksames Zuhören zeigen, das bei ihm auch als solches ankommen muss, selbst wenn sie gerade »mega Stress« hat. Die Erzählerin F. betont in ihrer Erwiderung darauf erneut, dass ihre Abwesenheit oder Distanziertheit in einem Zusammenhang mit ihrer gegenwärtigen stressigen Situation stehe. Mir gegenüber erläutert sie lachend, dass sie nicht allzu lange habe telefonieren wollen und nicht zuletzt deshalb nicht »alles irgendwie so ausbreiten« »konnte und wollte« (F1: 876). Nicht-Können und Nicht-Wollen werden hier als Verhältnis zur Sprache gebracht, das zugleich Passivität (i.S.v. nicht imstande sein, alles auszubreiten) wie auch Aktivität (i.S.v. entschlossen sein, nicht alles auszubreiten) zu umfassen scheint.

Die folgende längere Erzählung zu einem etwas späteren Zeitpunkt in unserem Gespräch fügt diesem Telefonat zwischen F. und P. eine weitere Dimension hinzu, die in den oben stehenden Ausführungen bisher erst implizit anklang, nämlich dass F.s Müdigkeit auch damit zu tun hat, dass sie häufig ausgeht.

F1: Ja, auf jeden Fall waren wir dann trotzdem mega lang am Telefon. Hey, und es war im Fall wirklich irgendwie halb zwei in der Nacht oder so. Und ich habe die ganze Zeit gesagt, hey, ich muss auflegen und sowieso. Und er hat immer wieder begonnen, irgendetwas zu erzählen und er hat so ein bisschen gescherzt und er so, ah ich lass dich nicht gehen, ich lass dich nicht gehen und so. Ich meine, das ist eigentlich mega easy und mega äh, das war auch so ein bisschen ein Scheiß und so. Aber im Fall irgendwann war ich irgendwie so wütend und so genervt, dass ich dann einfach so gefunden habe, hey du bist so ein Ego, Mann, sorry, du musst morgen einfach nicht aufstehen. Erstens ist es bei dir noch nicht spät, zweitens musst du nicht arbeiten gehen und ich bin einfach so am Arsch. Gleichzeitig fand ich, es ist jetzt auch so ein bisschen doof, wenn ich sage, ah wir können jetzt nur mega wenig lang telefonieren, weil am Vorabend war ich einfach an einem Apéro von uns ... mein ehemaliger Chef ist gegangen und (deshalb?) also hat es so einen Abschlussapéro gegeben und wir haben einfach irgendwie bis weiß nicht wann, sehr wenig geschlafen. Vielleicht war ich auch deswegen so müde und dann habe ich irgendwie wie auch gefunden, es ist irgendwie auch doof, wenn ich so wie ... (Sprechpause). Oder ich glaube ich hätte mich genervt in seiner Situation, weil ich ... ah genau, und am Samstag bin ich auch schon ... ich bin ... am Sonntagmorgen bin ich um halb sieben heim gekommen=

M: = Ja und das hat er natürlich gewusst.

F1: Das hat er natürlich gewusst, oder jetzt heißt es ... ich bin irgendwie ... ich erzähle ihm die ganze Zeit, ah ich habe die ganze Nacht da verbracht und wir sind irgendwie um sieben Uhr am Morgen heimgekommen und nachher unter der Woche habe ich auch noch=

M: = Dann hat ... dann bist du müde und kannst nicht mehr mit ihm reden, das ist ... das geht nicht, ja.

F1: Genau und das geht nicht. Und ich meine, an seiner Stelle wäre ich genervt und darum habe ich irgendwie trotzdem so so ein bisschen mitgeredet und so, aber=

M: = ja, aber er hat es dann so auf scherzhaft versucht dann zu machen und eigentlich ist es dir wirklich dann ernst geworden und er hat immer noch so gesagt, nein, ich lass dich nicht gehen und so=

F1: Ja genau, genau. Und ich war irgendwann einfach so wütend, aber irgendwie nicht auf ihn in erster Linie, sondern einfach auf die Situation und halt irgendwie auf mich selbst und ich weiß doch auch nicht genau was oder auch auf meine Unfähigkeit, einfach zu sagen, hey, jetzt jetzt muss ich schlafen, fertig. Also er hat dann irgendwann auch noch so gesagt, ja, dann leg doch auf, wenn du auf ... also

weißt du so, warum bist du immer noch da. Aber so ja, hm, ich kann halt irgendwie ... ich kann so nicht abklemmen oder so. Ja auf jeden Fall bin ich am nächsten Tag total zerknittert aufgewacht und ich war so sauer, ich war so stinksauer, weil ich einfach irgendwie wie gefunden habe, alle wollen etwas von mir und blablabla. Jetzt so blöd und so selbstmitleidig, wirklich so ganz schrecklich. Wo ich einfach sagen musste, (Name) du bist so selbst schuld, es hat dir niemand gesagt, du musst ganze Nächte durchspielen am Wochenende und durchtrinken und du musst da noch länger bleiben und dort noch länger bleiben und da auch noch vorbeischaun gehen. Es hat dir ... das ist, das ist alles auf deinem eigenen Mist gewachsen. Dann wurde ich wütend auf mich selbst. Ja, einfach irgendwie ... und ich glaube, in diesem ganzen Zeug drin, wo ich mich irgendwie plötzlich wiedergefunden habe, habe ich wie wenn ich so an ihn gedacht habe, gar nicht mehr ... ich habe irgendwie gar nichts mehr gespürt, es war irgendwie plötzlich so ... ich war irgendwie plötzlich so unemotional und habe irgendwie wie so gedacht, ah nächste Woche, ah schon nächste Woche. Und ich habe mich so scheiße gefühlt, weil ich weiß, er freut sich wie ein kleines Kind und, ah ich habe mich so scheiße gefühlt, echt. (F1: 922-976)

Die Erzählerin F. hätte lieber kein solch langes Telefonat geführt an jenem Abend. Vom Auflegen hält sie jedoch zum einen P. ab, der stets neue Sachen zu erzählen beginnt und der in scherzhafter Manier immer wieder sagt, dass er sie nicht gehen lasse. Zum anderen scheint F. ihr eigenes schlechtes Gewissen daran zu hindern, das Gespräch zu beenden, da sie die Vermutung äußert, dass ihre Müdigkeit – und damit zusammenhängend ihre Unlust zu telefonieren – auch vom späten Zubettgehen aufgrund zu langen Ausgehens herrühre. Diese gesamte Situation beschreibt die Erzählerin als ziemlich ausweglos, weshalb sie plötzlich genervt und wütend geworden sei, und zwar in erster Linie auf sich selbst und nicht so sehr auf P. Mit diesen Emotionen bringt F. einerseits die Zeitverschiebung in Verbindung, da es bei ihr im Vergleich zu dem Ort, an welchem er sich aufhält, schon sehr spät ist zum Zeitpunkt des Gesprächs. Andererseits nervt es sie und sie wird wütend, wenn sie daran denkt, dass sie am nächsten Tag zur Arbeit muss und P. nicht. Dennoch gibt sich die Erzählerin F. unter diesen Umständen selbst die Schuld an der ausweglosen Situation des langen Telefonats und ihren mit diesem in Verbindung stehenden negativen Emotionen. Mit diesen ganzen Ausführungen kontextualisiert sie zum Schluss dieser Erzählpassage auch ihre geschwundene (verlorene?) Vorfreude auf den anstehenden zweiten Besuch von P. bei ihr, gerade weil sie weiß, wie sehr er sich freut. Vor diesem Hintergrund lässt sich nun der folgende Ausschnitt aus einer weiter oben bereits einmal angeführten Passage in Bezug auf diesen Besuch noch einmal etwas anders lesen:

Und jetzt so der Gedanke daran, dass er jetzt drei Wochen dann da sein wird und dass ich zwar Zeit mit ihm habe, was mega super ist, wo ich mich sehr darauf freue

und wo dann trotzdem wieder keine Zeit für mich sein wird, bin ich irgendwie so in einen großen Stress reingekommen. Es hat mich irgendwie gestresst, es hat mich sehr gestresst. (F1: 826-830)

Während die Vorfreude zu diesem früheren Zeitpunkt unseres Gesprächs noch thematisch wurde, wird sie später in Bezug auf das eigene Erleben nicht mehr explizit als solche zum Ausdruck gebracht, sondern nur noch in der Art einer Abgrenzungsbewegung zur (vermuteten) Vorfreude von P. mit dem eigenen schlechten Gewissen in Verbindung gesetzt und mit der Äußerung, sich (auch deswegen) »so scheiße gefühlt« (F1: 976) zu haben, kommentiert.

Unmittelbar nach dieser Äußerung schließt F. eine kurze Erzählpassage an, in der sie von einem Besuch ihrer Mutter berichtet. Auch diese Passage liest sich durchaus ambivalent, denn einerseits fand der Besuch relativ spontan auf eine Selbsteinladung der Mutter hin statt und F. erzählt mir gegenüber, dass sie eigentlich »anderes Zeug« (F1: 985) zu tun gehabt hätte, der Besuch ihr »so gar nicht in den Kram« (F1: 994) gepasst habe und sie »einfach mal so ein bisschen Raum« (F1: 995) für sich gebraucht hätte. Andererseits sei es aber doch »voll ein lustiger Tag« (F1: 996-997) gewesen, der dazu beigetragen habe, dass die Erzählerin wiederum Vorfreude im Hinblick auf den anstehenden Besuch von P. habe empfinden können (vgl. F1: 999).

Auf (quasi)rekapitulierende Weise ordnet F. daraufhin alle oben stehenden Erzählpassagen – im Hinblick auf das Gefühl der Gestresstheit, die Müdigkeit, die (fehlende) Vorfreude auf P., die Unlust zu telefonieren etc. – durch die folgenden Sätze ein, die mir eine Art (vorläufige) rückblickende Evaluation der Erzählerin zu sein scheinen. Diese Evaluation markiert im ersten Gespräch mit F. eine Zäsur, denn die anschließenden Passagen sind entweder als Beschreibungen oder Argumentationen zu lesen, wobei stärker narrative Passagen erst gegen Ende des Gesprächs wieder zunehmen.

Also ich glaube, es ist so wie ... Das Ganze hängt irgendwie mega stark auch mit mir zusammen und mit meinem eigenen Empfinden. Und ich glaube, es ist, es ist eigentlich alles total ok. Ich hatte einfach wie das Gefühl, mir stellt es die Luft ab und hatte dann irgendwie wie auch keinen Bock auf jemand, der jetzt drei Wochen bei mir daheim ist, irgendwie so. Einfach weil ich irgendwie wie (kurze Sprechpause) keine Zeit hatte für mich selbst, aber jetzt bin ich irgendwie wieder so entspannt und jetzt jetzt freue ich mich eigentlich mega, dass er kommt. Ich freue mich mega. Also es war glaube ich einfach wirklich so ein kurzzeitiges Tief und ... (Sprechpause) (F1: 999-1007)

Auch dieser evaluative Einschub beinhaltet Widersprüchliches und die häufige Verwendung von »irgendwie« und »eigentlich« ist aufschlussreich. Die Erzählerin lässt im Zusammenhang mit dem angekündigten Besuch von P. die Metapher des »Luft-

abstellens« einfließen. Diese mag auf ein Gefühl des Eingeengtseins verweisen. Die Vorstellung, dass P. wieder drei Wochen bei ihr wohnen wird, scheint für F. keine angenehme zu sein. Aber dabei belässt sie es nicht und fügt an, die Gründe für ihre negativen Gefühle seien nicht bei P., sondern bei ihr selbst zu suchen. Außerdem sei bei ihr mittlerweile die Vorfreude wieder da und so äußert sie die Vermutung, dass das Ganze wahrscheinlich nur »so ein kurzzeitiges Tief« (F1: 1007) gewesen sei. An dieser Stelle könnte man erwarten, dass F.s Erzählung, was dieses vorübergehende emotionale Tief angeht, damit abgeschlossen wurde, und tatsächlich verläuft das Gespräch zunächst in andere Richtungen weiter. Etwas später kommt die Erzählerin aber dennoch wieder auf diese Gefühlslage zurück und in der folgenden Passage wirft F. zahlreiche Fragen auf, die mit ihrem »eigenen Empfinden« (F1: 1001) zusammenhängen. Zum einen versucht sie dabei, die Gefühle aus der Retrospektive einzuordnen, und zum anderen wird ein eher allgemeines Bild in der Art einer Beschreibung persönlicher Eigenschaften gezeichnet:

Und ich meine, am Anfang habe ich das irgendwie wie auch nicht so ... also ich habe schon gedacht, das ist, weil ich gestresst bin und weil bei mir selbst gerade sehr viel abgeht, aber ich konnte es noch nicht so mit Distanz sehen, dann habe ich wie so gedacht, Scheiße he, ist jetzt das ... ist jetzt das Ganze schon vorbei oder weißt du, bin ich jetzt ... irgendwie sind diese Gefühle jetzt schon irgendwie wieder abgeflacht oder oder was ist los. Oder irgendwie so eben, bin ich überhaupt fähig, irgendwie so etwas aufrechtzuerhalten. Ich meine, ich bin voll nicht aus dem Aug ... aus den Augen, aus dem Sinn, aber ich merke schon, dass ich jemand eigentlich schon ein bisschen bei mir brauche, um ... dass es irgendwie wie so eine gewisse Intensität haben kann. Ähm und wenn man sich lange nicht mehr sieht, dann bin ich oft auch ... ich denke natürlich an diese Person und ich vermisse sie auch, aber ich bin irgendwie wie nicht mehr gleich dabei und ... Ja und dann habe ich wirklich plötzlich, eben, habe ich gedacht, hä, weißt du, kannst du das überhaupt so, auch dieser regelmäßige Kontakt. Also ich glaube, das ist ... also das glaube ich wirklich, das ist etwas, das ich nicht ewig werde machen können, (weil?) das war jetzt irgendwie wie eigentlich recht lang cool so dieses tägliche sich Schreiben, weil es auch so wie ... es ist so die Vorfreude, sich wieder zu sehen. (F1: 1151-1168)

Ein starkes Zweifeln wird hier erkennbar und die Erzählerin F. stellt sich selbst infrage hinsichtlich ihrer »Fähigkeit«, eine solche Beziehung zu führen und in Kontakt zu bleiben (»bin ich überhaupt fähig, irgendwie so etwas aufrechtzuerhalten«, F1: 1157-1158). Dabei bezieht sie sich auf Aspekte, die typisch zu sein scheinen für Fernbeziehungsarrangements: der Umgang mit Distanz, fehlende (körperliche) Nähe und das Kontakthalten. Der Begriff der Intensität wird hier von F. wiederum ins Spiel gebracht, und zwar im Kontext des Wunsches nach Nähe zu einer Person. Aufschlussreich ist diesbezüglich, dass die Erzählerin F. im zweiten Teil dieser Passage die allgemeinen Begriffe »jemand« und »diese Person« verwendet und ihre

Ausführungen nicht direkt auf P. bezieht. Damit erscheinen diese Ausführungen von F. auf einer sehr allgemeinen und abstrakten Ebene, im Sinne einer Reflexion der Erzählerin über sich selbst resp. über persönliche Eigenschaften, die sie sich selbst zuschreibt und die nichts mit ihrer gegenwärtigen Beziehung zu P. zu tun zu haben scheinen. Zugleich beginnt diese Passage aber genau damit, dass die Erzählerin über ihre Gefühle P. gegenüber berichtet.

Der Ausdruck »aus den Augen, aus dem Sinn« (F1: 1159) treffe aus der Sicht der Erzählerin auf sie selbst zwar nicht zu, denn sie vermisse »diese Person« (F1: 1162) schon, aber während längerer getrennter Zeiten (ohne Face-to-Face-Kontakt) sei sie irgendwie »nicht mehr gleich dabei« (F1: 1163), nicht mehr mit der gleichen Intensität emotional involviert. »Aus dem Sinn« scheint für F. zu bedeuten, dass eine gewisse Intensität fehle, jedoch nicht, dass man den Partner nicht vermisse. Hinsichtlich des Kontakthaltens zeigt sich eine Ambivalenz: Das tägliche Schreiben über WhatsApp sei »recht lang cool« (F1: 1167) gewesen, aber es sei keinesfalls etwas, das sie »ewig wird machen können« (F1: 1166). Die Erzählerin stellt sich die Fragen, ob das »super Verliebtsein-Flash-Ding« (F1: 579) – um eine ihrer Formulierungen von einem früheren Zeitpunkt des Gesprächs aufzugreifen – bereits wieder vorbei sei und ob »diese Gefühle jetzt schon irgendwie wieder abgeflacht« (F1: 1156-1157) seien. Möglicherweise könnte man sagen, dass F. in dieser Passage im Rahmen unseres Gesprächs zu ergründen versucht, wie es um ihre Gefühle P. gegenüber steht. In diesem Zusammenhang scheint sie ihre Unsicherheiten bezüglich ihrer Gefühle auf persönliche Eigenschaften zurückzuführen, um diese mir gegenüber irgendwie kommunizierbar zu machen.

F. kommt noch einmal auf das Telefonat mit P. zurück, von welchem weiter oben bereits ausführlich die Rede war. Die nachstehende Passage wirft einige weitere – und von der Erzählerin F. bisher nicht angesprochene – thematische Spuren auf, die teilweise jedoch bereits bei anderen Erzählerinnen in unterschiedlicher Art und Weise vorkamen (insbesondere in Bezug auf die neunte und die zehnte Spur hinsichtlich der Zukunftsperspektiven und die sechste Spur »Beziehung definieren«). Diese Spuren sollen hier weiterverfolgt werden, wie in einem rhizomatischen Labyrinth, wenn man den Eindruck erhält, man sei wieder bei einem bestimmten Kreuzungspunkt angelangt, an dem man zuvor bereits einmal gestanden hat. Nur könnte es aber durchaus sein, dass es sich um einen ganz anderen Kreuzungspunkt handelt, der einem anderen bloß sehr stark ähnelt.

Ja und dann hat er irgendwie wie auch noch so gesagt, irgendwie in dem allem drin ... ich weiß auch nicht mehr so genau, über was wir eigentlich gesprochen haben (Sprechpause). Hat er so gesagt, ja ... äh, ich habe irgendetwas gefragt wegen Afrika oder so. Und er so, ja du, ich weiß nicht, ist im Fall gerade sehr weit weg so für mich, er mache sich jetzt gerade nicht mehr Gedanken über dieses Afrika. Und er so, ja hey schau, vielleicht gehe ich gar nicht nach Afrika, vielleicht bleibe

ich dann halt einfach in (F.s Wohnort) so. Und ich hatte irgendwie wie so in diesem Moment so das Gefühl so, nein, irgendwie, ah ich weiß auch nicht, ich hatte dann irgendwie wie so ... es ist irgendwie wie noch ... äh, erstens mag ich eh nicht so in die Zukunft denken und will es irgendwie einfach so genießen und es graut mir schon so ein bisschen davor irgendwie ... oder ich hoffe irgendwie wie, dass es nicht zu stark aufkommt, dass wir jetzt das Ganze irgendwie werden definieren müssen oder dass er ... wir müssen ja nicht ... aber dass er irgendwie wie das Bedürfnis hat. (Sprechpause) Weil ich habe das irgendwie gerade gar nicht, voll nicht. Und habe dann wie so ... so diese Äußerung war mir dann wie so ein bisschen zu viel so. Auch wenn das jetzt einfach so ... ist wahrscheinlich einfach so, ist vielleicht einfach so daher (unverständlich)= (F1: 1243-1259)

Möglicherweise sind an dieser Stelle einige Kontextinformationen erforderlich, um diese Passage verständlicher zu machen: Die Erzählerin hatte zuvor berichtet, dass es P.s Plan gewesen sei, nach dem anstehenden dreiwöchigen Besuch bei F. in der Schweiz direkt nach Afrika zu fliegen, um dort während mehrerer Monate verschiedene Länder zu bereisen. In der Erzählung von F. geht es nun um die von P. geäußerte Möglichkeit, gar nicht nach Afrika zu gehen und stattdessen einfach bei ihr zu bleiben. Die Reaktion, die diese Äußerung von P. bei ihr ausgelöst hat, scheint die Erzählerin kaum in Worte fassen zu können: Mehrmals bricht sie Sätze ab und erneut greift sie häufig auf das Ungewissheit oder Unbestimmtheit andeutende Adverb »irgendwie« zurück. Sie bringt allerdings die Idee von P., vielleicht bei ihr zu bleiben, damit in Verbindung, dass sie im Moment eigentlich gar »nicht so in die Zukunft denken« (F1: 1252) und vielmehr das Hier und Jetzt genießen wolle. Im Zusammenhang mit dieser Idee – die für F. gleichsam wie eine Drohung klingt? – führt sie weiter aus, dass es ihr davor graue, möglicherweise die Beziehung mit P. »irgendwie [...] definieren [zu] müssen« (F1: 1254-1255), bzw. dass P. das Bedürfnis haben könnte, dies zu tun. Zum Schluss der Passage relativiert die Erzählerin P.s Äußerung jedoch, indem sie anzufügen scheint, dass dies von P. wohl »einfach so daher[gesagt]« worden sei. Sicher ist dies jedoch nicht, denn an dieser Stelle ist die Tonqualität der Audioaufnahme schlecht und der letzte Teil des Satzes bleibt unverständlich und lässt sich nur aus dem Kontext heraus vielleicht wie vorgeschlagen vervollständigen.

Zu einem späteren Zeitpunkt im ersten Gespräch kommt die Erzählerin erneut auf P.s Idee, möglicherweise einfach bei ihr zu bleiben, zu sprechen, setzt diese jedoch in einen anderen Zusammenhang. Im Unterschied zur oben stehenden Passage, in der F. zu beschreiben versucht, welche Reaktionen P.s Äußerung in ihr ausgelöst hat, verfährt die Erzählerin hier dialogisch, indem sie rekonstruiert, worüber P. und sie während des Telefonats außerdem gesprochen haben. Hier geht F. darauf ein, was der Inhalt dieses Gesprächs gewesen sei:

Wie zum Beispiel (Sprechpause), als er das so gesagt hat, ah ja, vielleicht gehe ich gar nicht nach Afrika, vielleicht bleibe ich einfach da, und dann habe ich irgendwie wie so gesagt so, jaja, mal schauen und so. Wie so gesagt, ja, aber weißt du, eigentlich müsstest du dann irgendwie wie ein anderes Zimmer haben, weil ich kann mir nicht vorstellen, dass wir irgendwie (Sprechpause) einfach so auf ... in einem Raum leben und und ich habe irgendwie wie so gesagt, ja schau, also ... wir haben nicht ernsthaft über das geredet ... aber ich habe irgendwie wie so gefunden, hey schau, mh, wenn jetzt das so wäre (Sprechpause) oder wir irgendwie zusammen wohnen würden, dann würde ich getrennte Zimmer haben wollen. Und für ihn ist das einfach so, hä (lachend), was was warum warum. Ich so ja, ich habe eigentlich gerne meinen eigenen Raum so und weißt du, wir könnten ja dann trotzdem so ... wir würden eh die meiste Zeit beieinander schlafen so, aber einfach so die Option zu haben. Und er so, ja aber für was brauchst du diese Option, wenn wir eh irgendwie (Sprechpause) die die ganze Zeit würden ... also oder die meiste Zeit irgendwie beieinander schlafen so. Und es war einfach so für (Sprechpause) für ihn so ein ... ich glaube, er hat sich einfach auch noch keine Gedanken gemacht über das, weil irgendwie für ihn ist das so eigentlich total fremd. Und er hat so gesagt, ja schau, ich kenne schon Leute, die irgendwie getrennte Zimmer haben, aber es ist entweder weil jemand mega schnarcht oder weil weil (lachend) sich die Leute einfach nicht mehr verstehen. Aber irgendwie so, in der Situation, wo wir jetzt sind, ich kann mir das überhaupt nicht vorstellen, ich wäre nie auf die Idee gekommen irgendwie das so in Betracht zu ziehen. (F1: 1294-1315)

In dieser Erzählpassage kommt F. im Kontext von P.s Äußerung, vielleicht gar nicht nach Afrika zu reisen und stattdessen in der Schweiz zu bleiben, darauf zu sprechen, dass sie sich nicht vorstellen könne, zusammenzuwohnen, wenn nicht beide ein eigenes Zimmer hätten. Dabei kommt eine Zukunftsperspektive zum Ausdruck, die mit der Frage in Verbindung steht, wie es sein könnte/sollte, wenn sie eine gemeinsame Wohnung hätten, wenngleich die beiden, wie F. betont, »nicht ernsthaft über das geredet« (F1: 1300) haben. Man könnte sagen, dass es sich bei diesem Gespräch um ein Sinnieren darüber handelt, wie sich ein Zusammenleben gestalten könnte, obwohl es dabei fürs Erste noch gar nicht darum geht, diese Option wirklich in Betracht zu ziehen, geschweige denn direkt in die Tat umzusetzen. Ein bestimmter Ernst enthält die Angelegenheit für F. jedoch durchaus, denn die Passage weiter oben lässt sich so lesen, dass diese Äußerung von P. bei der Erzählerin eine eher unangenehme Vorstellung, ein ungutes Gefühl hervorruft und es für sie keine unbedingt wünschenswerte Aussicht ist, dass P. einfach bei ihr bleiben könnte. F. spricht P. gegenüber aus, dass sie – für den Fall, dass sie tatsächlich eines Tages zusammenwohnen sollten – gern getrennte Zimmer haben wolle. Diese Idee kommt P. der Erzählung zufolge recht komisch vor, weshalb F. zu erläutern versucht, dass sie einfach gern diese Option eines eigenen Rückzugsortes

hätte, auch wenn sie diese wahrscheinlich sowieso nicht häufig in Anspruch nehmen würde. Für P. scheint diese Vorstellung ziemlich abwegig zu sein und er führt in Bezug auf das Thema von getrennten Zimmern die Beispiele von Paaren auf, die sich »einfach nicht mehr verstehen« (F1: 1313) oder »weil jemand mega schnarcht« (F1: 1312). Die Erzählerin vermutet in unserem Gespräch, dass P. sich diesbezüglich wohl »einfach auch noch keine Gedanken gemacht« (F1: 1309-1310) habe, wohingegen sie sich mit der Idee der getrennten Zimmer tatsächlich schon eine Weile zu befassen scheint. Dieses Thema wird im zweiten Gespräch mit F. erneut angesprochen, worauf weiter unten zurückzukommen sein wird.

Zu einem frühen Zeitpunkt unseres zweiten Gesprächs kommt die Erzählerin ebenfalls noch einmal auf P.s Äußerung zu sprechen, vielleicht gar nicht nach Afrika zu gehen. Die folgende Passage bezieht sich auf eine Konversation, die F. und P. während seines zweiten Besuchs bei ihr in der Schweiz geführt hatten:

Und dann hat er doch gesagt so, ähm, ah ja, vielleicht gehe ich ja gar nicht nach Afrika, vielleicht bleibe ich dann einfach da. Und dann ... und dann habe ich habe ich gesagt, hey schau, das hat mir irgendwie mega so ... gerade so den Atem abgestellt. Und er hat einfach dann so gelacht (lachend) und hat so ein bisschen gefunden, du also, und das glaube ich ihm auch, weil er ist voll nicht der, der flunkert, er hat gesagt, du, das war im Fall mehr ein Witz (lacht) als etwas anderes. Aber weil ich schon so gestresst war, habe ich wie irgendwie so auch nicht mehr so unterscheiden können, dass er jetzt da so ironisch ist so. Also weißt du, ich habe wie so gemerkt, ich habe mich sehr in etwas reingesteigert und ich habe ihm dann auch gesagt, hey schau, ich ich weiß eigentlich, dass du das Ganze auch mega easy nimmst jetzt mit dieser Beziehungsform oder jetzt auch nicht gerade das Gefühl hast, wir müssen alles festnageln, aber in dieser kurzen Zeit als er weg war, hatte ich das irgendwie wie schon wieder ein bisschen vergessen, wie er ist, und habe es vielmehr mit den vergangenen Erfahrungen mit anderen Männern irgendwie abgeglichen, weißt du wie ich ... checkst du, was ich meine? (F2: 169-183)

Direkt vor dieser Passage aus dem zweiten Gespräch erzählte F. davon, dass P. und sie sich noch einmal über das Telefonat ausgesprochen hätten, das während ihrer ersten »getrennten« Phase stattgefunden hatte und in dessen Kontext F. mir gegenüber geäußert hatte, dass sie nicht unglücklich darüber gewesen wäre, wenn P. gar nicht mehr angerufen hätte an jenem Abend. Sie rekapituliert in unserem Gespräch ihre Gefühlslage im Hinblick auf den zweiten Besuch von P., das Gefühl des Gestresstseins, ihre Müdigkeit und die Unsicherheit bezüglich ihrer Gefühle zu P. und hält fest, dass sie all dies auch P. gegenüber angesprochen habe. In Bezug auf P.s Äußerung, seinen Besuch bei ihr auf unbestimmte Zeit zu verlängern und nicht weiterzureisen, spricht die Erzählerin hier davon, dass es ihr dabei »gerade so den Atem abgestellt« (F2: 171-172) habe. Diese Aussage lässt sich in der Hinsicht lesen, dass F. sich in dieser Situation nicht als aktiv Handelnde, sondern vielmehr als

passiv Erleidende erlebt hat. Noch in unserem ersten Gespräch konnte sie ihre Reaktion auf P.s Äußerung nicht richtig in Worte fassen bzw. hat, wie sie an anderer Stelle ausführt, P. gegenüber mit der Unverbindlichkeit ausdrückenden, aufschiebenden Bemerkung »jaja, mal schauen« (F1: 1296) reagiert. Die Metapher, dass es ihr »den Atem abgestellt« habe, kam bei F., wie weiter oben ausgeführt wurde, zu einem früheren Zeitpunkt schon einmal vor. Dabei ging es um den angekündigten zweiten Besuch von P., wobei sich F. bei der Vorstellung daran gestresst und irgendwie eingeengt fühlte. In der oben stehenden Passage kommt die Erzählerin darauf zu sprechen, wie P. seine Äußerung eigentlich verstanden haben wollte: Diese Idee sei scherzhaft und nicht ernst gemeint gewesen. Für F. scheint es im Rückblick so zu sein, dass sie diese Äußerung aufgrund ihrer Gestresstheit nicht mehr richtig einzuordnen vermocht habe, und offenbar habe sie sich »sehr in etwas reingesteigert« (F2: 177). Sie hatte wohl befürchtet, wie sie an anderer Stelle sagt, dass er »dann irgendwie wieder Sachen definieren« (F2: 163) wolle. Aber eigentlich wisse sie, dass er »das Ganze auch mega easy [nimmt] jetzt mit dieser Beziehungsform« (F2: 178-179) und wie sie selbst ebenfalls nicht unbedingt das Bedürfnis habe, »alles festnageln« (F2: 180) zu wollen (das heißt, ihren »Beziehungsstatus« [F2: 139] ein für alle Mal zu definieren?). Aufschlussreich erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass die Erzählerin F. hier ihre »Erfahrungen mit anderen Männern« (F2: 182-183) ins Spiel bringt. Dazu lässt sich eine weitere Passage ebenfalls aus unserem zweiten Gespräch anführen, die ein ganzes Spektrum an weiteren Spuren eröffnet, welches das soeben Ausgeführte zu ergänzen vermag:

F2: Ähm, wir hatten das ja letztes Mal so ein bisschen angeschnitten, dass ich irgendwie ähm ... also ich hatte gesagt, ich hätte irgendwie wie Angst, dass je mehr Zeit wir miteinander verbringen, desto mehr wird er irgendwie das Bedürfnis haben, das Ganze zu definieren.

M: So hat es im Gespräch aufgehört eigentlich.

F2: Genau. Und im Wissen, dass ich ... dass dass wir irgendwie andere Vorstellungen haben davon, wie ... was für eine Beziehungsform wir haben wollen, habe ich wie so gedacht, oh nein, jetzt kommt er ... irgendwie früher oder später kommt das wieder, es ist so wie unvermeidlich, weil das war irgendwie auch so in meinen zwei vergangenen Beziehungen so. Und das hat mich irgendwie mega gestresst und ich hatte auch so noch nach meiner letzten Beziehung, wo wirklich viel Streit oder viel Konflikt sich um diese Beziehungsform gedreht haben, habe ich wie auch mir so ein bisschen gesagt, hey schau, du lässt dich einfach nicht mehr so in ein Schema X reintragen, mach das nicht ... das funktioniert irgendwie nicht, das passt einfach nicht zu dir. Und ich habe jetzt irgendwie wie so ... ich meine in den Gesprächen, eben, habe gemerkt, wie wir zu gewissen Sachen stehen, gerade zu eben zu ... bezüglich Exklusivität und solches Zeug. Habe ich so gedacht, oh nein, jetzt kommt das dann sicher, jetzt kommt das dann sicher wieder und sowieso. Und nachher

irgendwie ist es so am Anfang ... habe ich irgendwie wie so ... also ich musste mich halt wie wieder so ein bisschen an ihn gewöhnen und habe aber irgendwie wie eben so diese diese Erwartungshaltung von seiner Seite her antizipiert, dass irgendwie wie die Erwartungshaltung hätte, (eben so?) den Beziehungsstatus zu klären. (F2: 115-139)

Die Erzählerin berichtet zu Beginn dieser Passage von ihrer Befürchtung, dass in P. der Wunsch aufkommen könnte, »das Ganze zu definieren« (F2: 118), je mehr Zeit vergehe. Im Widerspruch zu einer Aussage, die sich in der vorangehenden Passage findet (»ich weiß eigentlich, dass du das Ganze auch mega easy nimmst jetzt mit dieser Beziehungsform«, F2: 178-179), steht die hier vorgebrachte Formulierung, »dass wir irgendwie andere Vorstellungen haben davon, wie ... was für eine Beziehungsform wir haben wollen« (F2: 122-123). Hier könnte zum Ausdruck kommen, dass die Vorstellungen von F. und von P. bezüglich »Beziehungsformen« anscheinend konfliktieren. Doch inwiefern stehen diese Vorstellungen in einem Konflikt zueinander? Aufschluss darüber gibt möglicherweise eine weitere kurze Passage aus unserem ersten Gespräch, in der sich die Erzählerin F. gegen Ende wie folgt geäußert hat:

Und dann einmal, als es dann so ein bisschen darum gegangen ist ... ja, irgendwann ist das Gespräch trotzdem mal oder das Thema trotzdem so ein bisschen aufgekommen, so nach Beziehungsformen und so und weil weil ich irgendwie so eine ... ja, wie soll ich sagen ... weil meine letzte Beziehung nicht offiziell offen war aber de facto war es eben trotzdem so ein bisschen ... haben wir beide so ein bisschen gemacht, was wir wollten, und und ich habe P. natürlich auch davon erzählt und und dort kam schon so ein bisschen raus, dass er das irgendwie total schräg findet und dass er ... also dass es für ihn irgendwie voll keine Option ist so irgendwie so eine geöffnete Beziehung. (längere Sprechpause) Und ich glaube, das ... ich glaube, wir haben wie ... haben noch recht andere Ansichten und Ansätze und ich glaube, das macht es noch einmal mehr, dass ich irgendwie gerade gar nicht darüber reden will und das gar nicht definieren will. Also einerseits, weil ich allgemein nicht das Bedürfnis habe, aber andererseits, weil ich auch wie weiß, uh, ich glaube da würden die Sachen dann eben ... wären sie nicht mehr ganz so easy und das würde irgendwie kompliziert werden oder ja, es wäre so eine mega Diskussion und so ein mega Aushandlungsprozess, wo wir uns ja, vielleicht nicht unbedingt in allen Punkten finden. Und das macht es noch viel mehr, dass ich gerade gar keine Lust habe, irgendwie (Sprechpause) so zu thematisieren. (längere Sprechpause). (F1: 1269-1287)

Auch hier bringt F. ihre Erfahrungen aus früheren Beziehungen mit ein und erklärt, dass ihre letzte Beziehung zwar »nicht offiziell offen war«, aber »de facto« (F1: 1273) so gewesen sei. Insbesondere die Formulierung »nicht offiziell« erscheint

mir hierbei bemerkenswert und ich frage mich, ob damit gemeint ist, dass F. und ihr ehemaliger Freund unter sich nie über die Frage einer offenen Beziehung gesprochen hatten oder ob die beiden gegen außen (etwa im Freundeskreis) »nicht offiziell« gemacht hatten, dass sie eine offene Beziehung führen. In einer Passage weiter oben spricht F. jedoch darüber, dass die Frage nach der »Beziehungsform« in ihrer letzten Beziehung immer wieder Anlass für Streit und Konflikt gegeben habe (vgl. F2:127-128). Aus diesen Erfahrungen, sagt F., sei bei ihr die Befürchtung erwachsen, P. könnte plötzlich das Bedürfnis nach Klarheit in Bezug auf ihre Beziehung (oder: ihre »Beziehungsform«) äußern. Dies wird von der Erzählerin als »unvermeidlich« (F2:125) eingeschätzt und deswegen habe sie »diese Erwartungshaltung von seiner Seite her antizipiert, dass [er] irgendwie wie die Erwartungshaltung hätte, (eben so?) den Beziehungsstatus zu klären« (F2:137-139). Diese Antizipation scheint durchaus nicht aus der Luft gegriffen zu sein, denn F. berichtet auch darüber, dass P. der Idee einer offenen Beziehung durchweg skeptisch gegenüberstehe und dass dies »für ihn irgendwie voll keine Option« (F1:1276-1277) darstelle. Aufgrund dieser grundsätzlich divergierenden »Ansichten und Ansätze« (F1:1279) hinsichtlich der Art der Beziehung, scheint die Erzählerin Gesprächen mit P. aus dem Weg zu gehen, die möglicherweise in die Richtung einer Klärung des »Beziehungsstatus« führen könnten. Denn dabei würde sich das Ganze unweigerlich verkomplizieren und es wäre »nicht mehr ganz so easy« (F1:1283). An anderer Stelle hält die Erzählerin allerdings fest, P. gegenüber geäußert zu haben, dass sie eigentlich wisse, dass er »das Ganze auch mega easy [nimmt] jetzt mit dieser Beziehungsform« (F2:179). Dies scheint ein unauflösbarer Widerspruch in den Ausführungen von F. zu sein.

In Bezug auf ihre Beziehung scheint für F. jedoch wichtig zu sein, dass sie sich (nicht zuletzt aufgrund von Erfahrungen in früheren Beziehungen) nicht (mehr) in ein bestimmtes »Schema X« einpassen (lassen) möchte. Diesen Aspekt bringt die Erzählerin ziemlich zu Beginn unseres zweiten Gesprächs zum Ausdruck (vgl. F2:129-131) und er findet sich in einer weiter oben bereits zitierten Passage. Damit spielt sie wohl darauf an, dass für sie das Konzept einer offenen Beziehung nach wie vor durchaus infrage komme (wie eine solche Beziehung konkret ausgestaltet und gelebt würde, bringt die Erzählerin im Rahmen unserer beiden Gespräche jedoch kaum zur Sprache). In diesem Zusammenhang erzählt F. jedoch von einer kurzen Unterhaltung mit einer Freundin, in der es um die Frage der Exklusivität in Liebesbeziehungen ging:

Ja und irgendwie, ich hab jetzt auch gerade gestern noch ganz kurz mit einer Kollegin darüber geredet und sie hat dann gesagt, ja eben, wie ist denn das, habt ihr euch jetzt da so ein bisschen mehr gefunden. Hab ich gesagt, nein, nein, irgendwie eben so ein bisschen meine anderen Ideen, die er am Anfang sehr komisch fand, so mit getrennten Zimmern und getrennten Wohnungen (lachend) und so-

wieso, findet er glaube ich in der Zwischenzeit recht easy, aber so mit dem ganzen nicht ganz so Exklusiven, hat er sich ... kann er sich nicht anfreunden, aber wir haben eben jetzt da auch nicht einen Entscheid getroffen und und irgendwie ist es irgendwie wie klar, also es ist so wie, ich weiß, er findet das eigentlich nicht ok, und er weiß aber, wie ich ticke und ... (F2: 1240-1249)

In dieser Erzählpassage kommt F. zum einen auf ihre Idee mit den getrennten Zimmern zurück und dass P. dieser Idee mittlerweile auch aufgeschlossen gegenüberstehe. Zum anderen geht sie darauf ein, dass er sich im Gegensatz dazu mit diesem »nicht ganz so Exklusiven« »nicht anfreunden« (F2: 1246) könne. Direkt vor dieser Passage führt die Erzählerin aus, dass es aus ihrer Sicht gerade im Kontext einer Fernbeziehung und insbesondere vor dem Hintergrund, dass P. und sie sich möglicherweise monatelang nicht sehen würden, »herzlich wenig Sinn [macht], wenn wir da auf Biegen und Brechen irgendwie« (F2: 1217-1218) versuchen würden, alle diese offenen Fragen in Bezug auf die »Beziehungsform« zu klären. Solche Aushandlungsprozesse würde F. gegebenenfalls dann in Betracht ziehen wollen, wenn P. und sie tatsächlich an einem Ort zusammenleben würden (vgl. F2: 1224-1227). In ihrer jetzigen Situation scheint die Erzählerin F. auf ihrem Standpunkt zu bestehen, sich nicht in ein »Schema X« (F2: 130) einpassen zu lassen, und zugleich aber auch zu wissen, dass P. »das eigentlich nicht ok [findet]« (F2: 1248-1249), dass sie ihre Beziehung nicht ganz so exklusiv versteht.

In unserem ersten Gespräch erzählt F. darüber, wie sie die gemeinsame Zeit erlebt habe, als P. und sie einen zweiwöchigen Städtetrip unternommen hatten. Dieser Aufenthalt fand vor dem ersten Besuch von P. in der Schweiz statt, und zwar ungefähr zehn Jahre nachdem sich die beiden auf einer Reise kennengelernt hatten. Das erste Treffen nach dieser langen Zeit und den gemeinsamen Aufenthalt während zweier intensiver Wochen verbindet die Erzählerin mit ganz besonderen Erlebnissen:

Aber das war so ein bisschen wie auch etwas ... es war ... als wir uns gesehen haben, so in (Land), ich fand das eben so easy, wir haben einfach irgendwie ... wir haben einfach so voll im Moment gelebt und es war so sehr cool, ich habe das so genossen und es war alles so leicht und so unkompliziert und so. (Sprechpause) Das hat mich irgendwie auch mega geflasht. (F1: 1264-1269)

Hier wird möglicherweise thematisch, wie sich die Erzählerin F. ein Zusammensein vorstellt. Sie spricht davon, wie »cool« es gewesen sei, »einfach so voll im Moment gelebt« (F1: 1266-1267) zu haben und wie »leicht« und »unkompliziert« (F1: 1268) sich dies angefühlt habe. Ein solcher Zustand der Leichtigkeit und des Genießens des Hier und Jetzt lässt sich in F.s Vorstellung wohl nicht erreichen, wenn immer wieder darüber gesprochen werden muss, wie die Beziehung in der Gegenwart und in der Zukunft »definiert« werden solle, da gerade dies dazu füh-

ren könne, irgendwie »alles festnageln« (F2: 180) zu müssen. Ebendies versucht die Erzählerin zu vermeiden.

Als »kompliziert« beschreibt die Erzählerin F. auch die Vereinbarung von Terminen für Telefonate. Dies kommt in den beiden nachstehenden kurz aufeinanderfolgenden Passagen aus unserem ersten Gespräch zum Ausdruck:

[...] mir geht das irgendwie eh sehr gegen den Strich, so dieses ganze Abmachen und ... also weißt du so, eben so abmachen, um zu telefonieren, oh Mann. (F1: 1095-1097)

Und äh, das geht mir so auf die Nerven irgendwie, ich tu mich so ... ich finde es eigentlich so kompli ... es ist kompliziert und ich glaube, das ist im Fall etwas, das ich ... wenn ich auf etwas keine Lust habe, ist es etwas Kompliziertes, weil meine letzte Beziehung war so kompliziert, ich habe so (keinen Bock?) mehr irgendwie. So das Ganze ... (F1: 1106-1110)

Es lässt sich vermuten, dass F. hier indirekt wiederum Bezug nimmt auf das lange nächtliche Telefonat, von welchem weiter oben bereits ausführlich die Rede war. Diese Vermutung ergibt sich aus dem erweiterten Kontext, in dem diese beiden kurzen Passagen stehen und die Erzählerin immer wieder auf dieses Telefonat zu sprechen kommt. Hier lässt sie thematisch werden, dass ihr die Vereinbarung von Telefonterminen »sehr gegen den Strich« (F1: 1095) gehe und dass ihr das Ganze kompliziert vorkomme. In diesem Zusammenhang bezieht sich F. wiederum auf ihre letzte Beziehung, die sie als kompliziert bezeichnet und die sie hier als Grund dafür angibt, jetzt mit P. nichts »Kompliziertes« (F1: 1109) zu wollen. Weiter oben wurde darüber hinaus bereits ausgeführt, dass es einerseits nicht einfach gewesen sei, gerade für dieses Telefonat einen Abend zu finden, an welchem beide Zeit hatten, weil sich die Terminfindung aufgrund von zahlreichen Aktivitäten als kompliziert herausgestellt hatte. Andererseits erzählte F., dass es für sie in Ordnung gewesen wäre, wenn P. die Vereinbarung des Telefonats nicht eingehalten hätte und sie somit einfach hätte schlafen gehen können. Daraus lässt sich möglicherweise schließen, dass die Erzählerin solche Vereinbarungen nicht als gänzlich bindend auffasst und dass ein Termin unter Umständen auch einmal platzen gelassen werden könnte (z.B. wenn eine Person zu müde ist, um ein Gespräch zu führen). Anders wäre es für F. gewesen, wenn sie nicht hätten telefonieren müssen, sondern wenn P. einfach da gewesen wäre:

F1: [...] ich hatte echt keinen Bock zum Reden und ich meine, es wäre ok gewesen, wenn er einfach so bei mir gewesen wäre, und weißt du, ich hätte schon Lust gehabt, um Zeit mit ihm zu verbringen also.

M: Ja, nicht zum Quatschen.

F1: Nicht zum Quatschen. Sondern einfach so zum irgendwie ein bisschen Sein

oder zum irgendwie einfach so Nebeneinanderliegen oder irgendwie etwas oder Spazieren oder irgendetw ... oder Filmschauen, ist egal was. Aber ich hatte einfach irgendwie keinen Bock auf dieses Updaten und auf dieses Reden [...]. (F1: 1130-1137)

An einer anderen Stelle weiter oben stellte sich F. die Frage, »kannst du das überhaupt so, auch dieser regelmäßige Kontakt« (F1: 1164-1165). In diesem Zusammenhang führte sie aus, »dass ich jemand eigentlich schon ein bisschen bei mir brauche, um ... dass es irgendwie wie so eine gewisse Intensität haben kann« (F1: 1159-1161). Jemanden bei sich zu haben, das heißt, sich auch körperlich nahe sein zu können, scheint für sie zu bedeuten, Zeit gemeinsam verbringen zu können und »im Moment« (F1: 1267) zu leben, das Hier und Jetzt zu genießen. Wenn diese Möglichkeit der gemeinsamen Anwesenheit an einem Ort nicht gegeben ist, müssen andere Wege gefunden werden, um sich gegenseitig irgendwie auf dem Laufenden zu halten, wofür die Erzählerin F. die Formulierung des »Updatens« (F1: 1137) verwendet. In der folgenden Erzählpassage aus unserem zweiten Gespräch kommt F. erneut auf das »tägliche In-Kontakt-Sein« (F2: 1058-1059) zu sprechen:

Ja, wir haben ähm ... ich habe ihm das dann am ersten Abend, wo ich ihm eben vom ... also davon erzählt habe, wie ich mich während dem Telefongespräch gefühlt habe, habe ich ihm eben auch gesagt, hey schau, ich meine das tägliche In-Kontakt-Sein mit WhatsApp habe ich sehr cool gefunden so dreieinhalb, vier Wochen lang, und nachher wurde es für irgendwie wie ... hab ich mich selbst unter Druck gesetzt. Und er hat dann wie so gemeint, also eben, er wollte mir überhaupt keinen Druck auferlegen. Und dann hab ich gesagt, ja das weiß ich auch, das sei total mein eigenes Ding irgendwie, dass ich einfach wie so das Gefühl hatte, ich muss jetzt so den gleichen Rhythmus beibehalten. Ähm ... Und ich habe ihm einfach so gesagt, schau, ich meine jetzt für den Monat oder fünf Wochen, die wir uns nicht gesehen haben, war es für mich ok, aber ich weiß, ich kann das nicht sechs, sieben Monate machen, ich kann das einfach nicht, es macht mich fertig und ich will einfach irgendwie wie diesen Druck nicht haben. Und er hat dann gemeint, ja nein, das verstehe er sehr gut und er will wirklich irgendwie auf keinen Fall, dass es für irgendjemanden von zweien irgendwie ein Müssen ist, er will, dass wenn wir uns schreiben, dass es irgendwie ist, weil wir Lust haben, uns zu schreiben, und nicht weil wir das Gefühl haben, wir müssen. Und dann haben wir uns eigentlich so ... schon bevor er abgereist ist haben wir uns irgendwie darauf geeinigt, dass wir vor allem über E-Mail kommunizieren werden und nicht über WhatsApp [...]. (F2: 1056-1077)

Aus dieser Erzählpassage lässt sich erschließen, dass P. nach den gemeinsamen drei Wochen in der Schweiz dann doch abgereist ist. Dies bedeutet, dass sich die beiden nun mehrere Monate (unterbrochen von einem geplanten kurzen Besuch der Erzählerin bei P.) nicht sehen werden. Hier bringt F. zum Ausdruck, dass das

tägliche Schreiben über WhatsApp während dieser langen ›getrennten‹ Phase für sie nicht infrage komme, denn dies mache sie »fertig« (F2: 1068) und das Gefühl zu haben, im »gleichen Rhythmus« (F2: 1064) wie P. über WhatsApp kommunizieren zu müssen, erzeuge Druck. Aus diesem Grund seien die beiden darin übereingekommen, vorwiegend via E-Mail miteinander in Kontakt zu bleiben. Die Erzählerin führt im Anschluss an diese Passage aus, welche wesentlichen Unterschiede sie zwischen WhatsApp und E-Mails sieht und was diese Unterschiede für sie bedeuten bzw. weshalb sie im Hinblick auf die anstehende ›getrennte‹ Phase die Kommunikation über E-Mails bevorzuge. Ein Unterschied manifestiert sich aus ihrer Sicht wie folgt: »Ja, um ein E-Mail zu schreiben nimmst du dir irgendwie normalerweise so ein bisschen mehr Zeit, machst auch ein bisschen mehr ... also schreibst ja nicht einfach so irgendein Sätzchen und ein Emoji per E-Mail [...]« (F2: 1077-1080). Wenn man sich Zeit nehme, um eine E-Mail zu schreiben, sei es zudem möglich, etwas ausführlicher über Erlebtes zu berichten. Darüber hinaus sei es einfach »nicht so das Ping-Pong hin und her« (F2: 1089), wobei unter Umständen sogar sichtbar sei, wann eine Nachricht von der anderen Person gelesen wurde (vgl. F2: 1090):

Und ich finde WhatsApp ist halt so ... ist halt so bequem, es ist so easy noch schnell so ... oder für mich jedenfalls, für mich macht es einen mega Unterschied, irgendwie eine E-Mail zu schreiben braucht für mich viel mehr ... also Überwindung ist jetzt das falsche Wort, aber für mich eine E-Mail zu schreiben ist etwas ganz anderes als ein Whats ... als eine WhatsApp-Nachricht zu schreiben. (F2: 1090-1095)

In dieser kurzen Passage scheint die Erzählerin das ›Unbequeme‹ am Schreiben einer E-Mail gerade als etwas Positives herauszuheben. Dies lässt sich möglicherweise dahingehend lesen, dass eine WhatsApp-Nachricht »so easy noch schnell« (F2: 1091) nebenher getippt werden kann, während das Verfassen einer E-Mail mit einem weitaus größeren Zeitaufwand verbunden ist. Im letzteren Fall schenkt man der anderen Person gewissermaßen etwas von seiner Zeit, wenngleich es nicht möglich ist, gemeinsam an einem Ort Zeit zu verbringen.

E-Mails spielten auch während der zehn Jahre, in denen sich die Erzählerin und P. nunmehr bereits kennen, immer wieder eine Rolle. Deshalb möchte ich die Darstellung der rhizomatischen Spuren aus den Gesprächen mit der Erzählerin F. mit einer ausführlichen Passage aus unserem ersten Gespräch abschließen. Nach der Reise, während derer sich die beiden kennengelernt hatten, blieben sie – mehr oder weniger regelmäßig – in Kontakt und in F.s Erzählung sei ihr P. »immer im Kopf geblieben« (F1: 159-160). Während dieser Reise bereits eine Beziehung einzugehen, scheint jedoch für beide »gar nicht eine Option« (F1: 90) gewesen zu sein, denn F. berichtet, dass sie zu jener Zeit einen Freund gehabt habe, und auch P. hatte »noch so jemanden, der zu Hause auf ihn gewartet hat« (F1: 87-88). Fast zu Beginn unseres ersten Gesprächs berichtet die Erzählerin F. darüber, wie sie dieses Kontakthalten mit P. erlebt hat und wie es schließlich dazu kam, dass sich die beiden

zu einem gemeinsamen Städtetrip entschlossen hatten, wonach P. die Erzählerin direkt für drei Wochen zum ersten Mal in der Schweiz besuchen kam.

Und ich, wenn ich den Leuten erzähle, dann sage ich immer so, ja, weißt du, und wir hatten die ganzen zehn Jahre engen Kontakt gehabt und so, also, aber wenn ich sage engen Kontakt, dann weiß ich, dass das irgendwie nicht jeden Monat war, aber trotzdem, wir haben uns ab und zu mal geschrieben und in meiner Erinnerung ist es irgendwie so, dass wir immer ein bisschen Kontakt gehabt haben, und er ist mir halt irgendwie auch immer im Kopf geblieben. Und ich habe immer so gedacht, hey, shit, der Typ hat mich so geflasht, ich muss den einfach unbedingt wieder einmal sehen. Hatte dann aber irgendwie doch noch einen anderen Freund, voilà. Und dann hat er mir vor zwei Jahren, hat er mir so ein E-Mail geschrieben, das habe ich dir, glaube ich, erzählt, so ein mega schönes E-Mail mit einem mega schönen Gedicht und ... (lacht) Ja, weißt du, wenn jemand schreiben kann, ich finde das mega toll, ich war einfach so hin und weg. Ich war dann noch mit A. zusammen. Und hab mich dann aber ... es ist irgendwie auch nicht mehr so gut gelaufen und so, keine Ahnung. Ich hab irgendwie eh mega Freude gehabt, von ihm zu hören, und hab dann eben gefunden, ja, ich muss ihm etwas mega ähnlich Schönes zurückschreiben und so. Und hab es komplett (verhängt?), zwei Jahre lang. Einfach wirklich lächerlich. Zuerst hab ich es verhängt, weil ich irgendwie wie mir Zeit nehmen wollte und die Zeit nicht gefunden hab. Und nachher hat sich A. von mir getrennt, dann ist es mir scheiße gegangen und dann hatte ich eh gerade keinen Bock auf gar nichts anderes. Und dann musste ich Masterarbeit schreiben, dann hatte ich einfach keine Kapazitäten. Und ja, so geht irgendwie die Zeit vorüber und so sind zwei Jahre vorbeigegangen. Dann eben im letzten Dezember, ähm, bevor ich nach (Land) gegangen bin, um die Leute zu besuchen von meiner Forschung, hab ich dann gefunden, hey, jetzt schreibst, jetzt schreibst du einfach, jetzt muss ich schreiben. Hab ihm geschrieben, auch sehr schön und so, und dann hab ich das, ich weiß noch, etwa um 11 Uhr am Abend hab ich das abgeschickt und er hat mich am nächsten Morgen um 5, also er war in (Land) damals, hab ich einfach schon so ein Riesen-E-Mail gehabt so, so wow, es ist ja unglaublich, irgendwie ich hab dir vor zwei Jahren geschrieben und ich kann mich aber nicht erinnern, dass ich einmal irgendetwas zurückbekommen hätte (lachend). Und es ist so cool und was machst du und was tust du und sowieso. Bin ich aber nach (Land) gegangen und hab gesagt, hey, hör mal, ich kann gerade nicht antworten, ich schreibe dir, wenn ich zurück bin. Und hab es wieder schleifen lassen für irgendwie vier, fünf Monate. Also wirklich einfach unglaublich doof. Und so schreibt er mir eben im Mai irgendwie, nur so ein Betreff, 9. Juli, (Land). Und dann ein Satz: Do you wanna come? Weil ich damals in (Land) immer so gesagt habe, ich will unbedingt mal nach (Land). (unverständlich) es wäre sehr geil und so, aber ich konnte gerade nicht. Und dann äh, hat er gesagt, ja du äh ich bin sonst im Septem-

ber in (Stadt), also falls du mich dort treffen willst auch nachher. Und dann hab ich gesagt, ah ja, (Stadt) ist doch super, und dann bin ich eben nach (Stadt) gegangen. (F1: 154-194)

In dieser Passage berichtet die Erzählerin F. über die Jahre während derer P. und sie hin und wieder über E-Mails in Kontakt waren, sich aber bis zum hier am Schluss erwähnten ausgemachten Treffen aus verschiedenen Gründen nicht gesehen hatten. Der Detaillierungsgrad in dieser Passage ist unterschiedlich hoch: Bisweilen werden praktisch keine Details ausgeführt (etwa im Zusammenhang mit F.s früherer Beziehung mit A., die Trennung von ihm etc.), während der Detaillierungsgrad an anderen Stellen hoch ist (etwa da, wo die Erzählerin ausführt, um welche Uhrzeit sie P. eine E-Mail geschrieben habe und wann seine Antwort darauf bereits gekommen sei). Insgesamt geht es hier um das Hin und Her von E-Mails und Gefühlen in unterschiedlichen Regelmäßigkeiten, Frequenzen und Intensitäten: Thematisch wird die Freude, die eine schöne Nachricht auslösen kann; die Frage, wie ›ähnlich schön‹ zurückgeschrieben werden könnte; es zu ›verhängen‹, überhaupt zeitnah zurückzuschreiben; keine Zeit zu haben – und nicht zuletzt das Zustandekommen eines Treffens nach zehn Jahren (einer Fernbeziehung?).

5. Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte

Nachdem im empirischen Material – den Interviewtexten der Gespräche mit Frauen, die eine Fernbeziehung führen – ersten Spuren nachgegangen wurde bzw. diese Spuren gelegt wurden, gilt es in den folgenden Kapiteln, theoretische Ansätze zu skizzieren. Diese sollen im weiteren Verlauf der Untersuchung jedoch nicht einfach über die Empirie ›gestülpt‹ werden, um sie gleichsam theoretisch zu überformen. Mit Bereswill und Rieker (2008) formuliert, darf das empirische Material »nicht dazu degradiert werden, theoretische Konzepte lediglich zu bestätigen oder zu illustrieren« (S. 425). Die theoretischen Ansätze, die ich im Folgenden zu den Begriffen des Raums sowie der Medialität und Virtualität erörtern werde, dienen mir nicht als ›Folien‹, die es mir erlauben würden, das empirische Material durch eine ›theoretische Brille‹ in den Blick zu nehmen. Stattdessen soll der Versuch unternommen werden, die Theorie durch die Empirie und die Empirie durch die Theorie zu verschieben. Dadurch lässt sich dem Umstand Rechnung tragen, dass weder Theorie noch Empirie je in Reinform existieren, denn diese ist prinzipiell immer schon von jener durchsetzt und umgekehrt. Im Gegensatz zum hierarchischen Übereinanderlegen – das drückt die Metapher der Folie aus – geht es bei diesem Versuch vielmehr um eine gegenseitige Durchdringung mit dem Ziel, unvorhergesehene Erkenntnisse zu generieren. Theorie und Empirie sollen zueinander in mitunter irritierende Relation gebracht werden. Bereswill und Rieker (2008) umschreiben dies folgendermaßen: »Es handelt sich um Krisendynamiken, die das Verhältnis von bereits Gedachtem und Unentdecktem, zwischen theoretischer Gewißheit und empirisch begründeter Verunsicherung betreffen« (S. 400).

Theorien verstehe ich als lokale Einsatzpunkte, von denen aus spezifische Erkenntnisse produziert werden können. Sie sind Verortungen, um zu markieren, von wo aus gedacht und Wissen generiert wird. Hierbei beziehe ich mich unter anderem auf Haraway (1988), die aus feministischer Sicht für die Situiertheit von (verkörpertem) Wissen und für eine partiale Perspektive argumentiert hat. Eine solche Auffassung geht mit einer kritischen Verantwortlichkeit einher. Dabei sind Theorien »nicht kontextunabhängig, sondern stellen selbst verzeitlichte und ver-räumlichte, in der differentiellen Bewegung von Sprache formierte gesellschaftli-

che Effekte dar« (Gutiérrez Rodríguez, 1999, S. 42). Es sind nicht einfach abstrakte Gebilde, die in irgendeiner Weise über der ›Wirklichkeit‹ schweben und diese objektiv erklären (vgl. Barad, 2007, S. 55). Stattdessen sind Theorien Teil des Phänomens (bzw. Forschungsgegenstands), auf das (bzw. den) sie sich beziehen, und sie bringen dieses Phänomen mit hervor. Barad (2007) bezieht sich in diesem Zusammenhang auf den Physiker Niels Bohr und konstatiert Folgendes:

[...] ideas that make a difference in the world don't fly about free of the weightiness of their material instantiation. To theorize is not to leave the material world behind and enter the domain of pure ideas where the lofty space of the mind makes objective reflection possible. *Theorizing, like experimenting, is a material practice.* (S. 55)

Theoretisieren verstanden als materielle Praxis bedeutet auch, sich in die Welt zu involvieren. Diese ›Einmischung‹ geschieht nicht von einer Außenposition aus, sondern von ›innen‹, nämlich als Teil der Welt, mit der Forscher_innen verbunden sind (vgl. ebd., S. 133). Dabei geht es um die ontologische Frage, »wie Körper gemeinsam mit der Welt oder vielmehr als ›Teil‹ konstituiert werden (d.h. ›Sein-der-Welt‹, und nicht ›In-der-Welt-Sein‹)« (Barad, 2017, S. 55). Es ist dies ein performatives Verständnis von Theorie, das sich deutlich vom Repräsentationalismus, »which positions us above or outside the world we allegedly merely reflect on« (Barad, 2007, S. 133), abgrenzt. In einem solchen Verständnis wird nicht davon ausgegangen, dass es eine ›äußere‹ Wirklichkeit gibt, die sich abbilden lässt. Entsprechend kritisiert Hetherington (1998) im Anschluss an Haraway die Vorstellung, nach welcher Theorie (vermeintlich) einen Blick auf die Welt »from no specific point, from a privileged position outside the frame, as a picture that can be viewed in total by the roving Cyclops eye of the theorist« (S. 11), erlaube: »To try and theorise from such a position – a position that is both privileged and partial but blind to its own partiality – is to miss what is happening among the detail« (ebd.). Nur eine situierte, partielle Wissensproduktionspraxis ermöglicht es, den Einzel- und Feinheiten eines Phänomens auf die Spur zu kommen, die dieses in seiner Ganzheit konstituieren. Wissen verstehe ich dabei mit Barad (2007, S. 149) aber nicht als ein manifestes Ergebnis im Sinne des Gewonnenhabens eines allumfassenden Über-Blicks (von oben und außen). Vielmehr ist Wissen eine Angelegenheit des Intraagierens¹. Dies ist mit spezifischen Praktiken verbunden, »through which the world is differentially articulated and accounted for« (ebd.).

1 Barad (2007) prägt und verwendet den Terminus der Intraaktion, den sie im Gegensatz zu Interaktion als ›ontologischen Begriff‹ (S. 408) bezeichnet, um die wechselseitige Verfasstheit miteinander verschränkter Agentien zum Ausdruck zu bringen: »[...] in contrast to the usual ›interaction‹, which assumes that there are separate individual agencies that precede their interaction, the notion of intra-action recognizes that distinct agencies do not precede, but rather emerge through, their intra-action. It is important to note that the ›distinct‹ agen-

Wenn Theoretisieren als ein Aspekt solcher Wissensproduktionspraktiken nicht abstrakt, sondern im Sinne Barads als konkret, verkörpert und materiell – und infolgedessen auch als partial und situiert (vgl. Haraway, 1988) – verstanden wird, dann bleibt dies nicht ohne Konsequenzen für mich als Wissenschaftlerin. Ich bin in der Intraaktion, bin Teil davon. Dies zieht einige konkrete Fragen nach sich. Mit Groys (2012, S. 6) gesprochen geht es bei kritischen Theoriediskursen immer auch um die Befragung der Bedeutung von Wissen:

What does it mean that I have a certain new piece of knowledge? How has this new knowledge transformed me, how it has influenced my general attitude towards the world? How has this knowledge changed my personality, modified my way of life? To answer these questions *one has to perform theory* – to show how certain knowledge transforms one's behavior. (Ebd.; Hervorh. MS)

Das Theoretisieren kann eine Wissenschaftlerin nicht gleich(gültig) oder unberührt lassen. Man wird durch diese Praxis selbst umgearbeitet und verändert. Auch Groys (2012) argumentiert hier für einen performativen Ansatz des ›Theorietreibens‹. Er tut dies vor dem Hintergrund der Annahme des transformativen Potenzials von Theorie.²

Im Folgenden werde ich von theoretischen ›Schnitten‹ sprechen. Den Begriff des Schnitts entleihe ich Barad, die in ihren Arbeiten vom »Bohr'schen Schnitt« oder »agentiellen Schnitt« spricht (vgl. z.B. Barad, 2007, S. 115, 175; 2010, S. 265; 2014b, S. 177; 2017, S. 20). Dessen Bedeutung hängt mit ihrem Verständnis von Phänomenen und dem oben bereits erörterten Terminus der Intraaktion zusammen. Phänomene werden in Barads agentiell-realistischem Verständnis intraaktiv durch diskursiv-materielle Apparaturen verschiedenster Art (zu denen sie nicht nur Beobachtungsinstrumente, sondern auch Theorien³ zählt) hervorgebracht (vgl. Barad, 2007, S. 334f.). Phänomene gehen den apparativen Arrangements nicht voraus. Den Begriff der Apparatur fasst Barad im Anschluss an Bohrs Philosophie-Physik in einem weiten Sinne und knüpft mit diesem nicht zuletzt an Foucaults Dispositivbegriff an (vgl. ebd., S. 63). Apparaturen sind selbst Teil des Phänomens, das sie aktiv miterzeugen (vgl. ebd., S. 142). Vor diesem Hintergrund definiert die

cies are only distinct in a relational, not an absolute, sense, that is, *agencies are only distinct in relation to their mutual entanglement; they don't exist as individual elements*« (ebd., S. 33).

- 2 Seine Aussagen beziehen sich zwar auf die Bedeutung von Theorie im Kontext des künstlerischen Schaffens; sie sind meines Erachtens jedoch auch darüber hinaus wichtig. Eine detaillierte Elaboration des Verhältnisses von wissenschaftlicher und künstlerischer Praxis steht hier jedoch nicht im Mittelpunkt des Interesses und müsste an anderer Stelle erfolgen.
- 3 Barad (2007) hält fest, dass gemäß Bohrs Verständnis »theorizing must be understood as an embodied practice, rather than a spectator sport of matching linguistic representations to preexisting things« (S. 54). Theoretische Konzepte seien nicht bloße Gedankengebilde, sondern »specific physical arrangements« (ebd.).

Autorin ihren Phänomenbegriff, den sie nicht in einem phänomenologischen (oder auch Kant'schen) Sinne verstanden haben möchte, wie folgt (vgl. ebd., S. 412):

Die primäre ontologische Einheit besteht nicht aus unabhängigen Gegenständen mit vorgegebenen Grenzen und Eigenschaften, sondern vielmehr aus *Phänomenen*. In meiner agentuell-realistischen Darstellung markieren Phänomene nicht bloß die erkenntnistheoretische Unzertrennlichkeit von Beobachter und Beobachtetem oder die Ergebnisse von Messungen; vielmehr *sind Phänomene die ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung* intraagierender »Agentien« (*agencies*). Das bedeutet, daß Phänomene ontologisch primitive Relationen sind – Relationen ohne zuvor existierende Relata. (Barad, 2017, S. 19; vgl. hierzu auch Barad, 2007, S. 333)

In diesem von Barad vertretenen Verständnis eines agentiellen Realismus beziehen sich Phänomene auf ein nichtdualistisches Verhältnis miteinander intraagierender Bestandteile, die zu fortlaufenden (Re-)Konfigurationen von Welt führen. Objekte, Subjekte oder auch theoretische Begriffe haben dabei keine vorgängig bestimmbaren oder fixierten ontologischen Eigenschaften, Grenzen und Bedeutungen (vgl. Barad, 2017, S. 17). Ausgegangen wird nicht von »Dingen-an-sich oder Dingen-hinter-den-Phänomenen« (ebd., S. 21), sondern von »Dingen-in-den-Phänomenen« (ebd.), die intraaktiv miteinander verschränkt sind. Als »*agentiell vollzogene ontologische Abtrennbarkeit innerhalb des Phänomens*« (ebd., S. 81) bezeichnet Barad den Prozess, durch welchen zum Beispiel das Subjekt vom Objekt oder der bzw. die Beobachter_in vom Beobachteten getrennt wird. Nur innerhalb des Phänomens werden Abtrennungen vollzogen und erfolgen Grenzziehungen, und zwar durch spezifische diskursiv-materielle Anordnungen und Praktiken (oder: Apparaturen). Diese ermöglichen erst einen agentiellen Schnitt, durch den Objekt und Subjekt getrennt und durch den deren Eigenschaften und Grenzen bestimmbar werden (vgl. Barad, 2007, S. 337). Diese Trennung besteht aber »im Gegensatz zum bekannteren kartesischen Schnitt, der diese Unterscheidung für gegeben hält« (Barad, 2017, S. 20), nicht *a priori* (vgl. hierzu auch Barad, 2007, S. 333f.).

Durch verschiedene Praktiken der Wissensproduktion, zu denen unter anderem das Theoretisieren, Experimentieren, Messen und Beobachten gezählt werden können (vgl. Barad, 2007, S. 90), werden unterschiedliche agentielle Schnitte vollzogen. Diese Schnitte haben zur Folge, dass ein spezifischer Untersuchungs- oder Forschungsgegenstand überhaupt erst als solcher hervorgebracht wird (vgl. ebd., S. 217). Vor diesen Hintergrund stellt sich die Frage, welche fundamentalen Implikationen epistemologischer wie auch ontologischer Art diese Überlegungen zu diskursiv-materiellen Praktiken der Wissensproduktion im Sinne des Intraagierens als Teil der Welt bergen. Barad (2007) hält diesbezüglich Folgendes fest:

We do not uncover preexisting facts about independently existing things as they exist frozen in time like little statues positioned in the world. Rather, we learn about phenomena – about specific material configurations of the world’s becoming. The point is not simply to put the observer or knower back *in* the world (as if the world were a container and we needed merely to acknowledge our situatedness in it) but to understand and take account of the fact that we too are part of the world’s differential becoming. (Ebd., S. 90f.)

Auf den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen bezogen heißt dies, dass Fernbeziehungen nicht einfach als präexistente soziale Tatsachen ›da‹ sind, die je nach Forschungsfrage mit dieser oder jener methodischen und theoretischen Herangehensweise untersuchbar wären. Vielmehr werden Fernbeziehungen mittels unterschiedlicher Apparaturen theoretischer (z.B. durch die Arbeit an sozialwissenschaftlichen, philosophischen oder psychologischen Begriffen) sowie empirischer Art (z.B. durch narrative Interviews) in einer spezifischen Weise in vielfältigen, aber nicht beliebigen Intraaktionen hervorgebracht. Barad (2007, S. 91) betont, dass der Umstand des Hervorbringens unterschiedlicher diskursiv-materieller (Re-)Konfigurationen der Welt durch Praktiken der Wissensproduktion nicht notwendigerweise ein rein subjektives Wissen zur Folge habe. Objektivität bedeutet ihrem Verständnis nach jedoch auch nicht, dass unverzerrte Repräsentationen aus der Ferne hervorgebracht werden können (vgl. ebd.). Stattdessen geht es um eine inhärente Verantwortlichkeit für die materiellen Folgen unserer (Wissensproduktions-)Praktiken: »objectivity is about being accountable to the specific materializations of which we are a part« (ebd.). Diese Verantwortlichkeit ist keine Frage einer freien Entscheidung oder Wahl. In einem Barad’schen posthumanistischen Verständnis ist Verantwortlichkeit die Folge unseres Verschränktheits (engl. *entanglement*) als Teil der Welt; sie ist eine »incarnate relation that precedes the intentionality of consciousness« (ebd., S. 392). Die Verschränkung ergibt sich aus den agentuellen Schnitten, die wir mitvollziehen. Mit anderen Worten: Die (oben bereits erörterte) agentuelle Abtrennbarkeit innerhalb eines Phänomens (vgl. Barad, 2017, S. 81) »provides the condition for the possibility of objectivity« (Barad, 2007, S. 175; vgl. ebd., S. 346). Diese bedeutsamen Überlegungen zur Frage der Verantwortung/Verantwortlichkeit und Ethik im Zusammenhang mit agentuellen Schnitten lassen sich wie folgt verdeutlichen:

We are responsible for the cuts that we help enact not because we do the choosing (neither do we escape responsibility because ›we‹ are ›chosen‹ by them), but because we are an agential part of the material becoming of the universe. Cuts are agentially enacted not by willful individuals but by the larger material arrangement of which ›we‹ are a ›part‹. The cuts that we participate in enacting matter. Indeed, ethics cannot be about responding to the other as if the other is the radical outside to the self. Ethics is not a geometrical calculation; ›others‹ are never very

far from ›us‹, ›they‹ and ›we‹ are co-constituted and entangled through the very cuts ›we‹ help to enact.^[4] Intra-actions cut ›things‹ together and apart. Cuts are not enacted from the outside, nor are they ever enacted once and for all. (Barad, 2007, S. 178f.)

Der Verantwortung für die Folgen ihrer theoretischen und empirischen Schnitte können sich Wissenschaftler_innen nicht entziehen. Ethik in diesem posthumanistischen, agentiell-realistischen Verständnis ist stets vor dem Hintergrund des Barad'schen Neologismus der Intraaktion und des Begriffs der Verschränkung zu denken. Durch vorläufige, agentielle Schnitte werden keineswegs nur einzelne Bestandteile eines Phänomens auseinandergeschnitten (z.B. indem eine Grenzziehung zwischen einer Forscherin und einer Interviewpartnerin vorgenommen wird); vielmehr fügen Schnitte diese Bestandteile im gleichen Zug auch zusammen, denn es handelt sich um ein »cutting together-apart (one move)« (Barad, 2014b, S. 168).

Groys (2012) hat, wie erwähnt, das transformative Potenzial von Praktiken der Wissensproduktion im Bereich der Kunst hervorgehoben. Durch sie wird die Welt fortwährend (re-)konfiguriert und alle intraaktiv beteiligten (nichtmenschlichen und menschlichen) Agentien werden transformiert. Es können agentielle Schnitte vorgenommen werden, doch der Ausgang der in Gang gesetzten Prozesse ist offen, unbekannt und unbestimmt (vgl. Mazzei, 2013a, S. 737). Die Frage der Verantwortung lässt sich vor diesem Hintergrund mit Avanesians (2015) Überlegungen zu seinem Buch *Überschrift. Ethik des Wissens – Poetik der Existenz* mit der Frage der Wahrheit verbinden, denn

wahres Wissen bildet nicht die Gegenwart ab, sondern zieht uns in eine einstweilen unbekannte Zukunft, vor der wir unser gegenwärtiges Handeln zu rechtfertigen haben (werden). Die Frage ist dann nicht mehr, wie die Welt war, sondern ob sie wahr ist, indem ich die Verantwortung übernehme für das, was ich darin jetzt schreibend bin. (S. 9)

Mit dieser Aussage stellt sich Avanesian (2015) neben Barad in eine Reihe von Theoretiker_innen, denen die Vorstellung der Möglichkeit einer Repräsentation der (einen) ›Wirklichkeit‹ mehr als nur fragwürdig erscheint. Stattdessen wird hier ein starker Wahrheitsbegriff eingeführt, wobei im Konkreten diejenige Wahrheit gemeint ist, »die entsteht, wenn ein Subjekt die Verantwortung für sein Denken, seine Erfahrungen, seine Auseinandersetzungen übernimmt, wenn es von diesen neugeschrieben oder überschrieben wird. Wissen wird so verstanden wahr erst

4 Diese Gedanken führt Barad (2007) an anderer Stelle weiter aus: »What is on the other side of the agential cut is not separate from us – agential separability is not individuation. Ethics is therefore not about right response to a radically exterior/ized other, but about responsibility and accountability for the lively relationalities of becoming of which we are a part« (S. 393).

dort, wo das Gewusste mich und die Welt transformiert [...]« (ebd.). Diesen performativen, poetischen Prozess der Entstehung von Wahrheit knüpft Avanesian (2015) eng an die Praxis des Schreibens bzw. des Überschreibens, wie auch der Titel seines Buches anzeigt. Das schreibende Selbst wie auch die Welt bleiben hierbei nicht gleich(gültig). Selbst und Welt sind nicht *a priori* voneinander unterschieden, sondern in Intraaktion/Verschränkung miteinander verbunden. Als Teil der Welt gilt es, für die von innen heraus vollzogenen agentiellen Schnitte einzustehen. In Barads (2012a) Worten ist Verantwortung »an ethico-onto-epistemological commitment to understand how different cuts matter in the reiterative intra-activity of worlding, that is, of the entanglements of spacetime-matterings« (S. 46f.; vgl. Barad, 2007, S. 384). Eine ethisch-onto-epistemologische Praxis der Wissensproduktion rückt dabei nicht zuletzt »die Frage nach dem Wo des Denkens in den Vordergrund: *Von wo aus spreche ich? Was ist der Ort meines Sprechens?*« (Avanesian, 2015, S. 10).

Diese Fragen stellten sich auch für Derrida, wie Biesta (1998, S. 396) erläutert: Sein Schreiben zeige die Problematik der Vorstellung, überhaupt eine Theorie ›über‹ etwas zu verfassen, auf. Diese Problematik hänge mit der Frage des Standpunktes, von dem aus theoretisiert oder philosophiert werden könne, zusammen:

Derrida wants to challenge the idea – which he sees as central to Western philosophy – that theory and philosophy can occupy a neutral place *outside* of the field that forms their subject. He wants to argue against the idea of an absolute, uncontaminated outside as the site of philosophy and theory. (Ebd.)

Um jedoch nicht selbst wiederum ›in die Falle zu tappen‹ und mit dem eigenen Schreiben einen vermeintlichen Außenstandpunkt einzunehmen, von dem aus die Welt ›objektiv‹ theoretisiert wird, ist eine Praxis des Schreibens als ›Intervention von innen heraus‹ (vgl. ebd.) vonnöten. Barad würde den Begriff der Intervention allerdings mit demjenigen der *Intravention* ersetzen, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass es eine Sphäre des Außen gibt, von der aus in eine Sphäre des Innen interveniert wird (vgl. die Fußnote 1 in diesem Kap. zur Differenzierung der Begriffe Interaktion vs. Intraaktion). Mit Avanesian (2015) gesprochen könnte eine solche Intravention zu einem Umdenken führen, das »sich nur durch einen manipulativen Eingriff in die jeweilige Umgebung her[stellt], durch rekursive Aneignungen von deren Teilen und ihrer Zusammenfügung zu einem neuen Ganzen [...]« (S. 18). Ein solcher Eingriff wäre ebenfalls kein *Ein*-griff von außen her, sondern ein Schnitt von innen, der die Bestandteile eines Phänomens sowohl auseinander- als auch zusammenschneidet (vgl. Barad, 2007, S. 179; 2014b, S. 168).

In diesem Sinne verstehe ich die Ausführungen in den nachfolgenden Kapiteln, die ich mit Barad als (agentielle oder Bohr'sche) ›theoretische Schnitte‹ bezeichne. Den ersten Schnitt (Kap. 6: Theoretischer Schnitt I: Raum) vollziehe ich unter Bezugnahme auf verschiedene Raumtheoretiker_innen. Besondere Berück-

sichtigung erfahren dabei die Ansätze von Henri Lefebvre und Doreen Massey, wodurch dem Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen spezifische raumtheoretische Dimensionierungen zukommen werden. Fernbeziehungen werden durch diesen ersten theoretischen Schnitt nicht nur als räumliche Arrangements hervorgebracht bzw. konstituiert, wobei bestimmte räumliche Begriffe wie etwa ›Nähe‹ und ›Ferne‹ überhaupt erst in den Vordergrund gerückt und bearbeitbar gemacht werden. Die Bezugnahme insbesondere auf diese beiden Theoretiker_innen hat darüber hinaus zur Folge, dass die Apparatur einerseits auf kritisch-materialistische und sozialphilosophische Problemstellungen (durch Lefebvre) und andererseits – als Erweiterung dieser Problemstellungen – auf geografisch-feministische Fragen (durch Massey) eingestellt wird. Die Apparatur wird auf diese Weise justiert und bringt den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen als etwas Bestimmtes in Erscheinung. Dieser Vorgang ist weder beliebig noch vollkommen kontrollierbar, denn zum einen muss im Folgenden begründet werden, weshalb und inwiefern die Arbeiten von Lefebvre und Massey als bedeutsam erachtet werden. Zum anderen ist jedoch auch nicht in jeder erdenklichen Hinsicht absehbar, was dieser spezifische theoretische Schnitt mit dem Forschungsgegenstand ›Fernbeziehung‹ genau machen wird bzw. wie dieser durch den Schnitt entstehen wird. Dasselbe gilt in gleichem Maße für den zweiten theoretischen Schnitt (Kap. 7: Theoretischer Schnitt II: Medialität). Dieser knüpft an den ersten Schnitt zur Thematik des Raums an und erweitert diesen um die Frage der medialen Verfasstheit von Fernbeziehungen. Anhand des Konzeptes hybrider, medialer Kommunikationsräume lassen sich zusätzliche Dimensionierungen generieren, anhand derer (Un-)Möglichkeiten der kommunikativen emotionalen Ausgestaltung des Zwischenraums, der sich zwischen Fernbeziehungspartner_innen auftut, in den Fokus rücken können. Die Arbeit an den Begriffen der Nähe und Ferne wird so fortgeführt und nuanciert, und auch der Frage danach, was Anwesenheit/Abwesenheit im Kontext von Fernbeziehungen bedeuten kann, lässt sich durch diesen theoretischen Schnitt *in extenso* nachgehen.

Die oben stehenden Ausführungen im Fortgang der Untersuchung ernst zu nehmen, bedeutet überdies, die bereits dargestellten ersten empirischen Spuren nicht durch die nun folgenden theoretischen Schnitte zu überdecken bzw. diese einfach theoretisch angereichert erneut zu diskutieren, um abschließende Interpretationen vornehmen zu können. Dies kann und wird nicht das Ziel dieser Arbeit sein. Stattdessen wird ein diffraktives Vorgehen in Anlehnung an Barad vorgeschlagen, das in Kapitel 8 (Methodologie und Methode II: Diffraktion) eingehend erläutert wird. Wie oben bereits angedeutet, hebt Barads agentuell-realistischer Ansatz im Unterschied zum Repräsentationalismus das Verständnis des empirischen Arbeitens und der Theoriebildung als Praktiken der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir existieren, und als Teil dieser Welt hervor (vgl. Barad, 2017, S. 9). Im Anschluss an Dekonstruktion und Diskursanalyse schlägt sie eine Dif-

fraktionsapparatur vor, die den Verschränkungen verschiedener Arten und Weisen von Wissensproduktionen Rechnung trägt. In Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) werden sodann die empirischen Spuren und die theoretischen Ansätze miteinander verschränkt, ohne dass dabei das eine dem anderen aufoktroiert wird. Es sollen Bestandteile des Phänomens neu zusammengefügt werden, um in Avanessians (2015, S. 18) Sinne ein Umdenken zu provozieren, das als Resultat einer von Barad inspirierten ethisch-onto-epistemologischen Praxis der Wissensproduktion verstanden werden kann.

6. Theoretischer Schnitt I: Raum

6.1 Vorbemerkungen

Bei der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand der Fernbeziehungen kommen Fragen des Räumlichen in den Blick, denn geografische Distanz – als eine spezifische Dimension des Raums – stellt geradezu *das* charakteristische Merkmal dieser Form von Paarbeziehung dar. Es gilt in dieser Arbeit daher danach zu fragen, was Nähe und Ferne sowie An- und Abwesenheit bedeuten. Nicht unberücksichtigt bleiben dürfen überdies Fragen nach dem Verhältnis von ›realen‹ und ›virtuellen‹ Räumen, denn Fernbeziehungspartner_innen bewegen sich während ihrer ›Beziehungsführung‹ in beiden. Dabei wird allerdings zu diskutieren sein, inwiefern die Unterscheidung ›real‹ vs. ›virtuell‹ überhaupt fruchtbar ist. Dieses Kapitel befasst sich mit der Konzeption eines spezifischen kritisch-materialistischen (mit Henri Lefebvre) und feministischen (mit Doreen Massey) Raumbegriffs, der im Fortgang der Arbeit als Fundament für die Erörterung dieser Fragen dienen wird.

Insgesamt lässt sich vorausschickend festhalten, dass ich ›Raum‹ als Strukturkategorie für die Organisation und die Gestaltung sozialer Beziehungen ansehe. Mit Löw (2012) handelt es sich dabei soziologisch gesprochen um »die Organisation des Nebeneinanders« (S. 12), wobei Raum zum einen das menschliche Handeln auf der Mikroebene strukturiert. Auf der Makroebene wirkt Raum zum anderen – etwa infolge digitaler Vernetzungstechnologien – prägend auf Formen des Zusammenlebens.

Gemäß Löw (1999, S. 48) galt Raum in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen lange als wenig berücksichtigtes Thema (vgl. auch Schmid, 2005, S. 23; Schroer, 2012a, S. 12). In der Einleitung des Buches *Metamorphosen des Raums. Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie* betonten die Herausgeber_innen Liebau, Miller-Kipp und Wulf im Jahre 1999, dass in Bezug auf die Thematik des Raums (und ebenso hinsichtlich der Thematik der Zeit) auch in der Erziehungswissenschaft noch viel an Arbeit zu leisten sei: »Die Räumlichkeit und die Zeitlichkeit des menschlichen Körpers bedingen, daß Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozesse an Räume und Zeiten gebunden sind. Diese ihre anthropologische Bedingung hat bisher noch keine gebührende Aufmerksamkeit gefunden«

(S. 9; vgl. Ecarius & Löw, 1997, S. 8). Der Diskurs des Konstatierens der Vernachlässigung des Raumthemas hat in der Erziehungswissenschaft (wie auch in anderen sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen) eine lange Geschichte, die sich bis heute fortführt. Exemplarisch lässt sich dies an einigen neueren Beiträgen zeigen, in denen wiederholt darauf hingewiesen wird, dass Fragen des Raums aus erziehungswissenschaftlicher Sicht *immer noch nicht* vollumfänglich diejenige Berücksichtigung erführen, die ihnen verschiedenen Autor_innen zufolge eigentlich zukäme (vgl. bspw. Brinkmann & Westphal, 2015; Burghardt, 2014; Kessl, 2016; Westphal et al., 2013). Eher eine Ausnahme stellen in diesem Kontext Positionen wie diejenige von Bilstein (2018) dar, die die Ansicht vertreten, dass der Thematik des Raums im Feld der Erziehungswissenschaft bereits vor der Wende zum Raum theoretische Aufmerksamkeit zugekommen sei.

Allgemein scheint ein Konsens dahingehend zu bestehen, dass die Fokussierung auf die Raumthematik infolge des *spatial turn*¹ in den Sozial- und Kulturwissenschaften seit Ende der 1980er-Jahre in unterschiedlichen disziplinären Kontexten stark zugenommen habe und die Forschungs- und Theoriebildungslandschaft dadurch nachhaltig geprägt worden sei. So hält beispielsweise Löw (1999, S. 48; 2012, S. 10) fest, dass es eine Reihe von Veröffentlichungen gegeben habe, in denen die Autor_innen »entweder Forderungen nach einer Veränderung des Raumverständnisses [artikulieren] oder [...] durch empirische Ergebnisse zu der Schlußfolgerung [kommen], daß sich Raumbezüge verändert haben« (Löw, 1999, S. 48). Auch für die Erziehungswissenschaft im Spezifischen wird festgestellt, dass der Thematik seit einigen Jahrzehnten vermehrt theoretisch wie auch empirisch Aufmerksamkeit zuteilwerde (vgl. z.B. Jelich & Kemnitz, 2003; Reutlinger, 2009). Gemäß Schrammel (2008) sind pädagogische Untersuchungen zum Raumbegriff jedoch nach wie vor oft zu wenig präzise bzw. die Definition des angelegten Raumbegriffs analytisch unscharf. Man sei in diesem Zusammenhang nicht selten »mit knappen Aufsätzen und kurzen Abhandlungen konfrontiert, wobei häufig offen bleibt, wie Raum konstituiert wird bzw. wie der Zusammenhang von Raum und Pädagogik gedacht wird« (S. 92). Die Autorin führt diesen Umstand unter anderem darauf zurück, dass eine pädagogische Raumtheorie bis anhin fehle und dass aufgrund dessen mit Raumbegriffen operiert werde, die anderen Fachrichtungen (etwa der Geografie oder der Physik) entstammen. Dies erachtet Schrammel (2008, S. 93) allerdings als problematisch. Auch Löw (2012, S. 12) betont, dass nicht einfach auf bereits existierende Raumbegriffe zurückgegriffen werden könne. Stattdessen müssen diese Begriffe systematisch weiterentwickelt werden, um gesellschaftlichen Transformationsprozessen gerecht werden zu können. Vor diesem Hintergrund erarbeitete Löw (2012) in ihrem Buch *Raumsoziologie* einen »prozessualen

1 Zur Übersicht vgl. z.B. Arias (2010); Döring & Thielmann (2008); Günzel (2008); Schroer (2012b); kritisch: Lippuner & Lossau (2004).

Raubebgriff, der das *Wie* der Entstehung von Räumen erfasst« (S. 15). Dieses Buch prägt die erziehungswissenschaftliche Debatte zu Raum und Räumlichkeit in hohem Maße bis in die Gegenwart (vgl. Kessl, 2016, S. 10). Belina und Michel (2008) merken darüber hinausgehend an, dass in der vermehrten Auseinandersetzung mit der Raumthematik in den deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaften seit dem *spatial turn* im Vergleich zum franko- und anglophonen Bereich allerdings insgesamt »das weitgehende Fehlen der breiten Tradition kritisch-materialistischer Raumforschung²« (S. 7) zu konstatieren sei. Dies erachten die Autoren als in zukünftigen Arbeiten zu berücksichtigende Theorie- und Forschungslücke (vgl. ebd.).

In einem bereits 1992 erschienenen Artikel hielt Massey fest, dass Raum hoch im Kurs stehe, und zwar nicht nur in ihrer eigenen Disziplin, der Geografie, sondern auch in breiteren sozialen sowie politischen Kontexten (vgl. Massey, 1992, S. 65).³ Was mit den Begriffen *space* und *spatial* (»Raum« und »räumlich«) in spezifischen Kontexten jeweils genau bezeichnet werde, bleibe allerdings nicht selten unklar, denn »everyone assumes we already know what these terms mean« (ebd., S. 66). Die Autorin problematisiert diese unklare Begriffsverwendung und weist darauf hin, dass die Begriffe zu leeren Worthülsen verkämen, wenn ihre Verwendung nicht ebenfalls impliziere, dass in einer Art und Weise über räumliche Verhältnisse nachgedacht werde, die nicht zuletzt auch die Folgen dieser Verhältnisse mitberücksichtige: »[...] we often do *not* think about space – we use the word, in popular discourse or in academic, without being fully conscious of what we mean by it« (Massey, 1999c, S. 4; vgl. auch Crang & Thrift, 2000, S. 1; Lefebvre, 1991, S. 3).

Nach Massey (2006) ist es zudem nicht nur wichtig, dass überhaupt über Raum nachgedacht wird; vielmehr spielt die Art und Weise, *wie* dies geschieht, eine Rolle. In Bezug auf die weiter oben dargelegte Debatte der Vernachlässigung der Raumthematik in der Erziehungswissenschaft lässt sich festhalten, dass das Problem

-
- 2 Belina und Michel (2008) fassen darunter Arbeiten, »in denen im Rahmen kritischer Theorie von den bei der Analyse *konkreter* gesellschaftlicher Praxen und Prozesse nachgewiesenen Raumrelevanzen auf allgemeingültigere Zusammenhänge abstrahiert wird« (S. 8). Eine kritisch-materialistische Raumtheorie »ist also nichts anderes als diejenige Unterabteilung kritisch-materialistischer Gesellschaftstheorie, die nach Regel- und Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlich relevanten Strukturen des sozial produzierten Raums sucht« (ebd.). Dies schlieÙe nicht zuletzt die Untersuchung »hegemonialer Begrifflichkeiten und Vorstellungen von Raum« (ebd.) mit ein (vgl. Massey, 2001a), worauf auch nachfolgend weiter einzugehen sein wird.
 - 3 Gleichzeitig ihr Unbehagen wie auch ihre Freude in Bezug auf diese Entwicklung zum Ausdruck bringend fügt Massey (1992) Folgendes an: »In some ways, all this can only be a delight to someone who has long worked as a »geographer«. Suddenly the concerns, the concepts (or, at least, the terms) which have long been at the heart of our discussion are at the centre also of wider social and political debate. And yet, in the midst of this gratification I have found myself uneasy about the way in which, by some, these terms are used« (S. 66).

möglicherweise weniger darin besteht, dass Raum und Räumlichkeit *zu selten* thematisiert werden, sondern eher darin, *wie* diese Thematisierung vonstattengeht. Denn die konkrete Konzeptualisierung von Raum sei von fundamentaler Bedeutung: »It *matters*« (ebd., S. 89; vgl. hierzu Kap. 6.4: Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey). Massey (1992, S. 67) versteht Raum als spezifische ›Dimension‹ des Erlebens und Vorstellens von Welt. Verschiedene »geographical imaginations« (Massey, 2001a, S. 10) fungieren dabei nicht nur als eine Art Spiegel unseres räumlichen Zur-Welt-Seins. ›Geografische Vorstellungen‹ sind gleichsam konstitutiv für die Art und Weise, wie die Welt erfahren und konzeptualisiert wird: »[...] *in some sense* they ›produce‹ the world in which we live and within which they are themselves constructed« (ebd.). Ein möglicher Weg zur Analyse des räumlichen Zur-Welt-Seins besteht darin, hegemoniale ›geografische Imaginationen‹ aufzuspüren und in diesem Zusammenhang beispielsweise danach zu fragen, welche Wirkungen bestimmte Raumvorstellungen auf räumliches Erleben haben. Als ein Element einer hegemonialen Imagination nennt Massey (2001a) das Phantasma des globalen Raums als eines offenen Raums: »Boundaries are falling everywhere; we live in a borderless world; and so forth. It is a powerful rhetoric, and social science had played a not inconsiderable part in constructing it« (S. 14). Solche Phantasmen gilt es ihr zufolge zu entlarven und zu dekonstruieren. Gleichzeitig müssten alternative Raumkonzepte generiert werden, die ein Anders-zur-Welt-Sein ermöglichen können: »changing discourses is part of changing ›the world‹, of producing another purchase on it, of articulating a different angle of engagement« (ebd., S. 10). Dies ist eines der wesentlichen Ziele der vorliegenden Arbeit.

Im Rahmen dieser Vorbemerkungen sollen zunächst grundlegende Überlegungen zum Raumbegriff angestellt werden, um Ausgangspunkte für die nachfolgenden theoretischen Schnitte im Anschluss an die Arbeiten Lefebvres und Masseys zu generieren und Fragen aufzuwerfen, die es im Verlauf der vorliegenden Studie eingehend zu bearbeiten gilt. Im Folgenden geht es 1) um eine erste Bestimmung des Raumbegriffs, wie er dieser Untersuchung zugrunde liegt. Des Weiteren werden 2) die Begriffe ›Raum‹ (*space*) und ›Ort‹ (*place*) eingeführt, wobei deutlich werden soll, dass sich ›Raum‹ und ›Ort‹ nicht einfach als einander gegenübergestellte Begriffe denken lassen, die je Unterschiedliches bezeichnen. Die Vorstellung, dass Räume abstrakt, Orte hingegen konkret und real seien, wird dabei verworfen (vgl. Massey, 2004, S. 7f.; 2005, S. 5f.). In ähnlicher Weise wird in einem nächsten Schritt 3) die häufig vorgenommene Dichotomisierung von Raum und Zeit problematisiert. Der Vorschlag wird unter anderem mit Massey (1992, 1999a, 2001c) lauten, Raum und Zeit zusammenzudenken. Dies hat sie in ihrem Konzept der ›RaumZeit‹ verwirklicht. Dieses geht 4) mit der Konzeptualisierung eines relationalen Raumbegriffs einher, dem zufolge – anders als dies bei einem absoluten, formalistischen Raumbegriff der Fall ist – Raum nicht als »Ding an sich« (Löw, 1999, S. 53) verstan-

den wird, sondern mit dem die Relationen in den Fokus kommen können, durch die (soziale) Räume hervorgebracht werden.

6.1.1 Erste Bestimmung des Raumbegriffs

Eingangs des ersten Kapitels schreibt Walter Gölz (1970) in seinem Buch *Dasein und Raum*, dass »[w]er es unternimmt, den Raum zum Gegenstand einer philosophischen Reflexion zu machen, [...] anzugeben [hat], von welchem Raum er eigentlich spricht, und zu erläutern, in welcher Hinsicht er diesen Raum thematisieren will« (S. 1). Ich untersuche Raum in der vorliegenden Arbeit am Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen, wobei ›Raum‹ nicht einfach einen metaphorischen, sondern einen materiellen Gehalt hat. Allgemein formuliert geht es mir um Räume, die Lebenswirklichkeiten prägen, und um Lebenswirklichkeiten, die wiederum Räume prägen. Es wird im Folgenden zum einen um diejenigen Räume gehen, die Fernbeziehungspaare herstellen, um sich über geografische Distanzen hinweg (emotional) nahe zu sein. Damit ist dieser Arbeit bereits ein relationaler Raumbegriff zugrunde gelegt, durch den »Räumlichkeit über die Beziehungen oder R.[elation]en (von lat. *relatio*, für ›das Zurücktragen‹) zwischen Dingen« (Alpsancar, 2012, S. 340) und Menschen bestimmt wird. Das Verständnis eines relationalen Raums geht auf Gottfried W. Leibniz zurück, der Raum »als Inbegriff wirklicher und möglicher Lagebeziehungen der Vielheit der Dinge definiert« hat (ebd.; vgl. Alpsancar, 2011, S. 155; Löw, 1999, S. 53f.; Quadflieg, 2009, S. 279f.). Gemäß dieser Begriffsbestimmung »existiert der Raum nicht unabhängig von den Dingen und die Dinge sind ihrerseits in ihrer Existenz wesentlich räumlich« (Alpsancar, 2012, S. 340). In Kapitel 7 (Theoretischer Schnitt II: Medialität) wird unter anderem zu erörtern sein, inwiefern Räume in diesem relationalen Sinne auch ›virtuell‹ (was nicht von vornherein gleichbedeutend ist mit ›weniger real‹) sein können.

Zum anderen wird sich diese Untersuchung medialer Beziehungsräume, die von Fernbeziehungspaaren produziert werden, damit befassen, wie und in welchen Kontexten über Fernbeziehungen gesprochen wird, das heißt, in welchen Räumen sich die (diskursive) Produktion dieser Form von Beziehung vollzieht. Auch dabei handelt es sich nicht um metaphorische, sondern um konkrete Räume, da diese materielle Wirkungen zeitigen (vgl. Jäger & Zimmermann, 2010, S. 13f.). Diese Wirkungen lassen sich an normalisierenden Diskursen in psychologischen Beiträgen zur Fernbeziehungsthematik deutlich aufzeigen (vgl. Kap. 2: Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen).

6.1.2 Raum und Ort

Zahlreiche raumtheoretische Ansätze unterschiedlichster disziplinärer Herkunft eint des Öfteren, »dass sie mit impliziten oder expliziten Wertungen des R.[au-

me]s (engl. *space*) arbeiten, indem sie diesen in Opposition zu etwas anderem thematisieren, zumeist dem Ort (engl. *place*)« (Günzel, 2012, S. 326). Mit dem Begriff des Ortes wird Massey (2004, S. 7) zufolge häufig eine Reihe von Adjektiven assoziiert, die in der Regel als dessen Charakteristika wahrgenommen werden: So werden Orte unter anderem als ›real‹, ›alltäglich‹ und ›konkret‹ bezeichnet. Diese Adjektive implizieren eine (vermeintliche) Atmosphäre des Authentischen. Der Ort wird des Weiteren als ein wichtiges Terrain gesehen, auf welchem Identität entstehen und sich entwickeln kann (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang wird oft auf die Verbindung zwischen *place* und *home* verwiesen (vgl. Massey, 2001b, S. 10; vgl. hierzu auch Kap. 9: Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern). Diese Assoziation von Ort und Zuhause als einem »secure retreat« (Massey, 2005, S. 6) wird als absolutes Gegenteil von Raum verstanden, der als abstrakt angesehen wird (vgl. Massey, 2004, S. 7).

Einem relationalen Verständnis des Räumlichen folgend lassen sich solche dichotomen Vorstellungen allerdings nicht länger aufrechterhalten, worauf Massey in ihren humangeografischen Arbeiten wiederholt hinweist. Eine Dichotomie von Raum und Ort im oben genannten Sinne erscheint ihr als problematisch (vgl. Massey, 2004, S. 8). Orte sind nach Massey (2001b, S. 155) in sich konflikthaft und nicht fixes Terrain, das der Verwurzelung von Identitäten dient, die ihrerseits stets von inneren Konflikten geprägt sind und nicht permanent feststehen. Da sie stets sowohl durch innere Konflikte und Brüche als auch durch »positive interrelations with elsewhere« (ebd., S. 169) konstituiert sind, sind Orte auch nicht (ab)geschlossen. Mit anderen Worten: Es gibt immer Verbindungen bzw. Relationen zu einem ›Außen‹, das heißt zu anderen Orten und anderen Geschichten.

Masseys Argumente gegen ein dichotomes Denken von Raum und Ort bedeuten nicht, dass Orte nicht konkret oder real seien, sondern vielmehr, dass alle diese Attribute auf Räume ebenfalls zutreffen (vgl. Massey, 2004, S. 7). Was sie bestreitet, ist im Wesentlichen die Annahme, dass Räume abstrakt und »somehow ›up there‹ or disembodied« (ebd., S. 8) seien und dass Orte als fix und abgegrenzt von anderen Orten aufgefasst werden könnten. Räume und Orte sind insofern miteinander verschränkt, als in beiden ›Macht-Geometrien‹ (Massey, 2005, S. 130) wirken. Daraus ergibt sich folgendes Verständnis von ›places‹ als »spatio-temporal events« (ebd.): Massey charakterisiert sie »as open (›a global sense of place‹), as woven together out of ongoing stories, as a moment within power-geometries, as a particular constellation within the wider topographies of space, and as in process [...]« (ebd., S. 131; vgl. hierzu auch Grossberg, 2007, S. 128ff.). Orte sind demzufolge nicht einfach präzise zu lokalisierende Punkte auf einer Karte, sondern raumzeitliche Konglomerate im Sinne von kontingenten Kreuzungspunkten, die sich aus vielfältigen Relationen ergeben. Insofern sind Orte zugleich beweglich und in Bewegung. ›The event of place‹ bezieht sich dabei auf »the coming together of the previously unrelated, a constellation of processes rather than a thing« (Massey, 2005, S. 141). Mas-

sey (2005) weist darauf hin, dass diese Rekonzeptualisierung des Ortsbegriffs eine Reihe politischer Fragen mit sich führe:

There can be no assumption of pre-given coherence, or of community and collective identity. Rather the throwntogetherness of place demands negotiation. In sharp contrast to the view of place as settled and pre-given, with a coherence only to be disturbed by ›external‹ forces, places as presented here in a sense necessitate invention; they pose a challenge. They implicate us, perforce, in the lives of human others, and in our relations with nonhumans they ask how we shall respond to our temporary meeting-up with these particular rocks and stones and trees. They require that, in one way or another, we confront the challenge of the negotiation of multiplicity. (S. 141)

Dieses prozessuale und relationale Verständnis von Ort als offen und kontingent birgt die Herausforderung und zugleich die Aufforderung, das ›Zusammengeworfensein‹ zu verhandeln, Verbindungen zu einem ›Außen‹ anzuerkennen und sich mit Vielheit auseinanderzusetzen. So kann es in der Möglichkeitssphäre des Raumes geschehen, dass Menschen sich auf einmal einem ›unerwarteten Nachbarn‹ – ob menschlich oder nichtmenschlich – gegenübersehen. Es ist nach Massey (2005) eine politische Frage, wie dieses Zusammentreffen organisiert wird und wie mit der ›unausweichlichen Kontingenz‹ des Gesellschaftlichen umgegangen wird (vgl. ebd., S. 151). Beispielsweise kann die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Vielheit zu einer Abwehr oder einer Verleugnung führen oder im Gegenteil in einer ›Toleranz für Ambiguität‹ (vgl. Anzaldúa, 2012, S. 101) münden.

Die im Vorhergehenden vorgenommene Verhältnisbestimmung von Raum und Ort lässt sich mit Massey (2005) wie folgt zusammenfassen: »One cannot seriously posit space as the outside of place as lived, or simply equate ›the everyday‹ with the local. If we really think space relationally, then it is the sum of all our connections, and in that sense utterly grounded [...]« (S. 185). Eine Dichotomisierung von Raum und Ort verliert damit jegliches Fundament und es wird deutlich, dass Raum und Ort in diesem relationalen Verständnis viel mehr gemeinsam haben, als dies im Allgemeinen angenommen wird.

6.1.3 Raum und Zeit

Eine weitverbreitete ›geographical imagination‹ (Massey, 2001a, S. 10) besteht nicht nur darin, Raum und Ort gegenüberstellend zu betrachten. Möglicherweise noch häufiger (wenn zuweilen auch implizit) werden außerdem Raum und Zeit als Gegensätze gedacht. Raum scheint *da* zu sein, sich unmittelbar um Menschen und Dinge herum auszubreiten, wohingegen Zeit stets flüchtig erscheint: »Unlike time, it seems, you can see space spread out around you. Time is either past or to come or so minutely instantaneously *now* that it is impossible to grasp. Space, on the other

hand, is *there*« (Massey, 2005, S. 117). Diese dichotome Vorstellung hängt mit den unterschiedlichen Begriffen zusammen, die mit Zeit bzw. Raum assoziiert werden: »Während die Zeit für das Mobile, Dynamische und Progressive, für Veränderung, Wandel und Geschichte steht, steht der Raum für Immobilität, Stagnation und das Reaktionäre, für Stillstand, Starre und Festigkeit« (Schroer, 2012a, S. 21). Löw (1999) hält diesbezüglich fest, dass die »bewegte Zeit [...] als Thema der Zukunft« (S. 50) erachtet werde und es anscheinend ein attraktiver Gedanke sei, sich auszumalen, »daß die Menschen nur noch Wesen in der Zeit sind« (ebd.).

Diese Überhöhung der Zeit gegenüber dem Raum – oder umgekehrt: die Abwertung des Raums gegenüber der Zeit – wurde jedoch von verschiedenster Seite infrage gestellt. In einem Interview mit dem Titel *Questions on Geography* kritisierte etwa Foucault (1980), dass der Raumbegriff im Gegensatz zum Zeitbegriff in den Geistes- und Sozialwissenschaften lange Zeit vernachlässigt und als weniger wichtig verhandelt worden sei: »Space was treated as the dead, the fixed, the undialectical, the immobile. Time, on the contrary, was richness, fecundity, life, dialectic« (S. 70; vgl. Löw, 1999, S. 53; Massey, 1993, S. 118). In *For Space* spricht Massey (2005, S. 21) von der »langen Geschichte der Diskreditierung des Raums«. Das Problem liegt ihres Erachtens jedoch nicht in erster Linie darin, dass Zeit prioritär behandelt wird, sondern vielmehr darin, *wie* Raum überhaupt konzeptualisiert wird. Wie weiter oben bereits erläutert wurde, problematisiert Massey in diesem Zusammenhang beispielsweise die Entgegensetzung von Raum und Zeit und eine der zentralen Folgen dieser Entgegensetzung, die darin besteht, dass dem Raum jegliche Dynamisierung abgesprochen wird (vgl. ebd.). Mit diesen raumtheoretischen Einsätzen setze ich mich im weiteren Verlauf dieses ersten theoretischen Schnitts noch detailliert auseinander.

Das im Folgenden auszuarbeitende relational-prozessuale Verständnis des Raumbegriffs besagt im Wesentlichen, dass Raum und Zeit (wie auch Raum und Ort) nicht als einander ausschließende, widersprüchliche oder voneinander unabhängige Begriffe aufgefasst werden können, sondern dass sie zusammengedacht werden müssen. Diese Überlegungen schlagen sich im Konzept der RaumZeit (vgl. Massey, 1992, 1999a, 2001c) nieder, das nicht zuletzt ein feministisches Anliegen transportiert. Dieses Anliegen bringen Klaus, Hipfl und Scheer (2004) in der Einleitung zu ihrem Buch *Identitätsräume* wie folgt auf den Punkt: »Wir wollen der Antithese von Zeit und Raum nicht zustimmen, liegt ihr doch auch ein Gendering zugrunde, demzufolge Männlichkeit der Energie, der Kraft und der Zeit, Weiblichkeit der Harmonie, der Form und dem Raum zugeordnet wird« (S. 9). Massey (2001b) hält in diesem Zusammenhang in *Space, Place, and Gender* fest, dass das Einnehmen einer feministischen Forschungsperspektive nicht nur bedeute, *über* Gender und Geschlechterverhältnisse nachzudenken. Vielmehr beinhalte eine solche Perspektive ebenso die Problematisierung der »gendered nature of our modes of theorizing and the concepts with which we work« (ebd., S. 12). Es geht Massey

jedoch nicht darum, der ›männlichen‹ Sicht auf Raum schlicht eine ›weibliche‹ Sicht gegenüberzustellen, sondern darum, Konzeptionen von Raum, die zugleich ein Gendering reproduzieren und ihrerseits auf Geschlechterverhältnisse zurückwirken, zu problematisieren (vgl. ebd., S. 13). Deshalb fokussiert sich Massey (2001b) im oben genannten Buch darauf, die Verbindungen und Verwicklungen zwischen Raum und Ort mit (der Konstruktion von) Geschlecht(erverhältnissen) herauszuarbeiten und diese zu verdeutlichen, wobei »challenging certain of the ways in which space and place are currently conceptualized implies also, indeed necessitates, challenging the currently dominant form of gender definitions and gender relations« (ebd., S. 2).

6.1.4 Absolutes versus relationales Raumkonzept

An den Vorschlag des Konzepts der RaumZeit ist die Kritik geknüpft, Raum absolut, als ›Ding an sich‹, gleichsam als Behälter für Dinge und Lebewesen, zu denken. Diese traditionelle Vorstellung des Behälterraums, der als »Hülle für die darin befindlichen Körper« (Schroer, 2012a, S. 44) fungiert, reicht bis in die Antike zurück und setzt sich im Zuge der Newton'schen Physik teilweise bis in die Gegenwart fort (vgl. Kessler, 2016, S. 9; Löw, 2012, S. 24ff.; Peskoller, 2014, S. 396). Spätestens seit Albert Einsteins Spezieller Relativitätstheorie muss das Konzept des absoluten Raums jedoch als überholt betrachtet werden: »Für die Theorie des Raums bedeutet die Relativitätstheorie, daß der metaphysischen Konstruktion des absoluten Raums gänzlich die wissenschaftliche Basis entzogen wird« (Löw, 2012, S. 33; vgl. Alpsancar, 2011, S. 156; Rölli, 2011, S. 15). Einstein separierte Raum und Zeit nicht länger voneinander, »so als handle es sich um zwei voneinander getrennte Größen« (Schroer, 2012a, S. 43). Stattdessen ging er von einem Raum-Zeit-Kontinuum aus (vgl. Günzel, 2015, S. 39ff.). Die für eine Raumsoziologie – an die erziehungswissenschaftlichen Arbeiten zur Thematik des Raums häufig anschließen – wesentlichsten Aspekte der Einsteinschen Theorie beschreibt Löw (2012) anschaulich mit den folgenden Worten:

Die Lageverhältnisse, die den Raum bilden, werden von Einstein als in stetiger Bewegung befindlich analysiert. Der Raum ist die Beziehungsstruktur zwischen Körpern, welche ständig in *Bewegung* sind. Das heißt, Raum konstituiert sich auch in der *Zeit*. Raum ist demnach nicht länger der starre Behälter, der unabhängig von den materiellen Verhältnissen existiert, sondern *Raum und Körperwelt sind verwoben*. Der Raum, das heißt die *Anordnung der Körper*, ist abhängig vom *Bezugssystem der Beobachter*. (S. 34)⁴

4 Mit Rölli (2011) lässt sich Folgendes ergänzen: »In der modernen Physik und Mathematik und parallel dazu in der Philosophie entstehen neue Raumkonzeptionen, die das traditionelle Modell als eines zurückweisen, das quasi ›metaphysischen‹ Vorannahmen verpflichtet ist.

Neben beispielsweise der Physik seien gemäß Schroer (2012a) auch die Sozialwissenschaften schon »längst in der Lage, die Vorstellung des Behälter-Raumes als Illusion zu entlarven« (S. 39). Anstelle des absoluten, formalistischen Raumkonzepts schlagen beispielsweise Schroer (2012a), Massey (1999c) oder auch Löw (2012) ein prozessuales, relationales Raumkonzept vor, mit dem die Bedeutung der sozialen Konstruiertheit von Räumen hervorgehoben wird. Raum wird dabei nicht als immer schon Gegebenes, sondern als in sozialen Handlungen Hergestelltes gedacht (vgl. Ahrens, 2003, S. 182; Belina & Michel, 2008, S. 17ff.; Crang & Thrift, 2000, S. 2f.; Günzel, 2015, S. 41; Schroer, 2012a, S. 44). Da Raum immerzu produziert wird, das heißt, sich in einem fortdauernden Prozess des Produziert-Werdens befindet, ist er nie fertig und unterliegt somit stetigen Veränderungen (vgl. Massey, 1999c, S. 2). Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lässt sich festhalten, dass Raum immer ein Moment des Unerwartbaren und Unvorhersehbaren birgt (vgl. ebd., S. 8). Dieses Merkmal lässt sich mit dem Begriff der ›Möglichkeitssphäre des Raums‹ auf den Punkt bringen (vgl. ebd., S. 2f.).

Die oben stehenden Ausführungen haben verdeutlicht, dass Raum kein absolutes »Ding an sich« (Löw, 1999, S. 53) darstellt bzw. nicht als eine Art Container gedacht werden kann, den man beliebig mit Lebewesen oder Gegenständen füllen könnte. Deinet (2004) konstatiert mit Bezug auf Löw (2012) jedoch, dass zahlreiche empirische wie auch theoretische Arbeiten dessen ungeachtet

bis heute von einer Trennung von Subjekt und Raum ausgehen und den Raum als etwas Äußeres betrachten, den das Individuum sozusagen betritt, um ihn zu nutzen, zu gestalten etc. Solche Vorstellungen gehen davon aus, dass Subjekte ohne Raum existieren und dass dieser mehr oder weniger eine physikalische Gegebenheit darstellt. (Deinet, 2004, S. 180)

Diese Vorstellung entspricht nicht einem prozessual-relationalen Raumverständnis, weshalb Deinet (2004, S. 183) in seinen Arbeiten den Begriff der Aneignung verwendet, um damit die aktive Beschäftigung mit räumlichen Umwelten im Sinne des ›Spacing‹, das heißt des Schaffens von Räumen, in den Fokus zu rücken.⁵

Newtons Annahme der beobachterirrelevanten Invarianz von Raum, Zeit und Bewegung etwa ermöglicht es, das Physische und das Mathematische zu verbinden und in die natürliche Realität ein nicht empirisch ableitbares rationales Element zu integrieren. Dagegen liegt in der speziellen Relativitätstheorie Einsteins die experimentelle Problematisierung physikalischer Zeiten und Räume zugrunde, die nicht länger als Eigenschaften von objektiven Gegebenheiten an sich, sondern als *Relationen* von beobachtbaren Ereignissen aufzufassen sind« (S. 15). Zum Verhältnis von klassischer Newton'scher Physik, Einsteins Relativitätstheorie und Quantenphysik vgl. bspw. Barad (2007, S. 437f.).

5 Den Begriff ›Spacing‹ definiert Löw (1999) wie folgt: »›Spacing‹ bezeichnet einen Prozeß und verweist, indem die Aktivität des Raumschaffens betont und Raum nicht einfach vorausgesetzt wird, auf die Wechselwirkung zwischen Platzierenden und Platzierungen« (S. 57).

Diese erschaffenen Räume sind »das Ergebnis konkreter Lebensbezüge, die an Verhältnisse und das Verhalten im Raum gekoppelt sind« (Peskoller, 2014, S. 398). Löw (1999, S. 53ff.) rekurriert in ihren Ausführungen zur Skepsis am Behälterraumkonzept unter anderem auf Foucault⁶ (1980, 1991), der sich entschieden von dieser Auffassung lossagte. Foucaults Raumvorstellung gleicht Löw (1999) zufolge einem »Netzwerk mit Spiegeln« (S. 56), in dem sich »Relationen zwischen Menschen oder zu Dingen und Handlungen« (ebd.) entfalten. Räume entstehen hierbei durch spezifische Machtkonfigurationen und sind »demzufolge immer sozial und materiell bestimmt« (ebd., S. 55). Wie zuvor bereits festgehalten, ist den auf diese Weise verstandenen Räumen eine Dynamik inhärent, denn die Relationen in diesem Netzwerk verändern sich unentwegt. Es ist ein »Netzwerk in permanenter Bewegung« (ebd., S. 57). Die Produzent_innen des Raums sind zwar aktiv, aber zugleich insofern nicht völlig autonom und frei in ihren Raumproduktionen, als sie zugleich immer auch Platzierte sind und sich die Platzierungen und Relationierungen aufgrund von Prozessen ergeben, die sich nicht vollends steuern lassen. Im »Spacing« sind somit immer auch Machtprozesse wirksam.

Auf die hier nur kurz skizzierten Überlegungen hinsichtlich der Konzeptualisierung und der Theoretisierung des Raumbegriffs wird in den nachstehenden Kapiteln insbesondere im Anschluss an die Arbeiten von Lefebvre und Massey ausführlich einzugehen sein. Auf der Grundlage eines relational-prozessualen Raumverständnisses, wie es in diesem Kapitel umrissen wurde, sind im Fortgang der Untersuchung etwa die folgenden Fragen zu diskutieren: Wie konstituieren sich spezifische Räume im Kontext von Fernbeziehungen bzw. wie werden diese Räume produziert? Welche Bedeutungen erlangen die Deiktika ›hier‹ und ›dort‹ während längerer Phasen des räumlichen Getrenntseins? Was kennzeichnet mediale (Beziehungs-)Räume?

Im Folgenden wird zunächst Henri Lefebvres Ansatz einer kritisch-materialistischen sozialphilosophischen Raumtheorie erörtert. Damit wird die Frage nach der (sozialen) Produziertheit (sozialer) Räume in den Mittelpunkt der Überlegungen gerückt. Das darauf folgende Kapitel befasst sich mit Doreen Maseys feministischer Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs, wobei es im Kern um die weiter oben bereits angesprochene Forderung nach alternativen Raumvorstellungen geht.

6 »Foucault hat die Mechanismen der Vergesellschaftung des Körpers in spezifischen sozialen Räumen wie Kliniken, Irrenanstalten, Kasernen, Schulen usw. beschrieben. Die Funktionen dieser Institutionen bestimmen ihre Räume. Sie präfigurieren die Interaktionen und normieren sie nach den ihnen inhärenten gesellschaftlichen Aufgaben und Machtverhältnissen« (Wulf, 1999, S. 16; vgl. Belina & Michel, 2008; Philo, 1992).

6.2 Zur kritisch-materialistischen Raumtheorie im Anschluss an Henri Lefebvre

Henri Lefebvres Buch *The Production of Space* (1991) (frz. Orig. *La Production de l'Espace*, 1974) ist für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung. Einen Zugang zu Lefebvres Theorie zu finden, stellt sich allerdings als komplexes Unterfangen dar. Denn das Buch ist nicht nur »systematisch unsystematisch« (Belina & Michel, 2008, S. 17) gegliedert, sondern auch in ebendieser Weise verfasst, was zu einiger Verwirrung insbesondere in Bezug auf manche assoziativen Verbindungen, die der Autor herstellt, führen kann (vgl. ebd.).⁷ Eine anders ausgerichtete Einschätzung findet sich hingegen bei Schmid (2005): Lefebvres Texte »bieten das sinnliche Erlebnis einer inspirierenden und vergnüglichen Lektüre mit reichen Unter- und Obertönen, die oft etwas ganz anderes erzählen als die logische Analyse zu erkennen vermeint« (S. 16). Diese »Unter- und Obertöne« gilt es jedoch konkret herauszuarbeiten, wobei selbst Schmid (2005, S. 11) einräumt, dass *The Production of Space* eines der verworrensten und am schwierigsten zugänglichen Bücher Lefebvres sei. Eine weitere Problematik liegt weniger in Lefebvres Schreib- und Denkstil selbst begründet als vielmehr in der häufig eher oberflächlichen deutschsprachigen Rezeption der Lefebvreschen Theorie.⁸ Dies kann möglicherweise ebenfalls auf die zu Widerständen führenden Texte dieses Autors zurückgeführt werden oder aber es liegt daran, dass *The Production of Space* bis heute nicht vollständig ins Deutsche übersetzt wurde.⁹ Eine

-
- 7 Auf die diversen Schwierigkeiten dieses spezifischen Buches von Lefebvre etwa in Bezug auf den Aufbau des Textes oder den Schreibstil haben unter anderem Brenner und Elden (2001, S. 767) und Merrifield (1995, S. 295) hingewiesen.
- 8 Die oberflächliche Rezeption lässt sich beispielsweise daran zeigen, dass sich zahlreiche Autor_innen auf eine meist relativ kurze Darstellung von Lefebvres Raum-Triade – *espace perçu*, *espace conçu* und *espace vécu* – beschränken und andere Aspekte des Werkes außer Acht lassen (vgl. Löw, 2005, S. 242). Als Beispiele aus der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft lassen sich etwa die Beiträge von Ecarius und Oliveras (2014) sowie Wulf (1999) nennen. Im für die vorliegende Studie thematisch relevanten Tagungsband des 25. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft mit dem Titel *Räume für Bildung – Räume der Bildung*, der von Glaser, Koller, Thole und Krumme (2018) herausgegeben wurde, finden sich in lediglich drei von insgesamt knapp 50 Beiträgen knappe Verweise auf Lefebvres (1991) *The Production of Space*. Schmidts (2005) Einschätzung der Rezeption Lefebvres ist ebenfalls ernüchternd: »Diese Theorie hat in der wissenschaftlichen Welt [...] bislang nicht die Aufnahme gefunden, die ihrem Potential angemessen wäre: Diejenigen Aufsätze, die auf Lefebvres Theorie rekurrierten, behandelten sie bislang eher als Steinbruch von Ideen und Konzepten denn als epistemologische Fundierung und versuchten nicht, das Werk aus seiner inneren Bewegung heraus zu begreifen« (S. 17).
- 9 Ein Teil des Einstiegskapitels liegt in der deutschen Übersetzung von Jörg Dünne vor und ist im Band *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (Dünne & Günzel, 2015) erschienen. Gemäss den derzeit vorliegenden Informationen wird die deutsche Erstausgabe im Dezember 2020 bei Spector Books OHG erscheinen.

Ausnahme in der neueren Rezeptionsgeschichte stellt Schmid (2005) *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes* dar, da es sich dabei um die einzige auf Deutsch vorliegende umfangreiche, systematische Werkanalyse handelt. Darüber hinaus finden sich im Sammelband *Raumproduktionen* von Belina und Michel (2008) zahlreiche Beiträge, die sich ausführlich mit einigen von Lefebvres Schriften auseinandersetzen. Wie Löw (2005, S. 242) konstatiert, hat eine vertiefte Beschäftigung mit Lefebvres gesamtem Œuvre in der deutschsprachigen (sozialwissenschaftlichen) Forschungslandschaft allerdings noch nicht stattgefunden.

Vor diesem allgemeinen rezeptionsbezogenen Hintergrund verfolge ich in diesem Kapitel einerseits das Ziel, einen ersten raumtheoretischen Schnitt zu erzeugen, der es mir im weiteren Verlauf der vorliegenden Studie erlauben soll, von diesem spezifischen theoretischen Standpunkt aus das Phänomen ›Fernbeziehung‹ zu untersuchen. Andererseits und darüber hinaus geht es mir darum, Henri Lefebvres Überlegungen zum (sozialen) Raum so darzustellen, dass sie für weitere erziehungswissenschaftliche Theoriebemühungen wie auch für empirische Arbeiten zugänglicher werden. Dabei scheint es bedeutsam zu sein, nicht nur die Lefebvre'schen Hauptargumente zu einer kritisch-materialistischen Raumtheorie darzustellen, sondern auch auf die Implikationen derselben hinzuweisen und herauszuarbeiten, welche Anschlüsse an diesen Autor möglich sein könnten. Letzteres erfolgt insbesondere in den zusammenfassenden Abschnitten am Schluss dieses Kapitels. In einem ersten Schritt werde ich Lefebvres zentrale These der sozialen Produktion des Raums skizzieren und die daraus folgenden Konsequenzen im Hinblick auf kritische Raumanalysen erörtern. In einem zweiten Schritt gehe ich im Detail auf die Lefebvre'sche Raum-Triade – das heißt die räumliche Praxis, die Repräsentationen des Raums und die Räume der Repräsentation – ein.

6.2.1 Sozialer Raum

In *The Production of Space* geht der französische Sozialphilosoph und Marxist der Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Raum nach. Der Kerngedanke Lefebvres (1991) lautet wie folgt: »(Social) space is a (social) product« (S. 26). Gemäß Schmid (2005, S. 191) lässt sich die Entstehung dieses Werkes auf Lefebvres frühere Schriften zur urbanen Gesellschaft, beispielsweise *Le Droit à la Ville* (1968), *Du Rural à l'Urbain* (1970a) und *La Révolution Urbaine* (1970b), zurückführen: »›Produktion des Raumes‹ heißt für Lefebvre immer auch ›Produktion der Stadt‹. Ursprünglich wollte er seinem Buch denn auch den Titel *Théorie de l'Espace Urbain* geben [...]« (ebd.). In diesem Zusammenhang ist auch der Entstehungskontext von Bedeutung: Lefebvre war zur Zeit der Niederschrift von *The Production of Space* in Paris (vgl. ebd., S. 14). Die Ereignisse des Mai 1968 in den Straßen von Paris führten bei Lefebvre zu einem steigenden Interesse an der Kategorie des Raums (vgl. Belina, 2013,

S. 8). Vor dem Hintergrund dieses kontextuellen Aspekts der Theorie der Produktion des Raums lassen sich auch gewisse Bezüge zu anderen Texten, die im Paris der damaligen Zeit in intellektuellen Kreisen diskutiert wurden, besser einordnen: So dienen dem Autor etwa Hegel, Marx und Nietzsche wie auch die beiden französischen Phänomenologen Merleau-Ponty und Bachelard als zentrale Bezugspunkte. Trotz dieser Bezugnahme auf unterschiedliche Denktraditionen gilt es jedoch festzuhalten, dass Lefebvre immer wieder »disziplinäre Grenzen überschreitet und sich nicht in bestehende ›Schulen‹ einordnen lässt« (vgl. Schmid, 2005, S. 15). Das Potenzial dieses Ansatzes besteht nach Schmid (2005) darin, dass er Gesellschaft auf der Basis der Zusammenführung von Kategorien wie ›Stadt‹ und ›Raum‹ theoretisiert und es auf diese Weise vermag, »räumliche Prozesse und Phänomene auf allen Massstabebenen, vom Privaten über die Stadt bis zum Globus, abzubilden, zu erfassen und zu analysieren« (S. 9).

Für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung ist der Umstand, dass Lefebvre nicht zuletzt bei »den Mikroräumen unserer alltäglichen Routinen« (Nehrdich, 2012, S. 314) davon ausgeht, dass sie sozial produziert seien. Belina und Michel (2008) führen des Weiteren aus, dass Lefebvres Raum triadisch »in den Dimensionen von Materialität, Bedeutung und ›gelebtem Raum‹ als Produkt sozialer Praxis [versteht]. Raum gilt ihm also weder als ›an sich‹ und außerhalb der Gesellschaft existente ›Sache‹ noch als reine Idee ohne Verbindung zur Materialität der Welt« (S. 17; vgl. Nehrdich, 2012, S. 314). Die Vorstellung, dass Raum unabhängig von sozialen Praktiken – sozusagen als »universelle Kategorie« (Schmid, 2005, S. 204) – existiert, hält Lefebvre für falsch (vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 6.1.4: Absolutes versus relationales Raumkonzept). Mit der Quantenphysikerin Karen Barad (2007) lässt sich anfügen: »space is not a collection of preexisting points set out in a fixed geometry, a container, as it were, for matter to inhabit« (S. 180). Materialität wird in diesem Verständnis nicht als passiv oder immer gleichbleibend, sondern vielmehr als ›agentiell‹ gedacht (vgl. bspw. Barad, 2017, S. 39ff.). Die Autorin konstatiert des Weiteren: »Spatiality is intra-actively produced« (Barad, 2007, S. 181; zum Barad'schen Begriff der »Intraaktion« vgl. die Ausführungen in Kap. 5: Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte und Kap. 8: Methodologie und Methode II: Diffraktion). Raum ist somit als etwas durch fortlaufende und dynamische Praktiken und Prozesse mit physisch-materiellen Folgen Hergestelltes zu verstehen. Die Materialität des Raums nicht zu berücksichtigen, würde wie bereits ausgeführt bedeuten, ein idealistisches Raumverständnis zu vertreten (vgl. Belina, 2013, S. 37ff.). Ein solches Verständnis lehnt Smith (2008) mit Bezug zu Lefebvres Theorie des Raums ab:

Geographischer Raum wird als gesellschaftliches Produkt angesehen; demnach wäre ein geographischer Raum, der von den gesellschaftlichen Verhältnissen abstrahiert wird, eine philosophische Amputation. Außerdem wird im Konzept der

›Produktion des Raums‹ die Relativität des Raums nicht zu einem rein philosophischen Betrachtungsgegenstand, sondern zu einem Produkt sozialer und historischer Praxis. [...] Während hier die Betonung auf der direkten Produktion des physischen Raums liegt, beinhaltet die Produktion des Raums ebenso auch diejenige von Bedeutung, Konzepten und Bewusstsein vom Raum, die wiederum untrennbar mit dessen physischer Produktion verbunden sind. (S. 62)

Die sozialen Verhältnisse sind in ihrer Materialität grundsätzlich mitzudenken, wenn Raum im Lefebvreschen Sinne als soziales Produkt und nicht nur auf einer abstrakten Ebene als rein gedankliches Konstrukt verstanden wird. Den materiell-physischen Konsequenzen von Raumproduktionen ist somit stets Rechnung zu tragen. Infolgedessen stellt die Produktion von Raumkonzepten keinen automatisch und losgelöst von sozialen Verhältnissen ablaufenden Prozess dar, sondern sie ist aufs Engste mit der Produktion des Raums selbst verbunden, wie aus dem oben stehenden Zitat von Smith (2008) deutlich wird. Geografisch-räumliche Vorstellungen, die Massey (2001a) wie in Kapitel 6.1 bereits festgehalten als »geographical imaginations« (S. 10) bezeichnet hat, können als spezifische Beispiele von Raumkonzepten angeführt werden, die materielle Folgen haben. Schmid (2005) weist diesbezüglich darauf hin, dass die »räumliche Imagination« [...] nicht einfach aus Bildern, die sich auf letztlich unerklärliche Weise in unseren Köpfen produzieren oder reproduzieren« (S. 66), bestehe. Stattdessen entstehen diese Imaginationen aus alltäglichen Praktiken des Raumproduzierens, die wiederum die Imaginationen transformieren (vgl. ebd.). Mit Lefebvre (1991, S. 37) kann gesagt werden, dass der Produktionsprozess und das Produkt – das heißt die Alltagspraktiken des Raumproduzierens und die räumlichen Imaginationen – untrennbar miteinander zusammenhängen. Damit einhergehend betont Lefebvre (1991, S. 31) ferner, dass jede Gesellschaft – genauer: die spezifischen Produktionsweisen und -verhältnisse, die in einer Gesellschaft vorherrschen und diese ausmachen – ihren eigenen Raum bzw. ihre eigenen Räume produziere. Eine Analyse räumlicher Verhältnisse hat sich demnach an konkreten kollektiven sozialen Praktiken und Prozessen zu orientieren.

Eine solche Analyse hat nach Lefebvre (1991) zudem die relationale Verfasstheit des Raumproduktionsprozesses zu berücksichtigen, wobei Raum gleichsam als »Beziehungen zwischen‹ konstituiert gesehen wird: »any space implies, contains and dissimulates social relationships – and this despite the fact that a space is not a thing but rather a set of relations between things (objects and products)« (ebd., S. 82f.).¹⁰ Die oben verfolgte Argumentationslinie, dass spezifische Produktions-

10 Nach Miessen (2016) kann der Begriff ›räumlich‹ als eine Reihe von Beziehungen zwischen Menschen, ›Dingen‹ und (geschaffenen) Strukturen verstanden werden – als geschaffene Umwelt. Es ist diese im Ausdruck ›räumlich‹ eingebettete Relationalität, die ihn politisch macht. Politische Interventionen im Raum sind daher per Definition Interventionen in der

verhältnisse in einem gesellschaftlichen Kontext bestimmte eigene Räume hervorbringen, lässt sich in diesem Zusammenhang wieder aufnehmen und es kann gesagt werden, dass solche spezifischen Produktionsverhältnisse in sozialen Räumen auch ganz bestimmte ›Beziehungen zwischen‹ entstehen lassen. Dabei müsste im Sinne Lefebvres überdies auch das Umgekehrte bedacht werden, nämlich dass diese Beziehungen wiederum auf die Art und Weise der Produktion des Raums wirken. Von einem solchen zirkulären Prozess auszugehen, bedeutet, die Frage, ob der soziale Raum, die darin existierenden ›Beziehungen zwischen‹ oder die Produktionsverhältnisse zuerst da gewesen seien, zurückzuweisen. Der Grund dafür liegt darin, dass diese drei Raummodi nur in ihrer Gleichzeitigkeit und gegenseitigen Konstitutionswirkung betrachtet werden können. Somit ist der Fokus bei einer Analyse räumlicher Verhältnisse auf die ständig fluktuierenden Beziehungen und die dadurch miteinander verbundenen ›Dinge‹, die selbst ebenfalls nicht stillstehen, zu richten. Sozialer Raum erscheint als durch ›Dinge‹ konstituiert, die auf komplexe Weise untereinander verbunden sind: »(Social) space [...] subsumes things produced, and encompasses their interrelationships in their coexistence and simultaneity – their (relative) order and/or (relative) disorder« (ebd., S. 73). In den Begriffen der Koexistenz und der Simultaneität ist bereits eine Zeit-Dimension angelegt, die Couldry und Hepp (2017) noch stärker in den Fokus rücken: »The possibility of distant things being in a relationship to each other continuously, at each *moment in time*, is the reason why we must think relationally about social space, [...]. Time is not just extended duration but involves relations of *simultaneity* across *space*« (S. 101). Die These der Relationalität des sozialen Raums umfasst vor diesem Hintergrund zum einen die möglichen (Un-)Ordnungen der Lagebeziehungen zwischen den ›Dingen‹ und zum anderen – die zeitliche Dimension mitberücksichtigend – die Simultaneität bzw. Gleichzeitigkeit der vielfältigen ›Beziehungen zwischen‹.

Im sozialen Raum zeigen sich wie bereits festgehalten spezifische Zuweisungs- und Platzierungsordnungen, die gesellschaftliche Verhältnisse (re)produzieren. So führt Lefebvre (1991, S. 32) aus, dass im sozialen Raum zum einen bestimmte Orte für Reproduktionsbeziehungen und zum anderen Orte für Produktionsbeziehungen vorgesehen seien, die jedoch aufs Engste miteinander verbunden seien:

Social space contains – and assigns (more or less) appropriate places to – (1) the *social relations of reproduction*, i.e. the bio-physiological relations between the sexes and between age groups, along with the specific organization of the family; and (2) the *relations of production*, i.e. the division of labour and its organization in the form of hierarchical social functions. (Ebd.)

Räumlichkeit, das heißt, eher in Beziehungen und Kräftebeziehungen als in das, was im Allgemeinen als ›Architektur‹ verstanden wird« (S. 20).

Diese Allokationsmechanismen spielen mit symbolischen Repräsentationen zusammen und führen zu einer Aufrechterhaltung hegemonialer gesellschaftlicher Verhältnisse. Allerdings stellt sich die Frage, was mit symbolischen Repräsentationen, etwa sozialer Reproduktionsbeziehungen, gemeint ist. Lefebvre (1991) subsumiert darunter »sexual symbols, symbols of male and female, sometimes accompanied, sometimes not, by symbols of age – of youth and of old age« (S. 32). Bedeutsam erscheint in diesem Zusammenhang, dass Lefebvre hinsichtlich der sozialen Beziehungen der Reproduktion zwischen gleichsam offen lebbaren und bestimmten gesellschaftlichen Kodes entsprechenden Beziehungen einerseits und Beziehungen, die verdeckt und unterdrückt werden müssen, andererseits unterscheidet. Gerade weil diese »klandestinen« Beziehungen unterdrückt werden, stünden sie für »transgressions related not so much to sex *per se* as to sexual pleasure, its preconditions and consequences« (ebd., S. 33). Die Grenzüberschreitungen beziehen sich auf hegemoniale Kodes im Kontext des Begehrens, die im Rahmen von verdeckten, »klandestinen« Reproduktionsbeziehungen keine Orientierungspunkte darstellen.

Dadurch wird Massey (1992, S. 67) zufolge erneut deutlich, dass sich Lefebvre stark für die gelebten Praktiken, die symbolischen Bedeutungen im Zusammenhang mit der Produktion des Raums sowie für die materiellen Folgen, die sich aus spezifischen sozial-räumlichen Verhältnissen ergeben, interessiert hat und deshalb nicht die Frage in den Mittelpunkt stellte, was »der Raum« eigentlich sei. Belina und Michel (2008) führen in der Einleitung zum von ihnen herausgegebenen Band *Raumproduktionen* im Anschluss an Lefebvres *The Production of Space* im Hinblick auf eine kritisch-materialistische Gesellschaftstheorie überdies die folgende These an:

Wenn Raum gesellschaftlich produziert wird, dann ist damit auch gesagt, dass seine Produktion in der grundlegend von antagonistischen Widersprüchen und Konflikten bestimmten kapitalistischen Gesellschaft *umkämpft* ist; dass in ihr Interessen und Strategien aufeinander treffen [sic!] und ihr Verlauf und Ergebnis von Machtverhältnissen bestimmt ist. (S. 18; vgl. hierzu auch Grossberg, 2007, S. 116; Kirsch, 1995, S. 548; Merrifield, 1993, S. 521)

An diesem Punkt ließe sich im Rahmen einer erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung theoretischer und empirischer Art ansetzen und es könnte beispielsweise gefragt werden, in welcher Weise das pädagogische Terrain in Bereichen der Bildungspolitik, der Steuerung von Bildungsreformbemühungen, aber auch in den alltäglichen Praktiken in pädagogischen Institutionen von verschiedenen Akteur_innen *umkämpft* wird und wie diese Kämpfe letztlich bestimmte soziale Räume produzieren. Eine raumtheoretische Untersuchung des *umkämpften* pädagogischen Terrains hätte den Fokus auf die in diesen Kämpfen »aufeinander prallenden [sic!] Interessen und [...] sozialen Praxen, die sie strukturieren und durch die sie strukturiert werden« (ebd., S. 9), zu richten. Resümierend lässt sich

an dieser Stelle festhalten, dass es dabei in einem Lefebvreschen Sinne zum einen gilt, (sozialen) Raum als essenziell für die (Re-)Produktion gesellschaftlicher Verhältnisse aufzufassen (vgl. Massey, 1999c, S. 10). Raum wird nicht nur produziert, sondern wirkt zugleich *produktiv* (vgl. Shields, 1999, S. 158). Zum anderen ist es nach Couldry und Hepp (2017) im Rahmen einer kritisch-raumtheoretischen Analyse unabdingbar, über »the materiality of relations« (S. 85) und deren Implikationen für unterschiedliche Akteur_innen nachzudenken. Auf der Grundlage dieser Überlegungen zum sozialen Raum befaße ich mich im Folgenden mit Henri Lefebvres Raum-Triade.

6.2.2 Lefebvres Raum-Triade

Weiter oben in Fußnote 8 wurde bereits darauf hingewiesen, dass Autor_innen, die sich auf Lefebvres Arbeit beziehen, die konzeptuelle Raum-Triade häufig nur sehr kurz erwähnen. Die Ausführungen zu dieser Triade hat Lefebvre Belina (2013, S. 46) zufolge in *The Production of Space* selbst bewusst vage gehalten. Viele Rezipient_innen hätten die Begriffe dieser Triade allerdings »tendenziell als Schema oder Modell [verwendet], das starrer, abstrakter und damit inhaltsleerer ist, als dies von Lefebvre intendiert war« (ebd.). Nehrdich (2012, S. 315) und Merrifield (2000, S. 173) hingegen weisen auf die Vorläufigkeit und die Unabgeschlossenheit dieser drei Termini hin und auch Lefebvre (1991, S. 40) selbst machte deutlich, dass seine Raum-Triade jegliche Kraft verliere, wenn sie als »abstraktes Modell« verstanden werde. Belina (2013) stellt sich mit seiner Feststellung auch gegen Versuche, das Denken Lefebvres zu stark zu systematisieren. Vielmehr sei es entscheidend, sich erfinderisch mit dem Werk dieses Sozialphilosophen auseinanderzusetzen und Gedankengänge und Begriffe aufzunehmen, um »konkrete soziale bzw. sozial-räumliche Phänomene zu untersuchen und Verhältnisse zu kritisieren« (ebd., S. 47; vgl. Shields, 1999, S. 142). Im Folgenden soll es deshalb nicht darum gehen, eine »richtige« Lesart der Raum-Triade vorzulegen, sondern in erster Linie vielmehr darum, mögliche Anknüpfungspunkte zu eruieren, um das Projekt der kritischen Untersuchung sozial-räumlicher Verhältnisse im Sinne Belinas (2013) angehen zu können.

Lefebvre (1991, S. 38ff.) postuliert einen dialektischen¹¹ Bezug dreier unauflöslich miteinander zusammenhängender Modi der sozialen Produktion des Raums: 1) Das Wahrnehmbare (*le perçu*), 2) das Konzipierte (*le conçu*) und 3) das Gelebte bzw. Erlebte (*le vécu*). Um eine Triade handelt es sich nach Lefebvre (1991, S. 39) aus

11 »Wo die »klassischen« Formen der Dialektik bei Hegel oder auch bei Marx von zwei Begriffen ausgehen, die zueinander in Widerspruch stehen und sich in einem dritten Begriff aufheben, setzt diese »dreidimensionale« Dialektik drei Elemente, die zugleich wirksam werden: Lefebvres dreidimensionale Dialektik bildet ein von drei Widerspruchspaaren aufgespanntes Dreieck, bei dem jede Ecke jeweils als Synthese der beiden anderen Ecken zu begreifen ist« (Schmid, 2005, S. 322).

dem Grund, weil Bezüge zwischen nur zwei Elementen zu (hierarchischen) Oppositionen bzw. Antagonismen führen, die er jedoch zu vermeiden versucht. Entsprechend betont er ausdrücklich die Gleichwertigkeit und die Gleichzeitigkeit der drei Raummodi: »Aus einem theoretischen Gesichtspunkt kann und darf« gemäß Schmid (2005) »keine Privilegierung einzelner Dimensionen vorgenommen werden« (S. 321). Die Raum-Triade bildet gleichsam eine paradoxe Ganzheit, denn die drei Modi »sollen zwar nicht miteinander vermisch werden, aber sie lassen sich auch nicht voneinander trennen« (ebd., S. 208; vgl. Günzel, 2017, S. 79). Robertson (2018) führt in diesem Zusammenhang aus, dass Lefebvres Anspruch darin bestehe, die verschiedenen »epistemologies of space«¹² (S. 46) zu vereinen, ohne jeweils eine davon im Vergleich zu einer anderen überzubetonen.

In räumlichen Termini handelt es sich 1) beim *espace perçu* um die räumliche Praxis, 2) beim *espace conçu* um die Repräsentationen des Raums und schließlich 3) beim *espace vécu* um die Räume der Repräsentation (vgl. Schmid, 2005, S. 208). Im Folgenden werde ich die einzelnen Modi dieser Triade zunächst analytisch trennen, ohne dabei jedoch außer Acht zu lassen, dass sie sich immer schon gegenseitig implizieren. Die vorläufige analytische Trennung erscheint mir nur insofern sinnvoll, als sich die Raummodi und die damit verbundenen Begriffe differenzierter darstellen lassen. Dabei werde ich allerdings bewusst unsystematisch vorgehen, indem ich mich neben Lefebvre selbst auf unterschiedliche Interpret_innen beziehe, deren Lesarten in Bezug auf die einzelnen Modi durchaus divergieren können. Danach gilt es, die Modi der Raum-Triade wieder zusammenzuführen und hierbei zu verdeutlichen, inwiefern diese für die vorliegende Analyse fruchtbar sind.

Gemäß Schmid (2005) gilt es stets, eine räumliche Analyse in dreierlei Hinsicht anzugreifen, denn der (soziale) Raum, so wie Lefebvre ihn konzeptualisiert,

präsentiert sich erstens auf der Dimension der (räumlichen) Praxis als eine Verkettung oder Vernetzung von Tätigkeiten oder Interaktionen, die sich ihrerseits auf eine bestimmte materielle Grundlage (Morphologie, gebaute Umwelt) abstützen. Diese räumliche Praxis lässt sich zweitens sprachlich als »Raum« definieren und abgrenzen und bildet dann eine Repräsentation des Raumes. Diese Repräsentation ist gleichzeitig eine Grundlage, ein Ordnungsschema oder ein Referenzrahmen der Verselbständigung und der Interaktion, der erst eine (räumliche) Orientierung erlaubt und somit zugleich das Handeln mitbestimmt. Die »Ordnung«, die sich auf dem Terrain darbietet, kann nun drittens selbst zum Träger von Bedeutungen werden. So entsteht eine (räumliche) Symbolik, die gesellschaftliche Normen, Werte und Erfahrungen beinhaltet und evoziert. (Schmid, 2005, S. 319f.)

12 »If epistemology is concerned with how we know, then the question of how to know space is also complicated by the multiple ways in which we imagine, sense and experience space« (Robertson, 2018, S. 46).

Damit sind erneut die drei miteinander verbundenen Produktionsprozesse von Raum benannt, die nun im Einzelnen zu schärfen sind.

Ad 1: Räumliche Praxis (spatial practice – l'espace perçu)

Unter den Begriff der räumlichen Praxis fallen soziale, produktive und reproduktive Praktiken im Raum, die als Grundlage bestimmte materielle Gegebenheiten wie beispielsweise Gebäude, Wohnungen, gewisse Einrichtungsgegenstände etc. erfordern, ihrerseits jedoch zugleich gewisse räumliche Praktiken ermöglichen und andere verhindern. Die materielle Basis – etwa die Art und Weise, wie Wohnungen geplant, gebaut und eingerichtet werden – unterliegt einem historischen Wandel. Dasselbe gilt folglich ebenso für die Praktiken im Raum, die zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten überhaupt möglich sind. Die räumliche Praxis bezieht sich nach Shields (1999) auf »the production and reproduction of specific places and spatial ›ensembles‹ appropriate to the social formation« (S. 162). Lefebvre (1991) erläutert, was dies in Zeiten des Neokapitalismus bedeuten könnte: »It [spatial practice, Anm. MS] embodies a close association, within perceived space, between daily reality (daily routine) and urban reality (the routes and networks which link up the places set aside for work, ›private‹ life and leisure)« (S. 38). *L'espace perçu* basiert auf relativ routinemäßigen Abläufen und das alltägliche Leben (in Lefebvres Arbeit in erster Linie das städtische Alltagsleben) strukturierenden Handlungen, Aktivitäten, Interaktionen und Netzwerken, die sich darauf auswirken, wie die räumliche Umgebung wahrgenommen wird (vgl. Brown, 2017, S. 267; Ecarius & Oliveras, 2014, S. 416; McCann, 2008, S. 245; Merrifield, 2000, S. 174f.). Hierbei betont Lefebvre (1991) stets den Körper als bedeutsamste ›Produktionseinheit‹ des sozialen Raums. Dies bringt Schmid (2005) wie folgt auf den Punkt:

Raum als solcher hat keine vorausgehende, ›transzendente‹, in diesem Sinne ›vorbestimmte‹ Existenz, sondern entsteht erst mit und durch einen materiellen ›Inhalt‹, die ›Materie‹ im physikalischen Sinne oder den lebenden Körper im biologischen: Jeder Körper ist Raum und hat seinen Raum [...]. Der gesamte soziale Raum geht demnach vom menschlichen Körper hervor. (S. 213; vgl. ebd., S. 224; Lefebvre, 1991, S. 170)

Der Körper ist aufgrund seines Raum-Seins und Raum-Habens nicht nur in zentraler Weise am Raumproduktionsprozess beteiligt, sondern er ist es auch, der mit seinen Sinnen die räumliche Umgebung wahrzunehmen vermag (vgl. Löw, 2005, S. 241). Dabei spielt nicht nur der Sehsinn eine Rolle, durch welchen visuelle Aspekte des Raums erfassbar sind. Gemäß Schmid (2005) bildet vielmehr jegliches sinnliche Wahrnehmen von Raum »einen integralen Bestandteil jeder sozialen Praxis. Es umfasst alles, was sich den Sinnen darbietet, also nicht nur sehen, sondern auch hören, riechen, tasten, schmecken« (S. 317). Die physisch-materiellen Grundlagen, durch die der soziale Raum mitkonstituiert wird, sind somit sinnlich wahrnehm-

bar. Einen ›Sinn‹ ergeben diese Gegebenheiten Schmid (2005) zufolge »indessen erst im Kontext einer räumlichen Praxis, die sich ihrer bedient« (S. 320).

In Anbetracht dieser Ausführungen darf jedoch nicht das Missverständnis aufkommen, räumliche Praxis basiere ausschließlich auf gleichsam atomisierten Körpern, die ihre räumliche Umgebung sinnlich wahrnehmen und diese zugleich durch ihr eigenes Handeln verändern. Räumliche Praxis ist nicht individuell, sondern kollektiv zu verstehen, und zwar in dem Sinne, dass die soziale Produktion des Raums eine Gleichzeitigkeit von mehreren sinnlich wahrnehmenden und handelnden Körpern voraussetzt, die miteinander interagieren und überhaupt immer schon auf vielfältige Weise miteinander verflochten sind. Diese Perspektive lässt zum einen die Relationalität, die sich erst aus mindestens zwei oder mehr Elementen ergeben kann, in den Vordergrund treten. Zum anderen wird dadurch deutlich, dass soziale Beziehungen räumlich-praktisch hervorgebracht werden und dass Beziehungen und Interaktionen wiederum ihre je eigenen Räume produzieren: (Soziale) Räume ermöglichen (oder verunmöglichen) soziale Beziehungen und umgekehrt. Schmid (2005) verweist vor diesem Hintergrund darauf, dass es wichtig sei, soziale Räume nicht gesondert voneinander zu analysieren, sondern sie in ihrer Gleichzeitigkeit und ihrem Zusammenwirken in den Blick zu nehmen, um den konkreten physisch-materiellen Folgen für raumproduzierende Körper und deren Interaktionen untereinander Rechnung tragen zu können:

Ein sozialer Raum lässt sich [...] weder eindeutig bestimmen noch klar abgrenzen. Tatsächlich bemerkt Lefebvre, dass es nicht einen sozialen Raum gebe, sondern eine unbestimmte Vielzahl von sozialen Räumen, für die der Begriff ›sozialer Raum‹ die nicht zählbare Gesamtheit bezeichne. Wenn diese Räume isoliert betrachtet würden, bliebe jeder von ihnen blosse Abstraktion. (S. 215)

Ad 2: Repräsentationen des Raums (representations of space – l'espace conçu)

Der wahrgenommene Raum im Kontext der räumlichen Praxis kann nicht losgelöst werden vom zweiten Element der Lefebvre'schen Raum-Triade, nämlich dem konzipierten Raum bzw. den Repräsentationen des Raums.¹³ Diese Repräsentationen basieren jedoch nicht mehr wie bei der räumlichen Praxis auf der Produktion materieller Grundlagen wie etwa bestimmter Gebäude, sondern auf der Produktion von Wissensbeständen, anhand derer soziale Räume in einer Gesellschaft sprachlich als solche überhaupt erst bestimmt werden können (vgl. Schmid, 2005, S. 314, 320). Es

13 Eine Verbindungslinie zwischen den ersten beiden Modi der Raum-Triade – l'espace perçu und l'espace conçu – skizziert Schmid (2005) wie folgt: »Ein Raum lässt sich nicht wahrnehmen, ohne dass er zuvor gedanklich konzipiert worden wäre. Das Zusammenbringen der Elemente zu einem ›Ganzen‹, das dann als ›Raum‹ betrachtet oder bezeichnet wird, setzt eine gedankliche Leistung voraus, die mit der Produktion von Wissen verbunden ist« (S. 317).

geht dabei um die Frage, was überhaupt gemeint ist, wenn von ›Raum‹ gesprochen wird. Lefebvre (1991, S. 41) betont diesbezüglich unter anderem die Relativität und die Veränderbarkeit des produktiven Wissens über Raum. Daraus folgt, dass eine kritisch-materialistische Analyse die Dynamik bestimmter Konzeptionen des Raums, die in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart in unterschiedlichen Gesellschaften zur Geltung kamen bzw. kommen, zu berücksichtigen hat.

Bei Lefebvre (1991) scheinen das produktive Wissen und die daraus entstehenden Raumkonzeptionen bzw. Repräsentationen des Raums in erster Linie sprachlich vermittelt zu sein (vgl. ebd., S. 39). In diesem ›Wissensproduktionsprozess‹ werden »scientists, planners, urbanists, technocratic subdividers and social engineers« (ebd., S. 38) als bedeutsame Akteur_innen gesehen. Nach Schmid (2005, S. 319) führt Lefebvre (1991, S. 41) den Begriff der Repräsentation mit dem Ziel der Verknüpfung des Wissens- und des Ideologiebegriffs ein. Aus diesem Grund müsste wohl eher von einem ›Wissens- und Ideologieproduktionsprozess‹ gesprochen werden, der spezifische Weisen von Raumdarstellungen nach sich zieht. Des Weiteren führt Schmid (2005) zu diesem zweiten Element der Lefebvre'schen Raum-Triade aus, dass es sich dabei

um eine Darstellung, die einen Raum abbildet und definiert [handelt]. Analog zur paradigmatischen Dimension der Sprache lässt sich eine Raumdarstellung durch eine andere substituieren, die in gewissen Aspekten Ähnlichkeiten, in anderen Unterschiede aufweist. Repräsentationen des Raumes entstehen auf der Ebene des Diskurses, der Sprache als solcher, und umfassen demnach verbalisierte Formen wie Beschreibungen, Definitionen und insbesondere auch (wissenschaftliche) Raumtheorien. (S. 319; vgl. Ecarius & Oliveras, 2014, S. 416)

Auf diskursiv hervorgebrachte Darstellungen von Raum, die in Verbindung stehen mit der Erörterung der Frage, was überhaupt als Raum gilt, »stößt man nur in Form der Verständnisse und Abstraktionen, die in Plänen, Codes und Designs enthalten sind, welche die Art und Weise formen, wie wir uns geordneten Raum vorstellen« (McCann, 2008, S. 245). Repräsentationen des Raums sind zwar abstrakt, aber dennoch sind sie nicht ohne materielle Folgen. Das zeigt sich etwa an der von Wulf (1999) im Hinblick auf gesellschaftliche Raumdarstellungen gestellten Frage danach, »[w]elche Zuordnungen, Funktionalisierungen, Hierarchisierungen« (S. 17) vorgenommen werden. Pläne und Designs und die darin verbrieften Konzeptionen des Raums sind immer von Macht durchdrungen, die bestimmte Denk- und Handlungsweisen ermöglicht bzw. verunmöglicht. Repräsentationen des Raums beziehen sich nicht einfach auf eine abstrakte Ebene, sondern sie sind folgenreich für konkrete materiell-physische gesellschaftliche Verhältnisse.

Ad 3: Räume der Repräsentation (representational spaces – l'espace vécu)

Während die Repräsentationen des Raums vornehmlich auf der Ebene der Sprache und Diskurse vermittelt werden, lassen sich die Räume der Repräsentation der Ebene von »non-verbal symbols and signs« (Lefebvre, 1991, S. 39) zuordnen. Diese Symbole und Zeichen müssen Lefebvre (1991) zufolge keinen Regeln der Konsistenz gehorchen (vgl. ebd., S. 41). Mit Räumen der Repräsentation sind »widerständige Elemente verbunden« (Ecarius & Oliveras, 2014, S. 416) und die damit einhergehenden »Imaginationen eröffnen Möglichkeiten, kapitalistisch-normierte Strukturen der räumlichen Anordnung zu überwinden« (ibd.; vgl. Günzel, 2017, S. 81).¹⁴ *L'espace vécu* ist durch die Heterogenität der gelebten Realität des Alltagslebens charakterisiert und er gründet überall dort, wo im Rahmen dieses Alltagslebens Formen des Widerstands gegen kapitalistische und bürokratische Institutionen moderner Gesellschaften aufbrechen (vgl. Hetherington, 1998, S. 67):

These representational spaces have their origins in the realities of everyday life and in particular, through the realm of the imagination not immediate to the natural attitude, in resistance to the mundane and alienating features of everyday existence. Representational spaces involve making use of sites within everyday life that have been left behind by modern society. (Ebd.)

In einer gewissen Weise – wenn die durchaus zentrale Einsicht der Verschränkung der drei Modi der sozialen Raumproduktion für einen Augenblick analytisch vernachlässigt wird – kann der *espace vécu* als Widerpart zum *espace conçu* mit seinen formalisierten Plänen, Konzepten und Theorien gesehen werden: »Während das Konzipierte Repräsentationen veranlasst, die ausgehend von objektiven, praktischen und wissenschaftlichen Elementen begründet werden, so führt das Erlebte zu Repräsentationen, die ausgehend vom Körper imaginiert und durch ihn symbolisiert werden [...]« (Schmid, 2005, S. 219f.). Im Kontext der Räume der Repräsentation sind nicht mehr in erster Linie Wissenschaftler_innen und Stadtplaner_innen die richtungsweisenden Akteur_innen, sondern vor allem Künstler_innen, etwa aus den Bereichen der Fotografie, des Films oder der Dichtung (vgl. McCann, 2008, S. 245). Diese Akteur_innen produzieren und vermitteln in ihren Werken Räume »der Vorstellungen, durch welche das Leben unmittelbar *gelebt* wird« (ibd.). Durch diese Bilder oder Filme können unter Umständen »Gegen-Diskurse geschaffen werden, die Möglichkeiten, anders über Raum zu denken, eröffnen« (ibd.). Bei diesem dritten Element der Lefebvreschen Raum-Triade geht es somit nicht mehr

14 Günzel (2017) nennt »die im Zuge der Finanzkrise aufkommende Besetzungsbewegung Occupy« (S. 81) als Beispiel für Räume der Repräsentation, denn diese könne als »Produktion von (Gegen-)Repräsentationsräumen inmitten der Bürogebäude angesehen werden« (ibd.). Das Ziel der Occupy-Bewegung bestand in der »Einrichtung eines machtfreien Bezirks, der Beispiel ist für eine andere, noch nicht verwirklichte Struktur« (ibd.).

um die Frage, was gemeint ist, wenn von ›Raum‹ gesprochen wird. Stattdessen rücken die Fragen in den Vordergrund, in welchen Räumen anders über Raum nachgedacht werden kann und auf welche Art und Weise solche anderen Raumdarstellungen hervorgebracht werden können, die das Erleben des Raums selbst verändern.

Bei dieser Komponente im Kontext der Produktion des sozialen Raums handelt es sich um diejenige der Produktion von Bedeutungen (vgl. Schmid, 2005, S. 314). Diesen ›Bedeutungsproduktionsprozess‹ bezeichnet Schmid (2005) als »poetischen Prozess, der das ›Reich der Freiheit‹ ankündigt und der die beiden anderen Dimensionen transzendiert« (S. 320). Die Räume der Repräsentation werden nicht konzipiert oder wahrgenommen, sondern erlebt und gelebt:

[Sie sind] ›Darstellungsräume‹, die ›etwas‹ repräsentieren. Zu ihrem Verständnis ist es entscheidend, die Begrifflichkeit Lefebvres zu Ende zu denken: Die Räume der Repräsentation sind keine Repräsentationen des Raumes und sie verweisen nicht auf den Raum selbst, sondern auf ein Anderes, Drittes. Sie repräsentieren gesellschaftliche ›Werte‹, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse. (Ebd., S. 223)

L'espace vécu als Raum des alltäglichen Erlebens birgt immer einen Überschuss, den keine raumtheoretische Analyse je zu erfassen vermag: »Es bleibt immer ein Mehr, ein Rest, ein Residuum, in seinen [Lefebvres, Anm. MS] Augen das Wertvollste, ein Unausprechliches und Unanalysierbares, das sich nur mit künstlerischen Mitteln ausdrücken lässt« (ebd., S. 317). Dieser Überschuss ist ein utopisches Moment, das im Raum der Repräsentation stets mitschwingt (vgl. Shields, 1999, S. 161). Die Utopie verweist auf Raum »as it might be« (ebd.).

6.3 Zwischenresümee

Die drei von Lefebvre (1991, S. 38ff.) eingeführten und miteinander verbundenen Modi der sozialen Produktion des Raums, die das Wahrnehmbare, das Konzipierte und das Gelebte bzw. Erlebte umfassen, werden in *The Production of Space* bewusst vage belassen: Gemäß Schmid (2005) leistet der Autor einerseits keine systematische Herleitung dieser Begriffe, weshalb sie gleichsam ›gegeben‹ zu sein scheinen. Lefebvre liefert auch keine »definitive Definition dieser Begriffe: Er tastet sich heran, lotet sie aus, erprobt ihre Anwendungsmöglichkeiten, um sie alsbald wieder zu reformulieren« (S. 208). Andererseits liegen von Lefebvre selbst nur wenige Hinweise hinsichtlich der Möglichkeiten einer Weiter- und Überführung dieser Begriffe in andere Felder vor, die es ermöglichen würden, in weiteren Kontexten theoretisch und empirisch daran anzuschließen. Vor diesem Hintergrund scheint es im Rahmen der vorliegenden Studie nicht zielführend zu sein, den Versuch einer ein-

deutigen Begriffsbestimmung der einzelnen Modi der Lefebvreschen Raum-Triade vornehmen zu wollen. Es kann nicht darum gehen, diese Begriffe gleichsam zu fixieren, um sie theoretisch und empirisch fruchtbar zu machen. Viel bedeutsamer erscheint es, mit ihnen und durch sie im Sinne einer fortwährenden Bewegung zu arbeiten und dabei nicht zu vergessen, dass dies prinzipiell nur unter Berücksichtigung ihrer Gleichzeitigkeit und Untrennbarkeit vonstattengehen kann. Entsprechend formuliert McCann (2008) den Versuch einer Zusammenführung der triadischen Raummodi folgendermaßen: »Das kontinuierliche Wechselspiel der zwei Typen von sozialem Raum [die Repräsentationen des Raums und die Räume der Repräsentation, Anm. MS] steht in einer gegenseitig konstitutiven Beziehung zu den räumlichen Praktiken der *Nutzer/innen* des Raums« (S. 246).

Vor dem Hintergrund der zentralen Aussage Lefebvres (1991, S. 26), dass Raum als (soziales) Produkt aufzufassen sei, wird »eine Verschiebung vom Denken über den ›Raum‹ in und von sich selbst zur Betrachtung von Prozessen der konfliktreichen und politischen Produktion« (Miessen, 2016, S. 25; vgl. Merrifield, 1993, S. 521) angestoßen. Belina und Michel (2008, S. 19) führen aus, dass es mit Lefebvres kritisch-materialistischer Raumtheorie möglich werde, die Umkämpftheit von sozialen Raumproduktionen in den Blick zu bekommen und diese Kämpfe immer wieder zum Bezugspunkt theoretischer und empirischer Auseinandersetzungen zu machen. An diesem Punkt ließe sich meines Erachtens im Zuge erziehungswissenschaftlicher Forschung anknüpfen. Im Rahmen der vorliegenden Studie zu Fernbeziehungen erscheint es bedeutsam, das Wahrnehmbare, das Konzipierte und das Gelebte bzw. Erlebte des sozialen Raums vor dem Hintergrund ihrer Produziertheit (und damit auch Veränderbarkeit) wie auch ihrer produktiven Wirkungen auf in solchen Beziehungen involvierte raumproduzierende Akteur_innen in den Fokus zu nehmen.

Henri Lefebvres raumtheoretischer Ansatz vernachlässigt allerdings die geschlechterspezifischen Unterschiede hinsichtlich der Möglichkeiten des Raumproduzierens, die je unterschiedlichen Weisen des Wahrnehmens, Erlebens, Konzipierens und Imaginierens von sozial produzierten Räumen und die damit einhergehenden Machtverhältnisse. Shields (1999, S. 144) hat in diesem Zusammenhang unter Bezugnahme auf Blum und Nast (1996) darauf aufmerksam gemacht, dass Lefebvres Arbeit stark auf einem dualistischen Verständnis von ›öffentlich‹ (konnotiert mit dem Männlichen, Väterlichen) vs. ›privat‹ (konnotiert mit dem Weiblichen, Mütterlichen) basiere. Das nach ›außen‹ hin gerichtete und im Bereich des Öffentlichen sich abspielende Handeln werde dabei als zentral für die Produktion des sozialen Raums erachtet. Blum und Nast (1996) kritisieren diesen grundlegenden Aspekt der Lefebvreschen Raumtheorie, denn dieser gründe

upon a heterosexuality that is fixated in a number of rigid gendered distinctions that wind up equating the paternal with activity, movement, agency, force, history,

while the maternal is passive, immobile, subject to force and history. [...] If activity is that which materially inscribes the body in history, and only those inscriptions which are coded masculine are considered, feminine bodies necessarily become invisible. ›Masculine‹ agency is privileged partly through emphasizing masculine spaces; the more mutable and ›feminized‹ sociospatial practices and struggles are completely ignored. Definitional exclusion of the feminine plays itself out at two interconnected levels: *structurally* female agency is foreclosed, rendered unrecognizable, and made theoretically impossible; *practically* such exclusion winds up rejecting everyday forms of nonmasculinist agency that have traditionally gone unrecorded. (Blum & Nast, 1996, S. 577)

In Anbetracht dieses Defizits des Lefebvreschen Theorieangebots ist es für die vorliegende Untersuchung erforderlich, mit Doreen Masseys feministisch-geografischem Ansatz einen zweiten raumtheoretischen Schnitt zu erzeugen. Auf diese Weise wird es im nachfolgenden Kapitel möglich sein, die bisherigen Überlegungen zum Raumbegriff zu ergänzen und sie insbesondere im Hinblick auf geschlechterspezifische Aspekte zu schärfen. Ein Ziel wird darin bestehen, der von Blum und Nast (1996, S. 577) konstatierten Unsichtbarkeit (oder besser: ›Unsichtbarmachung‹) weiblicher raumproduzierender Akteurinnen im Kontext umkämpfter sozialer Terrains entgegenzuwirken.

6.4 Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey

Die Arbeiten der britischen Geografin Doreen Massey stehen für Möglichkeiten der feministischen Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs.¹⁵ Sie schließt in manchen Texten explizit an Lefebvres raumtheoretische Überlegungen an (bspw. in Massey, 1992, 2001b, 2005). So betont auch sie die (soziale) Produziertheit des (sozialen)

15 Belina und Michel (2008) bezeichnen Massey in der Einleitung zum von ihnen herausgegebenen Buch *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography* gar als »wichtigste feministische Geographin« (S. 26). Anders als in der geografischen Geschlechterforschung haben ihre Arbeiten in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft bislang jedoch kaum Eingang in Diskurs und Theoriebildung gefunden: Lediglich sehr kurze Verweise finden sich beispielsweise bei Ecarius und Oliveras (2014) und Nugel (2014). Im Tagungsband zum 25. DGfE-Kongress (Glaser et al., 2018) finden sich einzig im (englischen) Beitrag von Robertson (2018) Bezugnahmen auf eines von Masseys Hauptwerken (*Space, Place, and Gender*, 2001b [1994]). In der kürzlich unter dem Titel *Relational Becoming – mit Anderen werden* publizierten Dissertationsschrift von Kerstin Meißner (2019) findet demgegenüber eine eingehendere Auseinandersetzung mit Masseys relationaler Raumtheorie statt. Die beinahe inexistente Rezeption mag (wie auch bei Lefebvre) darin begründet sein, dass Masseys Arbeiten zurzeit noch kaum auf Deutsch vorliegen. Eine der wenigen Ausnahmen stellt Massey (1993) dar.

Raums. Lefebvre (1991, S. 32) zufolge sind (Re-)Produktionsverhältnisse im sozialen Raum eingelagert bzw. werden diesen Verhältnissen spezifische Orte im sozialen Raum zugewiesen. Zu den Reproduktionsverhältnissen zählen insbesondere »the bio-physiological relations between the sexes« (ebd.). Massey (1993) differenziert und unterstreicht darüber hinausgehend, dass den Geschlechtern unterschiedliche Orte im sozialen Raum zugedacht würden. Eine ihrer diesbezüglichen Hauptthesen lautet folgendermaßen: »[...] Räume und Orte und die Art und Weise, wie wir sie erfassen (sowie damit verbundene Dinge, wie etwa der unterschiedliche Mobilitätsgrad), [sind] durch und durch geschlechtsspezifisch bestimmt« (ebd., S. 110). Zum Verhältnis von Raum und (vergeschlechtlichten) Körpern konstatiert die Raumsoziologin Löw (2005) im Anschluss an Lefebvre, dass Körper gemäß dessen Verständnis »nicht länger *im* Raum gelagert, [...] nicht einmal mehr systematisch von Räumen getrennt« (S. 241) seien. (Soziale) Räume sind nicht einfach ›da‹, sondern sie werden durch verkörperte Akteur_innen situativ erschaffen. Bei diesen Raumproduktionspraktiken ist das Geschlechterverhältnis von nicht zu unterschätzender Bedeutung, worauf Massey in ihren Arbeiten immer wieder mit Nachdruck hingewiesen hat. Gemäß Löw (2005) ist das Geschlechterverhältnis »über die körperliche Praxis in die Produktion von Räumen eingebunden. Raum und Körper teilen nicht nur gemeinsame vergeschlechtlichende Bilder, sondern Räume werden über körperliche Praktiken in vergeschlechtlichter Weise hervorgebracht« (S. 265).

Um dieser geschlechtertheoretischen Sichtweise im Hinblick auf die weitere Auseinandersetzung mit dem Raumbegriff gerecht werden zu können, nehme ich im Folgenden zunächst das bereits in Kapitel 6.1.3 (Raum und Zeit) erwähnte Konzept der RaumZeit wieder auf und erläutere dieses noch detaillierter. Dieses Konzept nimmt in der Massey'schen Raumtheorie einen zentralen Stellenwert ein und ermöglicht eine Abkehr von der dualistischen Vorstellung von Raum (weiblich) vs. Zeit (männlich). Im Anschluss daran gehe ich ausführlich auf drei wegweisende Vorschläge Masseys zu einer feministischen Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs ein. Anhand der Frage, ob und inwiefern Begriffe wie ›Fortschritt‹ und ›Globalisierung‹ in der Kategorie der RaumZeit gedacht werden können, sollen in einem nächsten Schritt einige Implikationen von Masseys Theorie exemplarisch veranschaulicht werden, die im weiteren Verlauf meiner Untersuchung von Bedeutung sein werden. Diesen ersten theoretischen Schnitt abschließend, stelle ich daraufhin Vorüberlegungen zur Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen im Kontext der sozialen Produktion des Raums (im Anschluss an Lefebvre) und der RaumZeit-Theorie (im Anschluss an Massey) an.

6.4.1 RaumZeit

Massey (1993) schlägt vor, »von jener Vorstellung von Gesellschaft als einer Art dreidimensionalem Körper, der sich durch die Zeit bewegt« (S. 120), wegzukommen.

Wie zuvor in Kapitel 6.1.3 bereits festgehalten, sei Raum weder als fix und unbeweglich zu verstehen, noch sei die Zeit ohne räumliche Dimension denkbar. Insofern kann weder Raum noch Zeit unabhängig vom je anderen gedacht werden (vgl. ebd.; Crang & Thrift, 2000, S. 1). Das bedeutet, dass diese beiden Begriffe »nicht in dichotomisierter Weise begriffen werden« (Massey, 1993, S. 121) können. Massey (1992, S. 76) kritisiert hiermit ein Verständnis von Raum, das sich aus der Newton'schen Physik ergeben hat und das bis heute verschiedentlich in sozialwissenschaftlichen Studien durchscheint:

Eine genaue Lektüre eines Grossteils der gängigen Literatur in den Sozialwissenschaften bringt zum Vorschein, dass Raum immer wieder definiert wird als Stillstand und als totaler Gegensatz zu Zeit. [...] Es entsteht der Eindruck, ›die Zeit schreite fort‹, während Raum nur herumlungert. Zeit ist die Gegenwartsgeschichte, während Raum/Ort eine Art Rastplatz ist, wo nach dem Weltgeschehen eine Pause gemacht wird. (Massey, 1993, S. 118; vgl. Foucault, 1980, S. 70)

Sehr verkürzt lässt sich sagen, dass Raum im Anschluss an Newton gleichsam als ›passive Arena‹ aufgefasst wurde, in der Objekte angeordnet sind. In der modernen Physik hingegen – Massey verweist hierbei auf Einsteins Spezielle Relativitätstheorie – existieren Raum und Zeit nicht an sich und unabhängig voneinander, sondern sie ergeben zusammen eine vierdimensionale RaumZeit (engl. *space-time*) (vgl. Stannard, 1989, S. 35, zit.n. Massey, 1992, S. 76; Schroer, 2012a, S. 43).

Massey (1992, S. 76f.) macht deutlich, dass sie mit dem Konzept der RaumZeit nicht für eine absolute Einebnung jeglicher Unterschiede zwischen den sogenannten ›räumlichen‹ und ›zeitlichen‹ Dimensionen plädiere (darum gehe es auch in der modernen Physik nicht). Vielmehr bestehe ihr Anliegen darin, auf die enge Verwobenheit von Raum und Zeit aufmerksam zu machen. Bereits Lefebvre (1991, S. 175, 351) hatte in seinem Buch *The Production of Space* die Conclusio gezogen, dass die herkömmliche abstrakte Trennung dieser beiden Begriffe überdacht werden müsse: Raum und Zeit seien zwar durchaus verschieden, jedoch auch miteinander verbunden (vgl. hierzu bspw. Elden, 2004, S. 94f.; Kipfer, Saberi & Wieditz, 2012, S. 118; Simonsen, 2005, S. 7). Das Räumliche und das Zeitliche werden gleichsam zusammen konstituiert (vgl. Massey, 1999c, S. 9). Massey (1992) betont hierbei insbesondere die Wichtigkeit, Raum keinesfalls einfach als ›Nicht-Zeit‹ aufzufassen: »Space must not be consigned to the position of being conceptualized in terms of absence or lack« (S. 77). Sie stellt sich damit vehement gegen eine Auffassung von Raum als etwas, das der Zeit – verstanden als Veränderung, Bewegung, Geschichte, Dynamik – diametral entgegensteht, oder anders gesagt, dass Raum die Abwesenheit all dessen darstellt, was normalerweise mit Zeit in Verbindung gebracht wird. Massey (1992) kritisiert die weitverbreitete Auffassung, Zeit als den ›privilegierten Signifikanten‹ anzusehen, da dies zugleich Raum als das negativ konnotierte Pendant erscheinen lasse, dem alle Attribute fehlen, die der Zeit positiv zugeschrie-

ben werden (vgl. ebd., S. 72f.; Massey, 2001b, S. 6f.). Die auf der Grundlage dieser Überlegungen fußenden Verschiebungen hinsichtlich des Verständnisses der Begriffe von Raum und Zeit (und RaumZeit) und deren Implikationen sind Thema der nachstehenden Ausführungen.

6.4.2 Vorschläge zur Rekonzeptualisierung von Raum¹⁶

Massey (1999c) unterbreitet drei eng zusammenhängende Vorschläge für die Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs, die im Folgenden im Detail diskutiert werden sollen:

- i. space is a product of interrelations. It is constituted through interactions, from the immensity of the global to the intimately tiny. [...];^[17]
- ii. space is the sphere of the possibility of the existence of multiplicity; it is the sphere in which distinct trajectories coexist; it is the sphere of the possibility of the existence of more than one voice. Without space, no multiplicity; without multiplicity, no space. If space is indeed the product of interrelations, then it must be predicated upon the existence of plurality. Multiplicity and space are co-constitutive;
- iii. finally, and precisely *because* space is the product of relations-between, relations which are necessarily embedded material practices *which have to be carried out*, it is always in a process of becoming; it is always being made. It is never finished; never closed. (Massey, 1999c, S. 2)

Ad i: Raum als Produkt von Beziehungen (interrelations)

Dieser erste Vorschlag zur Rekonzeptualisierung von Raum ist von entscheidender Bedeutung, da die anderen beiden Vorschläge darauf aufbauen. Gemäß diesem Verständnis wird Raum durch Beziehungen hervorgebracht. Dies bedeutet, Raum als »simultane Koexistenz sozialer Beziehungen [aufzufassen], die nicht anders als dynamisch begriffen werden können« (Massey, 1993, S. 120; vgl. Massey, 1992, S. 80; 2001b, S. 3). Beziehungen versteht Massey (2005) dabei als »embedded practices« (S. 10). Charakteristisch für solche Beziehungen sei deren Simultaneität, womit wiederum das Dynamische des Raums betont wird, denn es ist unmöglich, Simultaneität als statisch zu verstehen. Das Denken der RaumZeit erscheint deshalb unumgänglich. Wenn Raum zudem nicht als absolute Dimension, sondern vielmehr

16 Diese Vorschläge nimmt Massey (2005, S. 9ff.) in ihrem Buch *For Space* erneut auf. Verwiesen wird im Folgenden jedoch in erster Linie auf den Beitrag aus dem Jahre 1999, da die Vorschläge in diesem Text meines Wissens zum ersten Mal formuliert worden sind.

17 Vgl. hierzu auch Schmid (2005, S. 9), der diesen Aspekt in Bezug auf Lefebvre (1991) ebenfalls ausformuliert hat.

als Moment, in dem sich in spezifischer Weise konfigurierte soziale Beziehungen kreuzen oder überschneiden, gesehen wird, dann muss auch – wie in Kapitel 6.4.1 bereits dargelegt wurde – die Illusion aufgegeben werden, Raum im Sinne von etwas Statischem, Fixem zu denken (vgl. Massey, 1992, S. 80f.). Kreuzungspunkte sozialer Beziehungen konstituieren demnach in dynamischer Weise Räume. Das Container-Modell, das Raum als leere, passive Hülle versteht, kann nicht weiterbestehen, oder wie Foucault (2005) konstatiert: »Wir leben nicht in einem leeren, neutralen Raum« (S. 9; vgl. Foucault, 1991, S. 67). Ein weiterer und damit zusammenhängender Aspekt, der im letzten Kapitel zu Lefebvres Raumtheorie bereits eingehend diskutiert wurde – nämlich der Aspekt des Gemacht-Seins und Gemacht-Werdens des Raums –, findet sich bei Massey (2006) wieder: »space is a product of practices, relations, connections and disconnections. We *make* space in the conduct of our lives, and at all scales, from the intimate to the global« (S. 89f.). In der Betonung der Raumproduktionen durch soziales Handeln, die von der Mikro- bis zur Makroebene fortwährend vonstattengehen, wird Masseys Nähe zu Lefebvres Arbeiten erkennbar.

Wenn Massey soziale Beziehungen und deren raumkonstituierenden Wirkungen analysiert, denkt sie stets die Machtförmigkeit solcher Beziehungen mit, wengleich dieser Aspekt nicht in allen ihren Beiträgen gleichermaßen explizit hervorgehoben wird. Der von ihr geprägte Ausdruck »power-geometries of time-space« (Massey, 1999a) verweist jedoch neben der Betonung der Verwobenheit von Raum und Zeit explizit auf die Bedingungen der Macht, die in diese raumzeitliche Verwobenheit hineinwirken (vgl. auch Massey, 2001b, S. 3f.; Grossberg, 2007, S. 118ff.). Raum ist nach Massey (2005, S. 85) ein Produkt materieller Machtpraktiken. Diese Machtpraktiken sind als relational, das heißt als in multiplen Beziehungen und Verbindungen wirksam werdend, zu verstehen. Hierbei werden die Anleihen bei unterschiedlichen poststrukturalistischen Theorieströmungen offenkundig.¹⁸ In zahlreichen ihrer Arbeiten geht es Massey darum, das fortwährende Gemacht-Werden von Macht-Geometrien sowie die sich verschiebenden Geografien von Machtbeziehungen (vgl. ebd.) in den Blick zu nehmen, wobei das Verhältnis zwischen Raum und Macht als wechselseitiges ausgewiesen wird (vgl. hierzu auch Massey, 2001b, S. 22; Robertson, 2018, S. 47).

An diesem Punkt stellt sich die Frage, welche Implikationen aus diesen Überlegungen folgen und was diese im Kontext einer feministischen Raumtheorie bedeuten. Der oben skizzierte erste Vorschlag zur Rekonzeptualisierung von Raum hängt nach Massey (1999c, S. 2f.) mit einem anti-essenzialistischen politischen An-

18 Explizite Bezugnahmen beispielsweise auf Foucault oder Deleuze und Guattari finden sich in Massey (1992) und Massey (1999c).

satz zusammen, der nicht von gegebenen und fixen Identitäten¹⁹ (z.B. ›weiblich‹ oder ›homosexuell‹) ausgeht, sondern die relationale, soziale Konstituiertheit und Konstruiertheit von Identitäten betont (vgl. ebd., S. 3). Hiermit wird ein relationales Verständnis der Welt akzentuiert. In diesem Zusammenhang argumentiert Massey (1999c, S. 3) mit Verweis auf Mouffe des Weiteren, dass Identitäten/Entitäten (›identities/entities‹), die Beziehungen zwischen ihnen und die spezifischen Räume, die sie hervorbringen, ko-konstitutiv seien (vgl. hierzu auch Massey, 1995, S. 286; 2005, S. 10). Dies bedeutet, dass Raum nicht *a priori* – das heißt vor diesen Identitäten/Entitäten und deren Beziehungen untereinander – existiert (vgl. Massey, 2005, S. 10). Gottschalk, Kersten und Krämer (2018) halten in diesem Zusammenhang Folgendes fest: »[...] keine Identität verweist nur auf sich selbst. Jegliche Eigenschaft, jeglicher Ort, jeder Körper steht in Verbindung zu anderen und wird erst in diesem Gefüge von Relationen zu sich selbst« (S. 7; vgl. hierzu auch Grossberg, 2007, S. 128f.). Rekapitulierend kann an dieser Stelle generell festgehalten werden, dass Massey Raum notwendigerweise als wesentliche Voraussetzung für die Konstituiertheit von Identitäten/Entitäten *und zugleich* als Produkt dieses (fortdauernden) Konstitutionsprozesses annimmt.

Ad ii: Raum als Sphäre der Möglichkeit für Vielheit (›multiplicity‹)

Der zweite Vorschlag lautet, Raum als ›Möglichkeitssphäre für Multiplizität‹ – im Sinne einer Vielheit gleichzeitig existierender Bahnen, Kurven oder Wege (›trajectories‹²⁰) bzw. einer Vielheit im Sinne des Laut-Werdens von mehr als einer Stimme – anzusehen. Diese Sichtweise hängt mit dem ersten Vorschlag folgendermaßen zusammen: Wenn man Massey folgend davon ausgeht, dass Raum das Ergebnis von Beziehungen ist, dann bedeutet dies, dass immer schon eine Vielheit von Beziehungen existiert, aus der sich vielfache Kreuzungs- und Knotenpunkte ergeben. Raum ermöglicht und inkorporiert die Ko-Existenz von voneinander unabhängigen Bahnen (vgl. Massey, 1999c, S. 8). Hiermit hängt der Vorschlag zusammen, »space as the sphere of the meeting up, or not, of those trajectories – where they coexist, affect each other, fight« (ebd.; vgl. hierzu auch Lefebvre, 1991, S. 86), aufzufassen. Dies erinnert erneut an den oben skizzierten ersten Vorschlag, Raum

19 An anderer Stelle führt Massey (1999b) in Bezug auf den Identitätsbegriff aus, was weiter unten (unter Punkt iii) analog zum Raumbegriff gesagt werden wird: »identities are never closed, they are never finished, they are always being produced, they are always provisional coherences, and the identity of things is in that very process of production – [...] the identity itself is movement, it is in the process of becoming« (S. 62; vgl. Massey, 1995).

20 »By ›trajectory‹ and ›story‹ I mean simply to emphasise the process of change in a phenomenon. The terms are thus temporal in their stress, though, I would argue, their necessary spatiality (the positioning in relation to other trajectories or stories, for instance) is inseparable from and intrinsic to their character« (Massey, 2005, S. 12).

als Produkt von Beziehungen auf allen Maßstabsebenen zu denken. Diese komplexen, kontingenten, vielgestaltigen raumproduzierenden Beziehungen überlagern sich und sind miteinander verflochten, brauchen dies jedoch nicht notwendigerweise zu sein. Denn es besteht zumindest immer die Möglichkeit, dass zukünftig weitere, andere Beziehungen und Verbindungen etabliert werden, die neue Räume schaffen (vgl. Massey, 1999c, S. 8; Massey, 2006, S. 90). Mit anderen Worten bedeutet dies, dass Raum das Ergebnis *und* die Bedingung einer Vielfalt von ko-existierenden Beziehungen und multiplen Bahnen ist. Diese Beziehungen und Bahnen treffen sich zuweilen, was aber nicht immer der Fall sein muss. Dies wiederum ist essenziell für die Möglichkeit der Entstehung von Neuem und Unvorhersehbarem, wie Massey (2005, S. 71) konstatiert.

Vor diesem Hintergrund wird erneut deutlich, weshalb Massey von ›RaumZeit‹ spricht und – wie in Kapitel 6.4.1 bereits dargelegt wurde – inwiefern Raum und Zeit miteinander verwoben sind. Das Denken von RaumZeit geht mit der Idee einer genuinen Multiplizität von Beziehungen und Bahnen oder Geschichten einher (vgl. Massey, 2001c, S. 259). Dies »can be significant in challenging those analyses which read the world as a singular (and therefore inevitable) history, whether that history be of progress, of modernization, or of globalization« (ebd.). Dieser Aspekt wird weiter unten in Kapitel 6.4.3 (›Fortschritt‹ und ›Globalisierung‹ in der Kategorie der RaumZeit?) im Hinblick auf die Konsequenzen der Massey'schen Rekonzeptualisierung von Raum erneut aufgegriffen und noch eingehender besprochen.

Ad iii: Raum als stets im Prozess des Werdens bzw. Gemacht-Werdens

Um Masseys dritten Vorschlag zu skizzieren, ist eine kurze Rückschau auf die ersten beiden Vorschläge hilfreich: Raum ist das Produkt von Beziehungen (vgl. Punkt i). Konstitutiv für diese Beziehungen sind materielle Praktiken, die immer wieder aufs Neue hervorgebracht und aktualisiert werden müssen. Dies bedeutet, dass Raum nie abgeschlossen sein kann, sondern sich in einem kontinuierlichen Prozess des Werdens bzw. Gemacht-Werdens befindet (vgl. Massey, 1999c, S. 2): »There are always loose ends in space« (ebd., S. 8) und es existiert mithin stets eine ›Möglichkeitssphäre für Multiplizität‹ (vgl. Punkt ii). Der prozesshafte Charakter des Raums lässt gleichsam ›Raum‹ für Veränderungen. Diese Sichtweise führt eine Offenheit mit sich, die für das Raum-Zeitliche zentral ist, wie in diesem Abschnitt weiter ausgeführt wird.

Dieser dritte Punkt impliziert, dass im Raum jederzeit neue Bahnen (›trajectories‹) eingeschlagen und neue Verbindungen geknüpft werden können und dass stets die Möglichkeit besteht, neue Beziehungen zu etablieren (ohne dass damit gemeint ist, dass es sich dabei um ein geschlossenes System handelt, in dem immer schon alles mit allem verbunden ist) (vgl. Massey, 1999c, S. 2). Eine Simultaneität sozialer Beziehungen, wie sie unter Punkt i ausgeführt wurde, kann folglich nicht eine Art fertiggestellte oder stillstehende Simultaneität sein, denn Raum

»can never be that completed simultaneity in which all interconnections have been established, and in which everywhere is already linked with everywhere else« (ebd.; vgl. Massey, 2005, S. 107). Die Verbindungen/Beziehungen müssen immer wieder aufs Neue aktualisiert werden, wobei kleinere oder größere Änderungen beim (erneuten) Herstellen von – vormals möglicherweise bereits einmal existenten – Verbindungen/Beziehungen nicht auszuschließen sind. Prozesse der Raumproduktion bergen jederzeit Momente des Unvorhersehbaren; sie sind hochgradig kontingent.

Eine wesentliche Konsequenz dieses prozessualen Denkens von Raum besteht darin, dass Raum Zukunft offenhält (vgl. Massey, 1999b, S. 62; 2005, S. 59; 2006, S. 90). Diese Raumkonzeption, die das Prozesshafte betont und Raum nicht als geschlossenes, fixes System versteht,

resonates with an increasingly vocal insistence within political discourses on the genuine openness of the future. It is an insistence founded in an attempt to escape the inexorability which so frequently characterises the grand narratives related by Modernity. The frameworks of ›Progress‹, of ›Development‹ and of ›Modernisation‹, and the succession of modes of production elaborated within Marxism all propose scenarios in which the general directions of history, including the future, are known. However much it may be necessary to fight to bring them about, to engage in struggles for their achievement, there was always nonetheless a background conviction about the direction in which history was moving. (Massey, 1999c, S. 3f.)

Massey (1999c, S. 4) erinnert hierbei an politische Theorien wie beispielsweise Ernesto Laclau (1990) radikale Demokratietheorie²¹ sowie an Gilles Deleuzes und Félix Guattaris (1992) Begriff des Nomadismus, die für eine radikale Offenheit der Zukunft stehen. Dabei vertritt die Autorin die Ansicht, dass die Offenheit des Raums *und* die Offenheit der Zeit (bzw. der Geschichte) zwei Seiten der gleichen Medaille darstellen würden, wobei diese füreinander wesentlich seien (vgl. Massey, 1999c,

21 Hierzu findet sich bei Massey (1999c) die folgende weiterführende Überlegung: »Indeed, as Laclau in particular would most strongly argue, only if we conceive of the future as genuinely open can we seriously accept or engage in any genuine notion of politics« (S. 4). Vor dem Hintergrund dieser Aussage ist es aufschlussreich, dass sich die Autorin in einem früheren Artikel in Bezug auf Ernesto Laclaus Raumverständnis – wobei sie sich explizit auf Laclau (1990) *New Reflections on the Revolution of Our Time* bezog – kritisch äußerte: »To summarize it rather crudely, Laclau's view of space is that it is the realm of stasis« (Massey, 1992, S. 67). Als problematisch erachtet sie kurz gesagt weniger Laclaus Überlegungen zur Dimension der Zeit als vielmehr zum einen sein Raumverständnis, das – wie sie konstatiert – Raum de-politisieren und zum anderen, dass Laclau das Räumliche und das Zeitliche so stark kontrastieren (vgl. ebd., S. 67ff.). Ebendiese Gegenüberstellung versucht Massey durch ihr RaumZeit-Konzept zu überwinden.

S. 4). Sie rekurriert in diesem Kontext auf ihren ersten Vorschlag zur Rekonzeptualisierung von Raum (nämlich Raum als Ergebnis von Beziehungen oder Relationen aufzufassen), indem sie die Bedeutung ihrer anti-essenzialistischen Sichtweise hervorhebt: Es geht ihr darum, essenzialistische – im Sinne von unveränderlichen oder unveränderbaren (vgl. ebd.) – Auffassungen von Identitäten infrage zu stellen. Dies hängt grundlegend mit einem Offenhalten von Möglichkeiten für Veränderungen zusammen. Neue Verbindungen können fortwährend entstehen, auch wenn nie vorab zu bestimmen ist, wie diese zukünftig zustande kommen werden. Bei diesem politischen (und ethischen) Ansatz geht es darum, die kontingente Potenzialität des Raumes und der Zeit anzuerkennen, um das Zustandekommen neuer Relationen/Beziehungen überhaupt erst zu ermöglichen und dieses nicht zu verhindern, da dies Ausschlüsse produzieren würde, die stets einer Form von Gewalt gleichkämen. Diese anti-essenzialistische, von relationalen Identitätskonstruktionen ausgehende Sichtweise kann das Versprechen von Veränderungsmöglichkeiten indes nur dann einlösen, wenn Beziehungen (engl. *relations*) nicht selbst als innerhalb eines geschlossenen Systems existierend gedacht und damit beschnitten werden (vgl. ebd.).

Das Soziale und das Politische des Raums (im Sinne der hier dargelegten geografisch-feministischen Rekonzeptualisierung) werden von der Autorin immer wieder betont. Raum ist eine Simultaneität von unfertigen, kontinuierlichen Bahnen (vgl. Punkt ii). Insofern ist Raum ›die Dimension gleichzeitiger Vielheit‹ (vgl. Massey, 2006, S. 92), und zwar einer komplexen Vielheit aus »trajectories of processes, not of static things. Space is therefore the dimension of the social. It poses that most basic of social, political, ethical, questions: how are we going to live together. Space presents us with the existence of others« (ebd.). An anderer Stelle macht die Autorin darauf aufmerksam, dass sie ›das Soziale‹ nicht ausschließlich als menschliche Sozialität, die nur menschliche Wesen inkludiere, verstehe, sondern im Sinne eines Involviertseins innerhalb einer Vielheit (»engagement within a multiplicity«; Massey, 2005, S. 61): Das Soziale ist die Sphäre kontinuierlicher (Re-)Produktion und (Re-)Konfiguration von Heterogenität und Differenz in all ihren Formen (vgl. ebd.). Aus der Perspektive des agentuellen Realismus lässt sich dies um Folgendes ergänzen: »Difference patterns do not merely change in time and space; spacetime is an enactment of differentness, a way of making/marking here and now« (Barad, 2007, S. 137).

Mit den obigen Ausführungen wurde ein Überblick über Masseys drei wegweisende Vorschläge zur Rekonzeptualisierung von Raum gegeben. Im Folgenden werden zunächst exemplarisch einige Konsequenzen der Massey'schen Raumkonzeption in Bezug auf Begriffe wie ›Fortschritt‹ und ›Globalisierung‹ zu diskutieren sein, um die bisherigen eher theoretisch gehaltenen Überlegungen zu konkretisieren. Daraufhin wird die Frage erörtert, was die raumtheoretischen Ansätze von

Lefebvre und Massey für die Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen konkret bedeuten.

6.4.3 ›Fortschritt‹ und ›Globalisierung‹ in der Kategorie der RaumZeit

Nach Massey (1999c, S. 8) haben die Relationalität des Raums (d.h. die Konstituiertheit des Raums durch vielfältige, ko-existierende Beziehungen) und dessen genuine Offenheit wie zuvor bereits festgehalten zur Folge, dass Raum stets ein Moment des Unerwartbaren, des Unvorhersehbaren birgt. Dem Raum ist somit immer auch ein ›chaotisches Element‹ inhärent (vgl. ebd.), da diese Beziehungen wie im vorhergehenden Kapitel dargelegt nicht in einem (ab)geschlossenen System existieren (vgl. Punkt iii). Dieses Chaos resultiert gemäß Massey (1999c) »from those happenstance juxtapositions, those accidental separations, the often paradoxical character of geographical configurations in which, precisely, a number of distinct trajectories interweave and, sometimes, interact« (S. 8; vgl. Massey, 1992, S. 81ff.).

Das Denken in der Kategorie der RaumZeit führt vor diesem Hintergrund eine Kritik an gängigen Fortschritts- und Entwicklungsdiskursen mit sich: Wird RaumZeit als offen aufgefasst und wird des Weiteren davon ausgegangen, dass diverse Bahnen (engl. *trajectories*) zeitgleich existieren, muss die Vorstellung einer einzelnen, linear verlaufenden Geschichte verworfen werden. Diese Vorstellung einer »single linear history organises space into temporal sequence« (Massey, 1999c, S. 11). Dies führt die Autorin als ein Beispiel einer »evasive imagination« (Massey, 2006) an, auf die hier kurz eingegangen werden soll.

Entwicklungsdiskurse, infolge derer Raum gleichsam in Zeit transformiert wird²² und globale gesellschaftliche Verhältnisse am Fortschrittsgedanken gemessen werden, werden von Massey aufs Schärfste kritisiert. Diese »evasive imagination« von Raum sei insbesondere deshalb problematisch, da in dieser Konzeptualisierung gewisse Nationen oder Regionen als ›rückständig‹ oder ›zurückgeblieben‹ betrachtet würden (vgl. Massey, 1999a, S. 13; 1999c, S. 6f.; 2005, S. 68ff.; Massey, 2006, S. 90). Den als ›rückständig‹ bezeichneten Ländern oder Regionen wird nicht zugestanden, einen eigenen Weg einzuschlagen. Deren Zukunft ist bereits vorherbestimmt, indem sie auf den *einen* gängigen Weg ›eingespurt‹ werden:

there is only *one* historical queue (one model of development) and it is one defined by those ›in the lead‹ (there is one voice) and sometimes, perhaps often, accepted by those who are figured ›behind‹. The most immediate and obvious result of this manoeuvre is that those countries or regions which are ›behind‹ in this queue have

22 »[...] the whole uneven geography of the world is effectively reorganised (imaginatively) into a historical queue. There is a turning of geography (which, [...] is a spatial simultaneity of differences) into history (itself seen as a single succession)« (Massey, 2006, S. 90).

no possibility (precisely, no ›space‹) to define a path of their own. Their future is foretold. [...] This manoeuvre, in other words, this conceptualisation of spatial difference as temporal sequence, is a way of pronouncing that there is no alternative. (Massey, 2006, S. 90)

Die in diesem Zitat zum Ausdruck gebrachte Problematik besteht darin, dass räumliche Unterschiede als zeitliche aufgefasst werden (Transformation von Raum/Geografie in Zeit/Geschichte): Dabei wird *ein* hegemoniales Modell der Entwicklung und des Fortschritts installiert, das als ›natürlich‹ erscheint. Alle Länder und Regionen der Welt werden an diesem *einen* Modell gemessen, wobei für Länder, die diesem hegemonialen Modell nicht entsprechen, ein ›Aufholbedarf‹ proklamiert wird (vgl. ebd.). Die Autorin konkretisiert diesen Punkt folgendermaßen: »when questions are raised concerning the poverty and inequality that exist within today's form of globalisation [...], the reply is frequently constructed around notions such as ›they are behind‹, ›give us time‹, ›they will catch up‹« (ebd.). Mit anderen Worten: »That cosmology of ›only one narrative‹ obliterates the multiplicities, the contemporaneous heterogeneities of space« (Massey, 2005, S. 5).

Das in diesem Zusammenhang wohl bedeutsamste Moment der Massey'schen Raumkonzeption, wie sie in diesem Kapitel dargelegt wurde, besteht in der Einsicht in die gleichzeitige Produktion verschiedener Vielheiten (engl. *multiplicities*) zu einem historischen Zeitpunkt (vgl. Massey, 1992, S. 83). In diesem räumlichen Sinne werden Vielheiten verstanden als »the existence of trajectories which have at least some degree of autonomy from each other (which are not simply alignable into one linear story)« (Massey, 1999a, S. 13). Aus diesen Einsichten folgt die Notwendigkeit des radikalen Denkens in der Kategorie der RaumZeit. Zukunft wird dabei nicht als bereits vorherbestimmt (als Folge des *einen* Fortschrittsmodells) gesehen, sondern als genuin offen (vgl. Punkt iii).

Eine weitere Konsequenz des ›Verdrehens‹ von räumlichen oder geografischen Unterschieden in geschichtliche Unterschiede besteht im Verkennen des Faktums, dass globale Ungleichheiten tatsächlich *jetzt* produziert und reproduziert werden und dass diese Ungleichheiten darüber hinaus als strukturelles Element der gegenwärtigen Form von Globalisierung existieren (vgl. Massey, 1992, S. 83f.):

This convening of contemporaneous geographical differences into temporal sequence, this turning it into a story of ›catching up‹, occludes present-day relations and practices and their relentless *production*, within *current* rounds of capitalist globalisation, of increasing inequality. It occludes the power-geometries within the contemporaneity of *today's* form of globalisation. (Massey, 2005, S. 82)

Hieraus wird erneut deutlich, dass Raum und Zeit zusammen gedacht werden müssen. Globale Ungleichheiten lassen sich nicht als ›Geschichte des Aufholens‹

lesen. Vielmehr sind sie Ausdruck *gegenwärtig* existierender (Macht-)Beziehungen und (Macht-)Praktiken. Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn man Globalisierung als räumliches Phänomen betrachtet und nicht in einer »a-spatial view of globalisation« (ebd., S. 88; vgl. Massey, 1999a, S. 16) verbleibt, das heißt, nicht von einer »evasive imagination« (Massey, 2006, S. 91) von Raum ausgeht, die das Räumliche in etwas Zeitliches verdreht und damit eliminiert.

6.5 Vorüberlegungen zur Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen im Kontext der sozialen Produktion des Raums (Lefebvres) und der RaumZeit-Theorie (Massey)

Dieser erste theoretische Schnitt diene der Ausarbeitung der im Fortgang der vorliegenden Studie bedeutsamen Konzeption des Raumes. Zunächst wurden unter Bezugnahme auf Lefebvres (1991) *The Production of Space* die Grundlagen einer Raumtheorie ausgearbeitet, die Raum einerseits in seiner relationalen Verfasstheit zu denken vermag und dabei andererseits einen besonderen Fokus auf die soziale Produziertheit des Raums legt. Letzteres ist im Rahmen der vorliegenden Untersuchung von Fernbeziehungen gerade deshalb von hoher Relevanz, weil Lefebvre nicht nur in Bezug auf »Makroräume« davon ausgeht, dass diese sozial produziert sind, sondern dies auch für die alltäglichen »Mikroräume« beansprucht (vgl. Nehrlich, 2012, S. 314). In diesem Zusammenhang gilt es festzuhalten – wie dies auch Massey (1992, S. 67) tut –, dass Lefebvres sozialphilosophisches, kritisch-materialistisches Theorieangebot zugleich die (alltäglichen) gelebten Praktiken, die symbolischen Bedeutungen im Kontext der Produktion des Raums sowie die materiellen Folgen, die sich aus spezifischen sozial-räumlichen Verhältnissen ergeben, miteinbezieht, wobei jedoch keine dieser Dimensionen des Raums überprivilegiert wird. Diese drei Dimensionen bzw. Modi der Raumproduktion gilt es auch bei der empirischen Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen zu berücksichtigen. Dies bedeutet, das Wahrnehmbare, das Konzipierte und das Gelebte bzw. Erlebte des sozialen Raums vor dem Hintergrund ihrer Produziertheit (und damit auch Veränderbarkeit) wie auch ihrer produktiven Wirkungen auf in solchen Beziehungen involvierte raumproduzierende, vergeschlechtlichte Akteur_innen in den Fokus zu nehmen.

Masseys Grundidee zur feministischen Rekonzeptualisierung von Raum besteht darin, diesen – wie bereits Lefebvre (1991) – als durch alltägliche soziale Beziehungen hervorgebracht zu verstehen. Darüber hinaus trägt Massey den geschlechterspezifischen Unterschieden hinsichtlich der Raumproduktionspraktiken sowie den verschiedenen Möglichkeiten des Wahrnehmens und Erlebens von sozial produzierten Räumen und den damit einhergehenden Machtverhältnissen Rechnung. Wie ausgeführt, plädiert die Autorin des Weiteren dafür, Raum weder dem Ort

noch der Zeit gegenüberzustellen (vgl. hierzu bspw. Massey, 1992, S. 71ff.). Insgesamt erlaubt es Masseys feministisch-raumtheoretischer Ansatz, die prozessuale und die relationale Verfasstheit sozialer Räume in den Blick zu bekommen:

Social relations always have a spatial form and spatial content. They exist, necessarily, both *in* space (i.e., in a locational relation to other social phenomena) and *across* space. And it is the vast complexity of the interlocking and articulating nets of social relations which is social space.^[23] Given that conception of space, a place is formed out of the particular set of social relations which interact at a particular location. (Massey, 2001b, S. 168)

Durch die vielfältigen Relationen, die sich *durch* Räume ziehen und die *in* Räumen artikuliert werden, werden diese Räume zugleich erst hervorgebracht: Relationen sind Räume – und umgekehrt. Diese relationalen Räume (oder räumlichen Relationen) werden fortwährend (re-)produziert: »We are constantly making and re-making the time-spaces through which we live our lives« (Massey, 1999a, S. 23). Es handelt sich dabei um einen Prozess, in dem stets mit Unerwartetem oder Unvorhergesehenem gerechnet werden muss. Zugleich ist es ein zukunftsöffener Prozess, der die Herausforderung birgt, einen Umgang mit Vielheit zu finden, anstatt nur einen Weg, eine Stimme gelten zu lassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Masseys Überlegungen zu einer höheren Sensibilität für geschlechtertheoretische, politische wie auch ethische Konsequenzen der Dimension »Raum/Räumlichkeit« führen. Im Besonderen ist in dieser Hinsicht an ihre eindringlichen Bemühungen zu erinnern, die darin bestehen, aufzuzeigen, dass es eine Rolle spielt, *wie* Raum und Räumlichkeit jeweils genau konzeptualisiert werden. Dabei ist zum einen auf den – in unterschiedlichen Publikationen an je spezifischen Beispielen veranschaulichten – wiederkehrenden Topos der »geographical imaginations« (Massey, 2001a, S. 10) zu verweisen, die in ihren Augen problematisch sind. Zum anderen betont die Autorin immer wieder mit Nachdruck die Machtförmigkeit der Beziehungen und der (verkörperten, vergeschlechtlichten, materiellen) Praktiken, durch die Räume produziert werden. Nicht aus dem Blick geraten bei ihr dabei jedoch jene machtvollen, von Räumen selbst ausgehenden Wirkungen, die wiederum in soziale Verhältnisse einfließen und diese prägen. Um nicht »in die Einseitigkeit eines Formalismus um[zuk]ippen, dem der Bezug zur Welt verloren geht« (Alpsancar, 2011, S. 158), das heißt, »[u]m der Erforschung von Praxis dienlich zu sein, muss

23 In seiner *Kritik des Alltagslebens* verwendet Lefebvre (1977) eine ähnliche Formulierung zur Charakterisierung des gesellschaftlichen Raumes. Dieser wird als »aus einem Gewebe von mehr oder weniger dichten Netzen und Geflechten« (S. 61) bestehend beschrieben, wobei »[d]ieses Gewebe [...] ein wesentlicher Bestandteil der Alltäglichkeit« (ebd.) darstelle.

ein relationales Raumkonzept [...] Struktur und Materialität einer Vielheit von Dingen zusammen denken können« (ebd.).

Im Folgenden möchte ich noch etwas konkreter als bisher darauf zu sprechen kommen, welche Implikationen die in diesem Kapitel dargelegten raumtheoretischen Überlegungen für die Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen bergen. Zunächst lässt sich im Anschluss an Lefebvres kritisch-materialistisches Raumverständnis der sozialen Produziertheit von Raum sowie den ersten Massey'schen Vorschlag, Raum als Produkt von Beziehungen aufzufassen, die anhand des vorliegenden empirischen Materials zu untersuchende These aufstellen, dass Fernbeziehungspaare (mediale) Räume produzieren. Hierbei gilt zu untersuchen, wie spezifische ›Fernbeziehungsräume‹ durch die alltäglichen Praktiken von Fernbeziehungspaaren hervorgebracht werden und wie diese Räume immer wieder aktualisiert und umgestaltet werden. Nicht aus dem Blick geraten sollte dabei die Machtförmigkeit von Beziehungen und Praktiken, die für die Produktion von Räumen konstitutiv sind. Gemäß Masseys drittem Vorschlag (*Raum als stets im Prozess des Werdens bzw. Gemacht-Werdens*) kann nicht davon ausgegangen werden, dass Räume, wie sie im Kontext von Fernbeziehungen hergestellt werden, jemals ›fertig‹ sind. Der Prozess der Raumproduktion ist nie abgeschlossen.

Der zweite Massey'sche Vorschlag (*Raum als Sphäre der Möglichkeit für Vielheit*) scheint für die vorliegende Studie ebenfalls zweckdienlich zu sein, wobei sich die Erläuterungen hierzu jedoch etwas komplizierter gestalten, als bei den anderen beiden Vorschlägen. Analog zu Masseys Kritik an gängigen Fortschritts- und Entwicklungsdiskursen (in denen räumliche Unterschiede in zeitliche Unterschiede verdreht werden und in denen genau *ein* Modell angeboten wird, dessen vorgegebene Richtung einzuschlagen ist) lässt sich in Bezug auf Fernbeziehungen Folgendes festhalten: Wenn man das Räumliche in all seinen Facetten ernst nimmt, gibt es eine Vielzahl an Möglichkeiten in Bezug darauf, welche Wege in nahen sozialen Beziehungen eingeschlagen und wie nahe soziale Beziehungen überhaupt geführt werden können. Dies kann als Plädoyer gegen ›Normalverläufe‹ von Beziehungen gelesen werden: Fernbeziehungen entziehen sich in vielerlei Hinsicht gängigen Normalitätsvorstellungen, die in der Regel an (Paar-)Beziehungen gerichtet werden (vgl. Kap. 2). Entsprechend Masseys (1999c, S. 2) Anregung hinsichtlich eines Verständnisses von Raum als Möglichkeitssphäre zum Laut-Werden von mehr als einer Stimme, kann konstatiert werden, dass Fernbeziehungen einen Weg darstellen – aus welchen Gründen auch immer (d.h. ob diese Beziehungen nun auf einer freiwilligen Entscheidung beruhen oder durch äußere Umstände bedingt sind) – eine (Paar-)Beziehung anders zu leben als es im ›Normalmodell‹ vorgesehen ist. Dies bedeutet, die Zukunft von Fernbeziehungen als genuin offen zu denken und nicht als vorherbestimmt (beispielsweise im Sinne von bereits von vornherein zum Scheitern verurteilten Beziehungen oder von früher oder später in Nahbeziehungen zu überführenden Beziehungen).

Für die Thematik der Fernbeziehungen sind überdies Masseys Überlegungen zu den Begriffen ›Raum‹ und ›Ort‹ bedeutsam. Massey (2005) nimmt diesbezüglich die folgende Verhältnisbestimmung vor: »If space is [...] a simultaneity of stories-so-far, then places are collections of those stories, articulations within the wider power-geometries of space. [...] To travel between places is to move between collections of trajectories and to reinsert yourself in the ones to which you relate« (S. 130; vgl. hierzu auch Meißner, 2019, S. 110). Orte sind gemäß diesem Verständnis nicht ausschließlich Punkte oder Gebiete auf einer Landkarte, sondern »integrations of space and time; [...] *spatio-temporal events*« (Massey, 2005, S. 130) (vgl. Kap. 6.1.2: Raum und Ort). Diese Feststellung mag im ersten Augenblick erstaunen, da sie gängigen Vorstellungen darüber, wie Ort gedacht wird, gegenübersteht. Masseys Gedanke wird jedoch vor dem Hintergrund der folgenden Überlegung verständlicher: Ereignisse oder Geschehnisse (engl. *events*) sind in einem ›Hier und Jetzt‹ situiert. Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass im Raum-Zeitlichen gründet, was geschieht bzw. was sich ereignet. Insofern gleicht ein Ort einem Knoten, der aus sich verwebenden und verwobenen Geschichten entsteht und sich weiterhin in einem stetigen Prozess der Veränderung und des Werdens (bzw. Gemacht-Werdens) befindet. Das Geschehnis oder Ereignis des Ortes, »in the simple sense of the coming together of the previously unrelated« (ebd., S. 141), ist prozesshaft, in sich vielfältig, offen und nicht notwendigerweise kohärent (vgl. ebd.). Ort lässt sich Massey zufolge »as a moment within power-geometries, as a particular constellation within the wider topographies of space, and as in process« (ebd., S. 131) denken. Hieraus folgt, dass es ein Irrtum wäre, Ort als etwas Fixes oder Statisches (als vermeintlichen Gegensatz zu Raum, der – wie ausführlich erläutert wurde – diese Eigenschaften nicht hat) beschreiben zu wollen: Weder Räume noch Orte bleiben jemals gleich und beide lassen sich unabhängig von der zeitlichen Dimension nicht denken.

Für das weitere Nachdenken über Fernbeziehungen bietet außerdem Masseys (2005) Beispiel des Zur-Arbeit-und-wieder-nach-Hause-Fahrens wichtige Hinweise: Erstens konstatiert die Autorin, dass es eigentlich unmöglich sei, nach Hause zurückzukehren – »go ›back‹ home« (ebd., S. 137) – und zwar deshalb, weil das Zuhause »will have moved on from where we left it« (ebd.). Multiple Geschichten verändern die Orte, zu welchen man ›zurückkehrt‹ stetig, wobei es im strikten Sinne kein ›Zurück‹ gibt, da es den Ort, den man verlassen hat, nicht mehr genauso gibt, wie zum Zeitpunkt, als man ihn verlassen hat. Eine Person, die eine Fernbeziehung führt, wird nach einer Phase der Trennung niemals an den gleichen Ort zurückkehren, an dem sie ihren/ihren Partner_in zurückgelassen hat und der mit dem/der Partner_in unmittelbar und stark verbunden ist: Vieles – insbesondere der/die Partner_in und nicht zuletzt man selbst – wird sich verändert haben. Massey (2005, S. 119) hält fest, dass das Ankommen an einem neuen Ort (in diesem Beispiel also das Zuhause des/der Partner_in, den/die man möglicherweise lange

nicht gesehen hat) bedeute, sich (wieder) in die multiplen Geschichten, die sich während der Abwesenheit ereignet haben, ›einklinken‹ zu müssen, wobei es eben-diese Geschichten seien, die diesen Ort ausmachen. Dies gehe mit dem Versuch einher, einige Stränge der Geschichten, die vielleicht von der letzten Begegnung an ›diesem‹ Ort noch in Erinnerung sind, aufzunehmen und diese in ein mehr oder weniger kohärentes Gefühl des ›Jetzt-hier-Seins‹ (vgl. ebd.) (das ein ›Jetzt-wieder-zusammen-hier-Sein‹ ist) einzuweben. All dies könnte mit ein Grund dafür sein, weshalb die Zeit des Wiedersehens für Fernbeziehungspaare zuweilen nicht einfach ist, wie dies in einigen Studien zu Fernbeziehungen diskutiert wird (z.B. Sahlstein, 2006; Stafford, Merolla & Castle, 2006; Stafford & Merolla, 2007).

Vor diesem Hintergrund verweist Massey (2005) des Weiteren auf die Herausforderung des Ortes. Dieser Aspekt wurde in den Vorbemerkungen zu diesem theoretischen Schnitt (Kap. 6.1.2.) bereits thematisiert und soll im Folgenden weiter ausdifferenziert werden. Wie erläutert wird der Ortsbegriff von Massey als »an ever-shifting constellation of trajectories« (ebd., S. 151) definiert. In diesem sich fortwährend verändernden Konglomerat aus sich kreuzenden (und verfehlenden) Bahnen und Geschichten stellt sich die Herausforderung des ›Zusammengeworfenseins‹, der »throwntogetherness«²⁴ (ebd.), immer wieder aufs Neue. Genau dies ist das Spezielle an Orten: »the unavoidable challenge of negotiating a here-and-now (itself drawing on a history and a geography of thens and theres)« (ebd., S. 140). Allerdings gilt es das ›Hier‹ im Kontext dieses ›Zusammengeworfenseins‹ an einem Ort zu klären. ›Hier‹ ist Massey (2005) zufolge

no more (and no less) than our encounter, and what is made of it. It is, irretrievably, here *and* now. It won't be the same ›here‹ when it is no longer now. [...] ›Here‹ is where spatial narratives meet up or form configurations, conjunctures of trajectories which have their own temporalities (so ›now‹ is as problematical as ›here‹). But where the successions of meetings, the accumulation of weavings and encounters build up a history. It's the returns [...] and the very differentiation of temporalities that lend continuity. But the returns are always to a place that has moved on, the layers of our meeting intersecting and affecting each other; weaving a process of space-time. Layers as accretions of meetings. Thus something which might be called there and then is implicated in the here and now. (S. 139; vgl. hierzu auch Barad, 2010, S. 244; 2014b, S. 168)

Massey (2005) bringt hier meines Erachtens in Bezug auf soziale Beziehungen und insbesondere Fernbeziehungen etwas fundamental Bedeutsames zum Ausdruck: Kontinuität basiere auf den ›returns‹, den ›Rückkehren‹, die vor dem Hintergrund

24 Meißner (2019) nimmt diesen Begriff im Anschluss an Massey im Rahmen ihrer Ausführungen zu »Zeitgenossenschaft und Simultanität« (S. 150ff.) auf und bringt ihn in Verbindung mit dem Konzept der Konvivialität/des Konvivialismus.

der oben ausgeführten Gedanken indes niemals Rückkehren zu einem früheren, unveränderten ›Hier‹ sein können. Zurückkehren bedeutet stets, einen anderen Ort als den, welchen man verlassen hat, vorzufinden. Das ›Hier‹ ist eine Begegnung, ein Zusammentreffen, das ohne das ›Jetzt‹ undenkbar ist. ›Hier‹ und ›Jetzt‹ sind jedoch nicht für sich bestimmbar, sondern immer eingebettet in weitere zeitliche und räumliche Dimensionen: ›Dort und Dann‹ sind im ›Hier und Jetzt‹ stets miteingeschlossen.

Mit der Betonung der Herausforderung des Ortes, des ›Zusammengeworfenseins‹, verweist Massey (2005, S. 141) des Weiteren darauf, dass es darum gehe, sich der Herausforderung des Verhandeln von Vielheit zu stellen. Diese Herausforderung, die zugleich einer Aufforderung gleichkommt, ist eine politische und ethische. Denn Orte »implicate us, perforce, in the lives of human others, and in our relations with nonhumans they ask how we shall respond to our temporary meeting-up« (ebd.).

Die Relationen, die zu solchen ›temporären Treffen‹ (vgl. ebd.) führen, erstrecken sich Massey (2001b) zufolge »out over the planet at every different level, from the household to the local area to the international« (S. 154), was weiter oben unter Punkt i (*Raum als Produkt von Beziehungen*) bereits dargelegt wurde. Hinsichtlich der Konsequenzen des Massey'schen Raumverständnisses für die Thematik der Fernbeziehungen ist an dieser Stelle abschließend noch der Hinweis von Bedeutung, dass Raum in dieser Konzeption nicht ausschließlich im Rahmen von sogenannten ›Face-to-Face-Beziehungen‹ produziert wird (bzw. werden kann). Wenn davon ausgegangen wird, dass Relationen auf verschiedenen Ebenen – vom Lokalen bis zum Globalen – zu neuen Verbindungen führen, dann muss es möglich sein, dass diese noch auf andere Weise als ausschließlich von Angesicht zu Angesicht zustande kommen. Daraus ergibt sich die Implikation eines globalen »sense of place which is extroverted, which includes a consciousness of its links with the wider world, which integrates in a positive way the global and the local« (ebd., S. 155). Die Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs geht bei Massey gleichzeitig mit einer Rekonzeptualisierung des Ortsbegriffs einher, da beide Begriffe notwendigerweise zusammengedacht werden müssen (vgl. ebd., S. 168).

7. Theoretischer Schnitt II: Medialität

7.1 Vorbemerkungen

Fernbeziehungsräume sind mediale Räume: Die Partner_innen nutzen Medientechnologien, um in Kontakt zu bleiben, um sich ›nahe‹ zu sein und um am Alltag der bzw. des anderen auf Distanz teilzuhaben. Deshalb lässt sich mit Monteiro (2014) vorwegschickend sagen: »Thinking about space today requires thinking about *media space*. [...] Media, whether as narratives, products, technologies, or practices, do not merely penetrate or occupy space. They produce and shape it« (S. 281). Bereits vor Jahrzehnten hat Lefebvre (1991 [1974]) auf den Umstand der Überlagerung und Verflechtung multipler sozialer Räume hingewiesen und dabei die besondere Relevanz von Informations- und Kommunikationstechnologien erkannt. Soziale Räume »attain ›real‹ existence by virtue of networks and pathways, by virtue of bunches or clusters of relationships. Instances of this are the worldwide networks of communication, exchange and information« (Lefebvre, 1991, S. 86). Vor dem Hintergrund der Ausführungen zu den Raumtheorien von Doreen Massey und Henri Lefebvre befasst sich dieses Kapitel mit medialen Räumen. Die bisherigen Überlegungen werden dadurch zu einem theoretischen Netz weitersponnen, mit dessen Hilfe der Gegenstand der vorliegenden Arbeit möglichst präzise erfasst werden soll: Das Phänomen der Fernbeziehungen soll auf seine räumlichen *und* medialen (oder: medienräumlichen) Dimensionen hin analysierbar werden.

Für die Ebene von sozialen Beziehungen lässt sich vor dem Hintergrund der in Kapitel 2 ausgeführten Normalisierungsaspekte an dieser Stelle festhalten, dass Beziehungen niemals in einem ›reinen‹ Zustand – das heißt in einem Zustand, der unabhängig von spezifischen historischen und kulturellen Gegebenheiten ist – existieren. Beziehungen zwischen Menschen sind stets durch bestimmte gesellschaftliche Diskurse vermittelt, durch die sie erst in ihrer spezifischen Form hervorgebracht werden. Madianou und Miller (2012a) konstatieren daher: »any relationship is intrinsically a mediated form« (S. 141). Soziale Beziehungen konstituierende Diskurse verändern sich im Verlaufe der Zeit, und auch Interaktions- und Kommunikationsweisen, die auf dem Austausch von Gesten, Mimik und sprachlichen Symbolen basieren, sind nicht ein für alle Mal festgelegt, sondern unter-

scheiden sich fundamental je nach historischer und kultureller Formation. Des Weiteren haben verschiedenartige Kommunikationstechnologien, die genutzt werden können, um Beziehungen mit anderen herzustellen und/oder aufrechtzuerhalten, mannigfaltige Auswirkungen auf die Ausgestaltung ebendieser Beziehungen und darauf, wie die beteiligten Akteur_innen diese Beziehungen erleben: »the profound transformation in the usage of increasingly converged communication technologies has implications for the ways interpersonal communication is enacted and experienced« (Madianou & Miller, 2012b, S. 2).

Nachfolgend steht zunächst jedoch nicht die Frage der Ausgestaltung medial vermittelter sozialer Beziehungen im Zentrum der Überlegungen. Vielmehr geht es einleitend um eine grundsätzliche Erörterung der Begriffe ›Medialität‹ und ›Virtualität‹. Aufgrund der Tatsache, dass eine umfassende und allgemein anerkannte Medientheorie nicht existiert (vgl. Jörissen, 2014, S. 503), soll im Folgenden in einem ersten Schritt ganz generell dargelegt werden, was gemeint ist, wenn in der vorliegenden Arbeit von ›Medium‹, ›Medien‹ und ›Medialität‹ gesprochen wird.

7.1.1 Erste Begriffsbestimmungen

Für eine erste Annäherung an den Begriff der Medialität bietet es sich an, zunächst eine terminologische Klärung des zugrunde liegenden Begriffs des Mediums vorzunehmen. Shusterman (1998) rekapituliert dessen etymologischen Ursprung wie folgt:

Wie seine [des Mediums, Anm. MS] Etymologie (meson, medius, Mittel) zeigt, ist es etwas, das in der Mitte steht – normalerweise zwischen zwei anderen Dingen oder Begriffen, die es vermittelt. In der Mitte zu stehen, ein Medium zu sein, hat zwei Bedeutungen. Als Schnittstelle zwischen zwei Stellen verbindet es die vermittelten Begriffe und trennt sie gleichzeitig, indem es zwischen ihnen steht. (S. 115)¹

Shusterman (1998) verweist auf die dualistische Natur eines Mediums als »Schnittstelle«, die gleichzeitig vermittelnd wie auch trennend wirkt, wobei dessen erste Funktion – diejenige als Vermittelndes – wohl gemeinhin geläufiger ist als die zweite. So fokussiert zum Beispiel Stegbauer (1999) ausschließlich auf die erste Funktion, indem er allen Medien generell ein Potenzial zur »Überbrückung von

1 Ofak (2012) führt zum ›(Da-)zwischen‹ die folgenden Überlegungen an: »Auf den Aspekt des Raums bezogen ist v.a. das gr. *metaxy*, das ›(Da-)Zwischen‹, interessant: Die adverbiale Komposition aus *meta-* für ›mitten in‹ und ›dazwischen‹ sowie *-xy*, für ›zusammen‹ und ›mit‹ trägt zwei entgegengesetzten [sic!] Tendenzen in sich. Die Bedeutung des *Metaxy* ist auf Überwindung von Abständen (Distanz), Differenzen [...] und Unstetigkeiten festgelegt, bringt zugleich aber eine trennende, entkoppelnde Komponente zur Geltung« (S. 250).

›Zwischenräumen« zuschreibt.² Die trennende Funktion eines Mediums lässt sich im Gegensatz dazu nachvollziehen, wenn mit Seel (1998) konstatiert wird, dass »unser Verhältnis zu allem, wozu wir ein intentionales Verhältnis haben, [...] durch und durch medial« (S. 244) ist. Eine unvermittelte, ›reine‹ Wahrnehmung beispielsweise ist gemäß dieser Auslegung des Begriffs unmöglich. Wir tauschen uns im Medium der Sprache aus, hören ein Musikstück im Medium von Geräuschen bzw. Tönen oder betrachten ein Bild im Medium des Lichts (vgl. ebd.), weshalb unser Verhältnis zur Konversation, zum Musikstück oder zum Bild jeweils ein mediales ist und unbestimmbar bleibt, was für uns davon übrig bliebe, wenn die Sprache, die Geräusche oder das Licht fehlen würden. Infolgedessen hält Seel (1998) fest: »Es ›gibt‹ Medien nur zusammen mit dem, was wir durch sie zu Kenntnis oder in Aussicht nehmen können – wie es umgekehrt das medial Vermittelte nicht ohne die Vermittlung der Medien gibt« (S. 245). Des Weiteren kann festgehalten werden, dass Medien dann in den Hintergrund geraten, wenn uns durch sie etwas zu Kenntnis gelangt, sie uns »etwas zum Vorschein bringen« (Krämer, 2008, S. 27): »[...] Medien vergegenwärtigen, indem sie selbst dabei unsichtbar bleiben; selbst zur Geltung kommen sie umgekehrt nur im Rauschen, also in der Dysfunktion und Störung« (ebd.). Die Tatsache der medialen Vermitteltheit unserer Wahrnehmung wird uns Krämer zufolge somit nur in Ausnahmefällen bewusst.

Unter den Stichworten ›Polymedia‹ (Madianou & Miller, 2012a, 2012b) und ›Medienkonvergenz‹ (vgl. hierzu bspw. Wagner & Theunert, 2006) wird der Umstand thematisiert, dass das gegenwärtige Handeln in mediatisierten Kontexten durch die Nutzung einer Vielzahl verschiedener Medien geprägt ist, wobei es zu einer Verknüpfung zwischen ebendiesen Medien kommt. Das Medienhandeln ist geprägt von der kontinuierlichen Abwägung der Vor- und Nachteile einzelner Medien unter Berücksichtigung der situativen Handlungsabsichten und -ziele der Nutzer_innen:

Relationships, increasingly, do not depend on one particular technology, but on a plurality of media which supplement each other and can help overcome the shortcomings of a particular medium. People can also take advantage of these different communicative opportunities in order to control the relationship. So, for example, if they want to avoid confrontation they do not call but send an email. (Madianou & Miller, 2012a, S. 8; vgl. hierzu auch Chambers, 2013, S. 23)

Hutchby (2001, S. 444) schlägt im Anschluss an das vom amerikanischen Psychologen James J. Gibson beschriebene Konzept der *affordances* vor, Technologien als Artefakte zu verstehen, die durch menschliches Handeln geformt werden, wobei

2 Ähnlich wie Stegbauer (1999) definiert Fornäs (2004) Medien als »tools for communicating across space and time« (S. 123). Diese Sichtweise erachtet Schroer (2012a) jedoch als zu einseitig, denn Medien seien »nicht nur Raumüberwinder, sondern auch Raumgründer« (S. 211).

menschliches Handeln in der Interaktion mit und durch Technologien zugleich selbst beeinflusst wird. Im Begriff der *affordances* kommt zum Ausdruck, dass verschiedene Objekte unterschiedliche Handlungsaufforderungen mit sich bringen (vgl. ebd., S. 447f.). Nicht alle technologischen Artefakte ermöglichen die gleichen Handlungen, und die Mediennutzer_innen verwenden diese je nach deren Funktionalitäten in Abstimmung mit ihren Handlungsabsichten (vgl. Hutchby, 2001, S. 453; Madianou & Miller, 2012a, S. 103). Hutchby (2001, S. 457) stellt das Konzept der *affordances* somit einerseits auf eine konstruktivistische Grundlage. Gemäß dieser Auffassung liegen allen Technologien soziale Prozesse zugrunde, die diese Technologien erst zu dem machen, was sie sind. In diese Richtung geht auch eine These von Ahrens (2003), die besagt,

dass elektronische Vernetzungstechnologien, in noch stärkerem Maße als andere technische Artefakte, erst durch den aktuellen Nutzungskontext ›konfiguriert‹ und damit eindeutig gemacht werden. Sie gewinnen ihre je spezifischen Eigenschaften erst in der konkreten Anwendungssituation, erst durch selektive Aktualisierung spezifischer Nutzungsmöglichkeiten aus der breiten Palette der Verwendungspotentiale. (S. 180)

Andererseits vertritt Hutchby (2001, S. 457) die Annahme, dass Technologien ihrerseits verschiedene Effekte auf gesellschaftliche Verhältnisse und soziale Beziehungen haben können. Das Verhältnis zwischen Technologien und Gesellschaft wird als ein von komplexen Interdependenzen charakterisiertes beschrieben.

7.1.2 Medialität

Da Medien unzählige Formen annehmen können (z.B. Kommunikationsmedien, Verarbeitungsmedien, Speichermedien, Darstellungsmedien), schlägt Jörissen (2014) vor, anstatt von einzelnen Medien als etwas Vergegenständlichtem direkt »vom Phänomen der Medialität auszugehen« (S. 503).³ Die Bedeutung von Medialität hervorhebend umreißt Welsch (1998a) – mit Verweis auf Derridas *Grammatologie* (2016a [1974]) und Deleuzes *Differenz und Wiederholung* (2007 [1992]) – die mit dem poststrukturalistischen Denken einhergehenden Verschiebungen von Beschreibungen der Wirklichkeit. Gemäß Derrida und Deleuze seien »Wirklichkeit und Rationalität generell durch Übergängigkeit, durch offene Vernetzungsketten, permanente Sinnverschiebungen und eine prinzipielle Unabschließbarkeit der Sinnprozesse gekennzeichnet« (Welsch, 1998a, S. 235). Dies komme einer bedeutungsvollen Richtungsänderung innerhalb der Philosophie gleich, da man sich

3 Jörissen (2014) skizziert diesen Fokuswechsel wie folgt: »Es geht hierbei um eine Mediumtheorie, die, sowohl von einzelnen Medienerscheinungen als auch von bestimmten Medientypen abstrahierend, auf übergreifende Form- und Strukturaspekte fokussiert [...]« (S. 503).

erst ungefähr seit Mitte der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts vom Irrtum befreit habe, das Denken sei von den zum Einsatz gebrachten Medien gänzlich losgelöst (vgl. ebd.).⁴ Seither wird angenommen, »dass Medien an der Erzeugung der Botschaften und der Prägung der Gehalte fundamental beteiligt sind« (Krämer, 2008, S. 21; vgl. Maresch, 2004, S. 278f.).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird deutlich, dass es zu kurz greift, Medien ausschließlich in ihrer Funktion als Vermittler von Signalen zu verstehen, denn sie scheinen selbst an der Erzeugung des Sinns dieser Signale oder Botschaften beteiligt zu sein und diese nicht bloß zu transportieren: »Medien übertragen nicht einfach Botschaften, sondern entfalten eine Wirkkraft, welche die Modalitäten unseres Denkens, Wahrnehmens, Erfahrens, Erinnerns und Kommunizierens prägt« (Krämer, 1998, S. 14). In diesem Sinne sind Medien auch nicht neutral. Neben der Bedeutsamkeit von Medien für fundamentale menschliche Praktiken wird in Anbetracht dieser Feststellung erneut plausibel, dass es sinnvoll ist, den Fokus nicht ausschließlich auf die Beschreibung distinkter Einzelmedien zu richten (vgl. Jörissen, 2014, S. 503), sondern die Perspektive zu weiten und sich der »Frage nach der Medialität unseres Weltverhältnisses« (Krämer, 1998, S. 14) zuzuwenden. Diese Frage bezieht sich darauf, dass spezifische Denk-, Wahrnehmungs- und Kommunikationsmodi »immer auch Folgen für die Art und Weise [haben], in der unsere Umwelt für uns zur Welt wird, in der sich die Vorstellung über das, was für uns wirklich ist und was ›Wirklichkeit‹ heißt, ausbildet und verdichtet« (ebd.). Während Krämer (1998) von der »Medialität unseres Weltverhältnisses« (ebd.) spricht, streicht Jörissen (2014) die pädagogische Bedeutsamkeit von Medialität für Sozialisation und Bildung heraus, wobei er medialen »Artikulationen und Architekturen für den Aufbau von Selbst- und Weltverhältnissen – sowie für die Transformation dieser Strukturen in Bildungsprozessen – eine maßgebliche Rolle« (S. 505) zuschreibt.

Festzuhalten gilt es diesbezüglich, dass es nicht um vergegenständlichte, klar auseinanderzuhaltende Einzelmedien geht, die in ihrem Zusammenspiel so etwas wie ›Medialität‹ ergeben. Der Medialitätsbegriff geht weit darüber hinaus, da er »eine auf eine elementare Dimension zielende Beschreibungs- und Deutungs-perspektive unserer menschlichen Lebensform und kulturell geprägten Welt« (Krämer, 2008, S. 103) bezeichnet. Als Fazit der vorhergehenden Ausführungen lässt sich somit festhalten, dass die Beschäftigung mit dem Begriff der Medialität zur

4 Die jedenfalls in der ›westlichen‹ Philosophie sich hartnäckig haltende, vorherrschende Überzeugung lässt sich gemäß Welsch (1998a) folgendermaßen fassen: »[...] traditionell hatte sich die Philosophie von der Prägung des Denkens durch die verwendeten Medien – sei es der Mündlichkeit, sei es der Schriftlichkeit – völlig frei geglaubt. Der Sinn sollte im Urzustand mediumfrei existieren und erst nachträglich durch die Einspeisung in Medien eine Verbreitung und Verfremdung erfahren – so dachte man von Platon bis Hegel und weit darüber hinaus« (S. 235).

Erkenntnis führt, dass unser Selbst- und Weltverhältnis »durch eine Mittelbarkeit charakterisiert ist, die wesentlich auf Übertragungsvorgängen beruht; diese wiederum tendieren dazu, unsichtbar zu werden, so dass diese Mittelbarkeit als eine ›Unmittelbarkeit‹ zur Erscheinung kommt« (ebd.). Das Verhältnis zu uns selbst wie auch zu anderen Menschen und zu unserer Umwelt ist stets ein in komplexer Weise medial Vermitteltes, weshalb mit Wimmer (2002) an dieser Stelle Folgendes konstatiert werden kann: »Nicht der Mensch verkörpert sich in der Technik, sondern es sind die Techniken, die Leute erst zu Subjekten machen, indem sie die Erfahrung vorgängig programmieren und die Denkformen prägen« (S. 112).

Auf diesen basalen terminologischen Ausführungen zu Medien und Medialität aufbauend wird der zweite theoretische Schnitt im Folgenden durch eine Begriffsbestimmung von ›Wirklichkeit‹ und ›Virtualität‹ eröffnet. Auf der Grundlage dieser Erörterungen komme ich sodann auf den Begriff der ›hybriden Räume‹ zu sprechen und damit, wie zu Beginn dieses Kapitels bereits erwähnt, zum Zusammenhang von raum- und medientheoretischen Einsichten, mit dem ich mich unter dem Stichwort ›Produktion von Kommunikationsräumen‹ auseinandersetzen werde. Den nachstehenden Ausführungen etwas vorgreifend lässt sich mit Unger (2010) an dieser Stelle bereits Folgendes festhalten:

[...] virtuell-softwarebasierte Orte und Räume, deren Ausbreitung vor allem durch die rasante Verbreitung softwarebasierter und vernetzter Anwendungen forciert wird, [sind] nicht als abgegrenzt von realer Sozialität zu verstehen. Sie stellen vielmehr eine Erweiterung bzw. Anreicherung des lebensweltlichen Raums dar, die mit einer grundlegenden Transformation in Verbindung steht: Materielle und virtuelle Anteile verbinden und vermischen sich zunehmend und führen zu einer hybriden Alltagswelt. Virtuelle Räume betreffen in diesem Sinne die Erfahrungswelt der Individuen, d.h. die Welt[,] die sich diese erschließen, aneignen, in der diese soziale Bindungen ausbilden, sowie produktiv agieren und über die sie sich nicht zuletzt reflektieren und entwerfen. (S. 114f.; vgl. Willis, 2012, S. 177)

Unter den Bedingungen hybrider, medialer Kommunikationsräume verändern sich Bedeutungen von Begriffen wie ›Nähe‹, ›Ferne‹, ›Distanz‹, ›Anwesenheit‹ und ›Abwesenheit‹. Die rasanten Entwicklungen in den Bereichen der Informations-, Kommunikations- wie auch der Transporttechnologien werden dabei nicht selten im Kontext des Narrativs der Raum-Zeit-Kompression diskutiert, welches ich in einem weiteren Schritt ebenfalls thematisieren möchte. Dabei beziehe ich mich insbesondere auf einige für diese Thematik zentralen Arbeiten Doreen Masseys. Danach wird es, vor dem Hintergrund der Frage, wie Akteur_innen mediale Kommunikationsräume erfahren, die sie selbst hervorbringen, um den Aspekt der Leiblichkeit/Körperlichkeit dieser aktiven Raumproduzent_innen gehen. Zur Erörterung dieser Frage wende ich mich unterschiedlichen (raum)phänomenologischen Ansätzen zu. Im Anschluss daran richte ich in Kapitel 7.4.1 den Fokus

zunächst auf den Umstand, dass der Leib-Körper immer irgendwo (›Hier‹) ist. Aus einer alteritätstheoretischen Perspektive wird dieser Umstand dann bedeutsam, wenn berücksichtigt wird, dass dieses ›Hier‹ immer in einer Bezüglichkeit zu einem ›Dort‹ steht, wobei dieses ›Dort‹ wiederum das ›Hier‹ eines oder einer anderen ist. In Kapitel 7.4.2 wird es sodann um die technologischen Versprechungen gehen, die in Aussicht stellen, ein Dort zu einem Hier werden zu lassen (und umgekehrt). Verschiedene neuere Kommunikationstechnologien bergen nämlich die Verheißung, dass durch ihre Verwendung ein Nähegefühl auf Distanz und sogar körperliche Berührungen zwischen sich nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehenden Individuen ermöglicht werden können, was eingehend zu diskutieren sein wird. Dieser zweite theoretische Schnitt wird mit einem als ›Zwischenräume‹ betitelten Resümee abgeschlossen.

7.1.3 Wirklichkeit und Virtualität

Bevor das bisher Dargelegte zu Medien und Medialität fortgeführt und der Begriff der Virtualität ins Zentrum der Betrachtung gerückt wird, werden zunächst einige Vorbemerkungen zur ›Wirklichkeit‹ angebracht. Dies erweist sich als unabdingbar, wenn mit Welsch (1998b) davon ausgegangen wird, dass dieser Begriff »in der heutigen Kultur durch Entwicklungen der elektronischen Medien problematisch« (S. 169) geworden ist:⁵

Die Wirklichkeit scheint schwächlich geworden – eigentümlich blaß, unübersichtlich und anscheinend immer weniger bedeutungsvoll und greifbar. Statt dessen sind ›Simulation‹ und ›Virtualität‹ zu den neuen und kräftigen Matadoren der Gegenwart avanciert. Sie scheinen – als die neuen Wirklichkeiten – die alte Wirklichkeit zu überholen oder abzulösen. ›Virtual Reality‹ ist das bezeichnende Oxymoron für diesen Vorgang. (Ebd.)⁶

Welsch (1998b) erachtet es als Irrtum, wenn behauptet werde, dass Wirklichkeit und Virtualität nunmehr als Synonyme eingesetzt werden könnten. Es sei verfehlt, den einen Begriff anstelle des anderen zu verwenden, dabei die Behauptung zu vertreten, Wirklichkeit sei von Virtualität nicht mehr zu unterscheiden, und dies

5 Es mag anachronistisch anmuten, im Kontext der hier zu erörternden Thematik auf einen über 20 Jahre alten Text wie etwa denjenigen von Welsch (1998b) zu rekurrieren. In diesem Unterkapitel geht es mir jedoch unter anderem darum, die Problematik grundsätzlich und weitgehend unabhängig vom aktuellen (und entsprechend auch schon bald wieder überholten) Diskurs aufzuzeigen. Zudem lässt sich anhand dieses Vorgehens demonstrieren, dass diese Thematik schon sehr viel länger theoretisch reflektiert wird, als man zunächst vielleicht vermuten würde.

6 Dass es sich beim Begriff ›Virtual Reality‹ bzw. ›virtuelle Wirklichkeit‹ um ein Oxymoron handelt, stellt auch Ahrens (2003, S. 178) fest.

damit zu begründen, dass sich daran »fortschrittliches Denken« (S. 171) zeige. Die Differenzierung dieser Begriffe scheint für Welsch (1998b) nach wie vor bedeutsam zu sein. Er legt dar, dass ›wirklich‹ als Adjektiv ein sprachliches Mittel der Gegensatzbildung darstelle (vgl. ebd., S. 202), da mit ihm etwas als in der Wirklichkeit vorhanden angegeben und zugleich etwas anderes davon unterschieden werde, das »als weniger wirklich oder scheinhaft, als virtuell, uneigentlich, bloß möglich, unwirklich, unwahr etc. qualifiziert wird« (ebd., S. 201). Diese »Doppelaktion« (ebd.) sei im Begriff ›wirklich‹ implizit stets enthalten.

Als Gegensatz zum Adjektiv ›wirklich‹ fungiert – wie dies bereits in Welschs (1998b) Zitat der Fall war – häufig der Terminus ›virtuell‹. Damit wird etwas bezeichnet, was »als Möglichkeit vorhanden« (Schroer, 2012a, S. 259) ist. Ahrens (2003) formuliert dies wie folgt: »Virtuell bezeichnet jenen Bereich, der potentiell existiert« (S. 178). Obwohl es Welsch (1998b) folgend relevant bleibt, Wirklichkeit und Virtualität begrifflich voneinander zu unterscheiden, so scheint eine simplifizierende Entgegensetzung dieser beiden Begriffe dennoch nicht länger haltbar zu sein. Dies kommt bei Waldenfels (1998) wie folgt zum Ausdruck:

Virtualisierung besagt im Bereich der Erfahrung, daß etwas *als möglich* erfahren, betrachtet oder behandelt wird. Berücksichtigen wir, daß die erfahrbare Wirklichkeit immer schon Spielräume der Möglichkeit offenläßt, also niemals als reine oder volle Wirklichkeit vorkommt, so treten Potentialität oder Virtualität zunächst nicht in einen Kontrast zur Wirklichkeit, sondern zur *Aktualität*. (S. 236; vgl. Grosz, 2001, S. 89, 128)

Die Entgegensetzung von Virtualität und Aktualität scheint plausibler zu sein als die Entgegensetzung von Virtualität und Wirklichkeit, wenn davon ausgegangen wird, dass etwas Virtuelles potenziell existent sein könnte, es zum jetzigen Zeitpunkt aber noch nicht ist (vgl. Ahrens, 2003, S. 178; Schroer, 2012a, S. 259). Diese Sichtweise lässt sich mit Gilles Deleuze präzisieren: Bei Deleuze (2007) findet sich die Entgegensetzung ›Virtualität vs. Aktualität‹ mit dem Zusatz, dass dem Virtuellen »volle Realität« (S. 264) zukomme. Das Virtuelle lässt sich demnach nicht als Gegensatz zum Wirklichen denken. Im gleichen Zug warnt Deleuze zudem davor, das Virtuelle mit dem Möglichen zu verwechseln (vgl. ebd., S. 267). Der Unterschied zwischen diesen beiden Termini besteht gemäß Maresch (2004, S. 278) im Anschluss an Deleuze darin, dass sich das Virtuelle durch fortwährende Veränderungen und Differenzierungen stets aufs Neue erzeuge, während das Mögliche häufig erst im Nachhinein als solches zu identifizieren sei (nachdem sich das Mögliche als Wirkliches herausgestellt hat).⁷

7 Mit Deleuze (2007) lässt sich dies wie folgt ergänzen: »Die Differenz und die Wiederholung im Virtuellen begründen die Bewegung der Aktualisierung, der Differenzierung als Schöpfung und ersetzen somit die Identität und die Ähnlichkeit des Möglichen, die nur ei-

In »*Philosophie ist kein Dialog*« – erschienen im Buch *Philosophie und Aktualität*, in dem sich Slavoj Žižek und Alain Badiou in einem Streitgespräch aufeinander beziehen – geht Žižek (2005) auf die Debatte um ›Virtual Reality‹ ein und fordert, »[d]ie Begriffe der Debatte selbst zu verändern« (S. 54), da es sich bei virtueller Realität um »eine ziemlich banale Idee« (ebd., S. 55) handle: »Virtuelle Realität, das heißt: ›Schau, wie wir mit unseren technischen Spielereien einen Schein erzeugen können, den wir am Ende für Wirklichkeit halten‹« (ebd.). Die Positionen, die prototypische Befürworter_innen bzw. Gegner_innen gegenüber ›Virtual Reality‹ einnehmen, beschreibt Žižek (2005) schematisierend wie folgt:

Man kann sich Postmodernisten vorstellen, deren wundervolle nomadische Subjektivität von einer künstlichen Realität zur nächsten schalten könnte; oder nostalgische Konservative und Links-Konservative, denen das ein Grauen wäre und die stattdessen meinen, wir müssten – auf welche Weise auch immer – zur authentischen Erfahrung zurückkehren. (S. 55)

Diese beiden Alternativen kommen für Žižek (2005) gleichermaßen nicht infrage. Wie zuvor bereits festgehalten, lautet sein Gegenvorschlag folgendermaßen: »Wir sollten etwas anderes machen: die Begriffe der Debatte verwerfen und behaupten, nicht die virtuelle Realität sei das Problem, sondern die *Realität des Virtuellen*« (ebd., Hervorh. MS).⁸ Diese Überlegung lässt sich unter Rückbezug auf Waldenfelds' (1998) oben stehenden Hinweis darauf, dass das Wirkliche nicht in Reinform existiere, so interpretieren, dass das Virtuelle und das Wirkliche ineinander hineinspielen und miteinander verflochten sind (vgl. Schroer, 2012a, S. 212f., S. 253f.; Unger, 2010, S. 100; Welsch, 1998b, S. 210).⁹ Dies impliziert erneut, dass eine vereinfachende antagonistische Setzung der Termini ›wirklich‹ versus ›virtuell‹ nicht länger haltbar ist, obwohl Welsch (1998b) vermutet, »daß ein solcher Dualismus oft von Anhängern beider Seiten – von den Medienverächtern wie den Electronic-Freaks – vertreten wird« (ebd., S. 210). In ihrem Essay *The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others* nimmt Haraway (2004) im Rahmen ihrer

ne Pseudo-Bewegung auslösen, die falsche Bewegung der Realisierung abstrakter Beschränkung« (S. 269).

- 8 Der Terminus ›Realität des Virtuellen‹ findet sich auch in Deleuzes *Differenz und Wiederholung* (2007 [1992], S. 264). Des Weiteren beschreibt auch Castells (1996) aus einer hiervon verschiedenen Perspektive in seiner soziologischen Studie zur Netzwerkgesellschaft eine ›Kultur der realen Virtualität‹ (S. 372ff.). Diese gehe mit der Entstehung eines neuen Kommunikationssystems einher, welchem der »*space of flows*« und die »*timeless time*« (ebd., S. 375) als materielle Grundlagen dienen.
- 9 Welsch (1998b) führt diesbezüglich aus, dass es zwischen dem Wirklichen und dem Virtuellen »immer wieder zu Umbesetzungen und Neukonstellationen kommen kann. Das Wirkliche ist nicht durch und durch wirklich, sondern schließt Virtualitätsanteile ein, und ebenso gehören zum Virtuellen zu viele Wirklichkeitsmomente, als daß es als schlechthin virtuell gelten könnte« (S. 210).

Überlegungen zum Virtuellen Bezug auf das Feld der Optik und führt diesbezüglich aus, dass das Virtuelle gewissermaßen als ›Fälschung‹ der Realität erscheine: »The virtual seems to be the counterfeit of the real; the virtual has effects by seeming, not being« (S. 106). Diese Negation des realen Raums, als die der virtuelle Raum erscheint, sei jedoch möglicherweise die eigentliche Illusion, wie die Autorin bemerkt (vgl. ebd.).

In Anbetracht dieser Ausführungen ist anstelle eines starren Dualismus vielmehr davon auszugehen, dass der Bereich des Virtuellen, des technisch Vermittelten, »informationelle und soziale Zusatzräume bereit[stellt], die bisher relevante Wirklichkeiten ergänzen und erweitern« (Ahrens, 2003, S. 175; vgl. hierzu auch Seel, 1998, S. 265; Unger, 2010, S. 114f.). Das Verhältnis zwischen dem Virtuellen und dem Nichtvirtuellen ist durch Wechselseitigkeit im Sinne von gegenseitigen Übertragungs- und Überlagerungsvorgängen charakterisiert: »Ebenso wie der elektronische Raum von sozialen Systemen durchkreuzt wird, haben virtuelle Kommunikationsformen [...] auf vorhandene Sozialbeziehungen Einfluss« (Ahrens, 2003, S. 175). Die beiden Sphären wirken ineinander, weshalb der virtuelle Raum nicht ohne Bezug zum Nichtvirtuellen – beispielsweise »als völlig losgelöst von der konkreten Ortsgebundenheit« (ebd., S. 181) – gedacht werden kann. Darüber hinaus tritt weder das Virtuelle an die Stelle von etwas vormals Nichtvirtuellem, noch werden bisherige Wirklichkeiten lediglich imitiert oder abgebildet, denn »[a]nstelle bloßer Verdopplung von Realität werden neue Wahrnehmungs- und Handlungsräume erschlossen« (ebd.; vgl. Schroer, 2012a, S. 212). Dabei entstehen veränderte Wirklichkeits- und Möglichkeitsbedingungen. Das ist, was Žižek (2005) mit der »Realität des Virtuellen« gemeint haben könnte.

Zur Skizzierung der Sphäre des Virtuellen und deren Überlagerungen mit dem Nichtvirtuellen findet sich beispielsweise bei Schroer (2012a) der Begriff der »hybriden Räume« (S. 274), deren Grenzen sich permanent verschieben oder zuweilen ganz verschwinden, um anderswo neu zu entstehen. Zwischen Virtuellem und Nichtvirtuellem besteht ein komplexes Verhältnis, denn es existieren »nicht nur reale und virtuelle Räume nebeneinander, sondern auch innerhalb dieser Räume existieren jeweils zahlreiche andere nebeneinander, die die Grenze von virtuell und real in vielfältiger Weise überlagern« (ebd.; vgl. Löw, 2012, S. 100f.; Willis, 2012, S. 177). Unger (2010) spricht in diesem Zusammenhang von sich ›verflüssigenden Grenzen‹ zwischen virtuellen und realen Räumen, die zu einer »hybride[n] Erfahrungs- und Alltagswelt« (S. 110) führen. Auf eine völlige Auflösung der Differenz zwischen dem ›Virtuellen‹ und dem ›Realen‹ (oder auf eine Substitution des Zweiten durch das Erstere) darf aus dem Stichwort der Hybridisierung somit nicht geschlossen werden, wohl aber auf eine gewisse Einebnung der starren Entgegensetzung dieser beiden Sphären, da es um Verflüssigung und in Bewegung begriffene Grenzen geht. Diese Konzeptualisierung hybrider Räume wird im Folgenden erneut aufgegriffen, um eine Verhältnisbestimmung von Medialität und

Raum vornehmen zu können und die Produktion von Kommunikationsräumen zu thematisieren.

7.2 Zum Zusammenhang von Medialität und Raum: Die Produktion von Kommunikationsräumen

Ein bedeutsamer Aspekt virtueller, hybrider Räume hebt Schroer (2012a) hervor, indem er diese »als Zwischenräume, als ›dritte Räume« (S. 214) charakterisiert. Er stellt heraus, dass diese Zwischenräume »sich der Dichotomie von *entweder* global *oder* lokal, hier *oder* dort, eng *oder* weit entziehen, weil sie immer schon beides sind. Sie wachsen mit den Aktivitäten ihrer ›Bewohner‹ und schrumpfen durch deren nachlassende Tätigkeit auch wieder zusammen« (ebd.). In dieser Beschreibung wird deutlich, dass diese Räume nicht fixiert sind, sondern dass sie sich stetig wandeln und rekonstituieren. Insofern haben »wir es nicht mit einem einmal gegebenen Raum zu tun [...], der irgendwann vollständig vermessen und kartografiert sein wird, sondern mit einem Raum, der durch die Aktivitäten der Netz-User permanent wächst und sich ausdehnt« (ebd., S. 274). Schroer (2012a) vertritt vor diesem Hintergrund die Ansicht, dass die Beschäftigung mit medialen Vernetzungstechnologien wie dem Internet – und der damit einhergehenden Entstehung virtueller Umgebungen – dazu beitrage, traditionelle Raumbegriffe zu überwinden: Althergebrachte Raumvorstellungen und -konzepte müssten überdacht und im Zuge der sich stetig wandelnden globalen ›Vernetzungstatsachen‹ verändert bzw. neu entworfen werden. Diese Ausführungen legen es nahe, Raum und Medialität nicht gesondert voneinander zu denken, sondern ihre Verbindungen und wechselseitigen Beeinflussungen zu untersuchen. Mit Jörissen (2014) lässt sich Folgendes festhalten:

Wenn man, [...] jenseits des cartesianischen Raumverständnisses einerseits die soziale Konstruktivität von Räumen zur Kenntnis nimmt, andererseits die mediale Konstituiertheit sozialer Konstruktionen (Kommunikationen, Sprache, Bilder etc.), wird das komplexe Verhältnis von Raum und Medialität deutlich. (S. 509)

Dieser Zusammenhang von Medialität und Raum impliziert, dass nicht länger von einer »Geschlossenheit von Räumen« (ebd.) ausgegangen werden kann. Vielmehr tragen medial vermittelte Umgebungen zu einer Restrukturierung von Räumen im weitesten Sinne bei (vgl. ebd., S. 508). In diese Richtung argumentiert auch Ahrens (2003), wenn sie konstatiert, dass digitale Medientechnologien »den Entwurfscharakter des Raumes zu Tage treten [lassen], indem durch sie deutlich wird, dass Kommunikation nicht im sozialen Raum stattfindet, sondern diesen erst generiert« (S. 182). Diese Aussagen von Ahrens (2003), Jörissen (2014) und Schroer (2012a) lassen sich uneingeschränkt als Anschlüsse an Lefebvre und Massey lesen:

Die Produktion wie auch die Produktivität sozialer (medialer) Räume wird betont, wobei auf deren Offenheit und die prinzipielle Unabschließbarkeit räumlicher Prozesse hingewiesen wird (vgl. Kap. 6: Theoretischer Schnitt I: Raum).

Die Massey'sche und Lefebvre'sche Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs legt in Bezug auf die Medialitätsthematik darüber hinaus die Inadäquatheit der Annahme nahe, dass Medien lediglich als Werkzeuge zu verstehen seien, mittels derer sich über räumliche Distanzen hinweg kommunizieren lässt. Dies hängt mit der Einsicht zusammen, dass Medien nicht bloß der Überwindung von Räumen dienen, sondern dass sie diese Räume überhaupt erst entstehen lassen (vgl. Monteiro, 2014, S. 281; Schroer, 2012a, S. 211). Medien kommt das Potenzial zu, »eigene Kommunikationsräume« (Stegbauer, 1999, o. S.) zu schaffen: Solche Kommunikationsräume lassen sich weder an geografisch voneinander abgrenzbaren Orten festmachen noch können sie als »kartografierbare Behälter« (Beck, 2003, S. 123) verstanden werden. Stattdessen müssen sie »als dynamische Sozialgebilde aufgefasst werden, die durch Kommunikation – und nicht allein durch politische, ökonomische, technische oder sonstige Rahmenbedingungen von Kommunikation – definiert werden« (ebd., S. 123f.). Diese immer wieder neu in Kommunikationspraktiken hervorgebrachten Räume sind in dem Sinne hybrid, als sie sich durchkreuzen, vervielfachen und keine fixen Grenzen aufweisen.

Besondere Berücksichtigung findet das komplexe Verhältnis von Medien und Raum in Couldry und McCarthys (2004) dialektischem Konzept des *MediaSpace*: Dieses berücksichtigt einerseits die verschiedenen Räume, die von Medien eröffnet werden, und andererseits die Effekte, die vorherrschende räumliche Gegebenheiten auf Medien haben können (vgl. ebd., S. 1f.). Die Autor_innen heben hervor, dass Medialität und Räumlichkeit durch Wechselseitigkeit bestimmt seien, ohne dass das eine im anderen vollständig aufgehe und deshalb vernachlässigt werden könne:

MediaSpace, [...], at once defines the artefactual existence of media forms within social space, the links that media objects forge *between* spaces, and the (no less real) cultural visions of a physical space transcended by technology and emergent virtual pathways of communication. (Ebd., S. 2)

Die Tragweite der fortlaufenden Veränderungen mediatisierter sozialer Beziehungen im Zuge von technologischen Entwicklungen lässt sich nicht einschätzen, wenn Medien in einem engen Sinne ausschließlich als Medieninhalte in den Blick genommen werden, der *MediaSpace* dabei aber außer Acht gelassen wird (vgl. Couldry & Hepp, 2017, S. 84). Allerdings muss zunächst konkretisiert werden, was mit dem Begriff des *MediaSpace* gemeint ist. Des Weiteren stellt sich die Frage, wie sich Rekonfigurierungen der Lebenswelten durch mediale Kommunikationsräume und auch Veränderungen von *MediaSpaces* selbst beschreiben lassen.

Anhand der Arbeit von Zhao (2006), der *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von Berger und Luckmann (2000 [1969]) vor dem Hintergrund des Internetzeitalters neu liest, lassen sich einige erste Antwortmöglichkeiten auf diese Fragen generieren. Zhao (2006, S. 458ff.) zeigt auf, dass das Internet (oder präziser: durch dieses möglich gewordene internetbasierte Kommunikationsmodi) die Entstehung einer räumlich-zeitlichen Zone des ›Dort und Jetzt‹ in den Alltagserfahrungen und lebensweltlichen Bezügen befördert habe. Diese Zone des ›Dort und Jetzt‹ hängt mit den medienräumlichen Arrangements zusammen, die dazu führen, dass Interaktions- und Kommunikationssituationen nicht mehr fast ausschließlich auf das ›Hier und Jetzt‹ fokussiert bzw. beschränkt sind, wie dies in der Arbeit von Berger und Luckmann (2000, S. 31ff.) noch weitgehend der Fall war. Zhao (2006) konstatiert eine Verschiebung vom ›Hier‹ zum ›Dort‹ und beschreibt damit eine Veränderung des alltäglichen und lebensweltlichen Medienraums, den Menschen im und durch das Internet herstellen. Infolge dieser Veränderung können Face-to-Face-Interaktionen, in denen körperliche Ko-Präsenz herrscht, nicht mehr automatisch als Prototypen von sozialen Interaktionen gesehen werden: »Instead of using corporeal copresence as the standard for judging all forms of human contact, we must now treat face-to-face interaction as one of the many ways in which individuals come to connect with each other in the emergent Internet era« (ebd., S. 459). Die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht, die physische Ko-Präsenz voraussetzt, ist zwar nach wie vor von Relevanz; andere Medienräume lassen sich jedoch ebenfalls erschließen bzw. produzieren und ermöglichen es, einerseits bestehende Kontakte aufrechtzuerhalten und andererseits auch neue Kontakte zu knüpfen (vgl. ebd., S. 466, 472; Schroer, 2012a, S. 180). Aus einer soziologischen Perspektive konstatiert Houben (2018) im Zusammenhang mit der feststellbaren zunehmenden Mediatisierung sozialer Kommunikations- und Interaktionssituationen eine gewisse Verschiebung vom Primat der Ko-Präsenz hin zur Ko-Referenz als »einer situativ garantierten Aufeinanderbezogenheit« (S. 14): »Individuelles Tun muss sich wechselseitig referenzieren, um verständlich zu bleiben. Es ist diese *Referenz*, die letztlich die Bedeutung generiert, nicht die Präsenz. Referenz wirkt vermittelnd zwischen Akteuren, die Ko-Präsenz ist nur ihre unmittelbarste Form« (ebd.).

Viele verschiedene medial vermittelte Räume können sich zur gleichen Zeit überlagern, übereinanderspannen und ineinander verschieben. Durch diese Räume lässt sich Nähe mittelbar herstellen, denn Medien dehnen »die Sprech- und Hörfähigkeit des Menschen auf den Fernbereich« (Günzel, 2017, S. 13) aus. Unter diesen Bedingungen verändern sich die Bedeutungen der Begriffe von Nähe und Ferne, weshalb gemäß Schroer (2012a) nunmehr gilt: »Nah ist ab jetzt, wer leicht zu erreichen ist, fern derjenige, den man nur schlecht erreichen kann« (S. 273). Soziale Beziehungen, die sich aus und in multiplen Medienräumen konstituieren, lassen sich gemäß Licoppe und Smoreda (2005) als »seamless webs of quasi-continuous

exchanges« (S. 321) charakterisieren. Weder wird in dieser spezifischen medial vermittelten Sozialität physische Anwesenheit der Beziehungspartner_innen als absoluter Gegensatz zu Abwesenheit gefasst, noch erscheinen Medien hierbei als Ersatz für Face-to-Face-Interaktionen: »[...] technologies of communication (in particular mobile phones) [...] constitute a new resource for constructing a kind of connected presence^[10] even when people are physically distant« (ebd.). ›Verbundene Anwesenheit: generiert sich in einem Netz aus regelmäßigen (und relativ kurz aufeinanderfolgenden) Sprach- oder Textnachrichten, Anrufen, Fotos oder E-Mails etc. im Sinne von ›kleinen Gesten oder Zeichen der Aufmerksamkeit‹ (vgl. ebd., S. 318; vgl. hierzu auch Ito, 2005). Dieses ko-referenzielle Netz wird kontinuierlich weitergeknüpft und dient den Beziehungspartner_innen zur Aufrechterhaltung eines Verbundenheitsgefühls, das durch die wiederkehrenden Erfahrungen des beidseitigen Engagements für die gemeinsame Beziehung aktualisiert wird (vgl. Licoppe, 2004, S. 141). Die kleinen Botschaften bestätigen die Beziehung immer wieder aufs Neue. Die Inhalte der Nachrichten oder die am Telefon besprochenen Themen spielen dabei keineswegs eine wichtigere Rolle als das Faktum des kontinuierlichen Austauschs selbst: »simply keeping in touch may be more important than what is said when one actually gets in touch« (Licoppe & Smoreda, 2005, S. 321; vgl. ebd., S. 331; Villi & Stocchetti, 2011, S. 105).

Im Unterschied zu medialen Räumen, die sich wie soeben beschrieben durch ›verbundene Anwesenheit‹ auszeichnen, existieren auch *MediaSpaces*, in denen weitaus weniger regelmäßige Interaktionen zwischen den Beziehungspartner_innen stattfinden. Licoppe und Smoreda (2005) bestimmen solche medialen Räume als durch »intermittent presence« (S. 325ff.) charakterisiert, was auf Deutsch etwa als ›unterbrochene Anwesenheit‹ bezeichnet werden könnte. Hiermit sind weniger häufige, dafür aber eher längere Telefonate, ausführliche E-Mails oder Briefe gemeint: Wichtig ist, dass sich die Beziehungspartner_innen Zeit füreinander nehmen, wann immer es einmal Gelegenheit dazu gibt, sich zu hören oder sich zu schreiben. Es geht darum, die Intention zu manifestieren, dass die Beziehung in Zukunft aufrechterhalten bleiben soll und dass »notwithstanding the absence, alter is present in ego's thoughts« (ebd., S. 325).

Beide Formen medialer Räume werden durch relationale Praktiken hervorgebracht und beide bedingen ein (mehr oder weniger häufiges) Engagement der Beziehungspartner_innen sowie eine gewisse Involviertheit und ein gegenseitiges Gefühl der Verbindlichkeit hinsichtlich der Beziehung. Beziehungen existieren nicht *per se*, sondern bedürfen fortdauernder Praktiken der Aktualisierung, wie Licoppe und Smoreda (2005) festhalten:

10 Licoppe (2004) prägte diesen Begriff in seinem Artikel ›*Connected: Presence: The Emergence of a New Repertoire for Managing Social Relationships in a Changing Communication Technoscape*.

[...] a tie is woven out of many contexts, many occasions and many technical means of communication. It is constructed in a constant point and counterpoint of interaction, a chronicle of encounters – each with a particular form of communication – where the thread of timing stitches presence and absence according to the characteristic modes, which make up a relationship. (S. 325)

Eine Beziehung konstituiert sich über das interaktive Verhandeln zwischen Abwesenheit und ›verbundener‹ oder ›unterbrochener‹ Anwesenheit. Es gibt einen Rhythmus des zeitweiligen gemeinsamen Anwesendseins im medialen Raum, der sich durch längere (›intermittent presence‹) oder auch sehr kurze Phasen der Abwesenheit (›connected presence‹) auszeichnet. Jede Interaktion reaktiviert, aktualisiert, bestätigt und rekonfiguriert die Beziehung (vgl. Licoppe, 2004, S. 138). Auf Berger und Luckmann (2000) rekurrierend hält Licoppe (2004, S. 138) darüber hinaus fest, dass eine Beziehung unter Umständen die Form einer ›kontinuierlichen Konversation‹ – »consisting of a multitude of interactions, united in time through the construction of shared expectations and routines, and of a common world« (ebd.) – annehmen könne. Berger und Luckmann (2000) weisen wiederholt auf die wirklichkeitsschaffende und -erhaltende Bedeutung der »Konversationsmaschine« (S. 163ff.) hin, die das Gemeinsame bzw. Verbindende der in einer sozialen Beziehung Stehenden stets aufs Neue aktualisiert. Der zeitliche Rhythmus, in dem diese »Konversationsmaschine« läuft, sowie das Maß an Aufmerksamkeit, das vom Gegenüber jeweils erwartet oder auch gefordert wird, hängen von den unterschiedlichen Formen oder Formaten der einzelnen Medien ab, die zu diesem Zweck genutzt werden (vgl. Licoppe & Smoreda, 2005, S. 322). In *MediaSpaces* gibt es auch unterschiedliche Arten der Stille, wobei Gesprächspausen während eines Telefonats schwieriger aushaltbar sind, als wenn das Gegenüber möglicherweise mehrere Tage lang nicht auf eine E-Mail antwortet, und kurze WhatsApp-Botschaften oder Sprachnachrichten erfordern eine raschere Reaktion als ein Brief: »Actions and reciprocal actions can take place on the model of a dialogue, where exchanges evoke responses almost immediately, or alternatively may leave much longer intervening pauses – intervals, which may or may not be acceptable« (ebd.).

Diese Überlegungen weisen darauf hin, dass die Konfiguration und die Produktion medialer Räume nicht losgelöst von der zeitlichen Dimension zu betrachten sind: (Mediale) Räumlichkeit und Zeitlichkeit sind eng miteinander verbunden und das eine lässt sich unabhängig vom anderen nicht denken. Wie in Kapitel 6 (Theoretischer Schnitt I: Raum) bereits ausführlich diskutiert wurde, hat Massey (1992, 1993, 1999a, 2001c) mit ihrem Begriff der RaumZeit immer wieder auf die Verwobenheit von Raum und Zeit hingewiesen. Auch Couldry und Hepp (2017, S. 82) argumentieren, dass durch rasante Entwicklungen im Bereich der Medientechnologien Transformationen des Raums *und* der Zeit vonstattengehen würden. Diese Transformationen gehen mit der Möglichkeit einher, unterschiedliche

Beziehungen über große Distanzen hinweg zu knüpfen oder aufrechtzuerhalten, und zwar in immer schnelleren Zeitrhythmen (vgl. ebd., S. 87). In diesem Zusammenhang ließe sich die Frage aufwerfen, ob bzw. inwiefern die Dimension des Raums nach wie vor von Bedeutung sei, da es den Anschein mache, dass Raum durch Medien- und Transporttechnologien in hohem Tempo einfach und schnell überwunden werden könne. Überlegungen hierzu verdichten sich im Narrativ der Raum-Zeit-Kompression¹¹, das im Folgenden erörtert wird.

7.3 Das Narrativ der Raum-Zeit-Kompression

In diesem Kapitel gilt es, die Auseinandersetzung mit der in Kapitel 7.2 bereits erwähnten weitverbreiteten Vorstellung von Medien »als Mittel zur Überwindung raumzeitlicher Distanzen« (Schroer, 2012a, S. 163; vgl. Abend et al., 2012, S. 9f.) wiederaufzunehmen und fortzusetzen. Vor dem Hintergrund des bisher Dargelegten zum Verhältnis von Raum/Räumlichkeit und Medien/Medialität (insbesondere zum raumproduzierenden Potenzial, das Medientechnologien innewohnt) kann diese Vorstellung zwar bereits als ein zu einseitiges Verständnis von Medien zurückgewiesen werden. Dennoch ist im Folgenden die mit der Vorstellung von Medien als Raumüberwindern verknüpfte These des ›Schrumpfens‹ des Raums und der Beschleunigung der Zeit bzw. die Idee, dass der Raum gegenüber der Zeit an Relevanz verliere, von Interesse. Der Grund hierfür liegt darin, dass anhand einer analytischen Betrachtung dieses im Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Technologien und im Rahmen von Globalisierungsdiskursen postulierten Narrativs einige erweiterte Einsichten hinsichtlich des Zusammenhangs von Raum, Zeit und Medialität gewonnen werden können. Auch das für den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen zentrale Verhältnis von Nähe und Distanz lässt sich daran anknüpfend konkretisieren. Mit Lagerkvist (2008) kann an dieser Stelle das Feld umrissen werden, innerhalb dessen sich die nachstehenden Überlegungen im weitesten Sinne bewegen werden: »globalization theorists often stress the proximity achieved by the shrinking of distances accomplished by the reduction of time that is needed to bridge spaces, physically or through electronic media, as a distinct feature of our global era« (S. 358; vgl. hierzu auch Wulf, 1999, S. 18f.). Diesbezüglich stellen sich die Fragen, welche Konsequenzen sich aus dem Narrativ der sogenannten ›Raum-Zeit-Kompression‹ ergeben und welche epistemologischen Annahmen diesem zugrunde liegen. Darüber hinaus gilt es, einige ganz grundsätzliche Fragen

11 Als prominente Vertreter dieses Narrativs werden beispielsweise David Harvey, Fredric Jameson, Zygmunt Bauman und Paulo Virilio gesehen (vgl. Bridge, 1997, S. 611; Crang & Thrift, 2000, S. 17).

zur Raum-Zeit-Kompression zu stellen, die mit Massey (2001b, S. 147) folgendermaßen formuliert werden könnten: Wer erlebt diese ›time-space compression‹ und wie? Profitieren wir alle in gleicher Weise davon oder leiden wir alle gleichermaßen darunter? Aber auch: »to what extent does the currently popular characterization of time-space compression represent very much a western, colonizer's, view?« (ebd.). In den nachfolgenden Ausführungen sollen in diesem Zusammenhang nicht zuletzt die spezifischen Positionierungs(un)möglichkeiten von Fernbeziehungs-paaren in einem raumzeitlichen Kontext Berücksichtigung finden.

Um mich dem Narrativ der Raum-Zeit-Kompression anzunähern, muss ich noch einmal einige Schritte zurückgehen. Wie eingangs dieses Kapitels bereits rekapituliert wurde, gelten Kommunikations-, Informations- und Transporttechnologien gemäß Schroer (2012a) zuweilen als »Raumtöter« (S. 199). Diese Vorstellung existiere nicht erst seit dem Aufkommen des Internets; vielmehr reihe sich diese Datentechnik »in eine lange Geschichte von Medien ein, die ausnahmslos dazu beigetragen haben, geografische Räume zu überwinden und Entfernungen irrelevant erscheinen zu lassen« (ebd., S. 256). Eine einseitige Betonung von Medien als Überwindern von Räumen bzw. räumlichen Distanzen gibt zunächst einmal Aufschluss über die spezifische Raumkonzeption, die dieser Vorstellung zugrunde liegt: Es wird deutlich, »dass Raum als Entfernung zwischen geografischen Orten gedacht wird, die in dem Moment zu vernachlässigen ist, wie sie mühelos überwunden werden kann« (ebd., S. 211; vgl. Abend et al., 2012, S. 9f.). Verallgemeinernd kann mit Schroer (2012a) festgehalten werden, dass Raum häufig vereinfachend als Abstand zwischen Ort A und Ort B gedacht wird. Dieses Verständnis lässt zentrale Aspekte des Raums – wie sie in Kapitel 6 ausgeführt wurden – außer Acht. Noch komplexer gestalten sich die Verhältnisse, wenn Kommunikationsräume oder *MediaSpaces* (Couldry & McCarthy, 2004) im Zentrum des Interesses stehen, die mehr sind, als lediglich der Abstand zwischen Sprecher_in 1, die/der sich am Ort A befindet, und Sprecher_in 2, die/der sich am Ort B aufhält: Denn es geht hierbei nicht um Distanzen oder um Abstände, sondern vielmehr – wie im vorhergehenden Kapitel aufgezeigt wurde – um hybride und sich immer wieder wandelnde Räume, die durch die Aktivitäten der Raumnutzer_innen hervorgebracht werden. Diese Räume entstehen gleichsam im Sinne von Zwischenräumen dann, wenn Medien – die selbst Sinn miterzeugen und denen auch eine trennende Funktion innewohnt – ins Spiel kommen. Dieses relationale Verständnis von Raum impliziert, dass Nähe und Distanz nicht ausschließlich als gegebene, feststehende Kategorien aufgefasst werden können, sondern dass sie ebenfalls relational gedacht werden müssen. In der Einleitung zu ihrem Buch *Medialität der Nähe* halten Abend et al. (2012) hierzu Folgendes fest:

Nähe, [...] ist dann keine absolute und konstant zu denkende Beziehung zwischen Akteuren mehr, sondern wird durch spezifische und heterogene Situationen

und Perspektiven bestimmt. Dabei ist sie keine Wirkungsweise, die medialen Vermittlungen auf den Fuß folgt, sondern wird erst durch das handelnde Subjekt innerhalb seiner sozio-kulturellen und sozio-technischen Praxis in situ (immer wieder neu) bestimmt. Daher wird sie zu einer orts- und situationsgebundenen, relationalen Kategorie, die topologische Beziehungen zwischen Entitäten beschreibt: Nähe wird hergestellt und ist stets das Ergebnis von Aushandlungsprozessen. (Ebd., S. 12; vgl. Willis, 2012, S. 179)

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, in welchem Kontext die zeitdiagnostisch postulierte These der Raum-Zeit-Kompression zu verstehen ist. Wie oben bereits angedeutet, wird diese These im Zusammenhang mit einem festgestellten Fortschritt technologischer Entwicklungen unterschiedlichster Art vorgebracht. Angesichts dieser Entwicklungen scheinen räumliche Distanzen an Relevanz zu verlieren, da sie immer einfacher zu bewältigen bzw. zu überwinden sind (vgl. Schroer, 2012a, S. 162). Pointiert ausgedrückt könnte dies bedeuten, dass sich Nähe als Folge neuer Technologien gleichsam automatisch einstellt. Im Buch *Space, Place, and Gender* geht Massey (2001b) dieser Thematik im 6. Kapitel (*A Global Sense of Space*) im Detail nach. Es werde häufig proklamiert, dass wir in einer Ära lebten, in der sich die Dinge beschleunigten und aus- oder verbreiteten (»speeding up, and spreading out«, ebd., S. 146). Dies werde als wesentliches Charakteristikum der Postmoderne aufgefasst und mit Schlüsselbegriffen wie »Entgrenzung« und »Fragmentierung« verbunden (ebd., S. 158). Nicht selten wird zugleich eine Haltung zum Ausdruck gebracht, die Avanesian (2017) in kritischer Absicht als »nostalgische Vergangenheitsgenossenschaft« (S. 99) bezeichnen würde: »An (idealized) notion of an era when places were (supposedly) inhabited by coherent and homogeneous communities is set against the current fragmentation and disruption« (Massey, 2001b, S. 146). Die Rede von Fragmentierung, Beschleunigung und Entgrenzung entlarvt Massey des Weiteren insofern als zu einseitig, als sie darauf aufmerksam macht, dass es – auf den Titel von Harveys (1989) Buch *The Condition of Postmodernity* anspielend – eigentlich *mehrere* postmoderne Verhältnisse gebe: »There is reference to *the* condition of postmodernity, but in fact there are many such conditions« (Massey, 2001b, S. 164). In dieser Feststellung kommt bereits eine erste Einschränkung des Narrativs, das besagt, dass alle Menschen sich gegenwärtig gleichermaßen über den technologischen »Fortschritt« freuen und in generell beschleunigten Zeiten leben würden, zum Ausdruck. Massey (2001b) stellt darüber hinaus die Frage, inwiefern das Narrativ der Raum-Zeit-Kompression eine westliche, ethnozentristische und kolonisierende Sichtweise repräsentiere (vgl. ebd., S. 147). Auf diesen Aspekt wird weiter unten zurückzukommen sein. Die Autorin negiert jedoch keineswegs, dass es tatsächlich Erfahrungen einer Raum-Zeit-Kompression gebe, die mit technologischen Entwicklungen einhergingen (vgl. hierzu bspw. Massey, 2005, S. 90): Unbestreitbar gibt es Gruppen

von Menschen, denen es möglich geworden ist, Reisen mit Flugzeugen oder Hochgeschwindigkeitszügen zu unternehmen, und über einen Zugang zu Kommunikationstechnologien und Applikationen wie E-Mail, WhatsApp oder Skype verfügen heutzutage mehr Menschen denn je zuvor. Solche Medien eröffnen in Echtzeit Kommunikationsräume, die sich potenziell vom einen Ende der Welt zum anderen erstrecken, wohingegen es vor einigen Dekaden noch selbstverständlich war, mehrere Tage oder Wochen auf Briefe warten zu müssen, um überhaupt über Distanzen hinweg in Kontakt bleiben zu können und sich gegenseitig über Neuigkeiten auszutauschen.

Alle diese Aspekte müssten stets mitberücksichtigt werden. Massey (2001b) plädiert jedoch für einen differenzierten Umgang mit dem Begriff der Raum-Zeit-Kompression und mahnt überdies davor, diesen Begriff ausschließlich unter ökonomischen Gesichtspunkten zu betrachten: »The current speed-up may be strongly determined by economic forces, but it is not the economy alone which determines our experience of space and time« (ebd., S. 148). Vor diesem Hintergrund argumentiert sie, dass das Narrativ der Raum-Zeit-Kompression einer sozialen Differenzierung bedürfe (vgl. ebd.), und prägte damit einhergehend den Begriff der »Macht-Geometrie der Raum-Zeit-Kompression« (ebd., S. 149), um auf die Tatsache aufmerksam zu machen, dass nicht alle sozialen Gruppen und nicht alle Individuen gleichermaßen an den technologischen Neuerungen in den Bereichen der Kommunikation oder der Mobilität partizipieren können (vgl. hierzu auch Bridge, 1997, S. 611ff.; Graham, 1998, S. 177; Kirsch, 1995, S. 536). Dabei sei es jedoch nicht ausreichend, ausschließlich danach zu fragen, wer die Möglichkeit zur Partizipation habe und wer nicht; stattdessen müsse vielmehr die Positioniertheit oder Platziertheit einer Gruppe oder eines Individuums »in relation to these flows and interconnections« (Massey, 2001b, S. 149) berücksichtigt werden. Das heißt, es geht nicht nur um die ungleich verteilten Teilhabe- bzw. Teilnahmemöglichkeiten an sich, sondern auch um die Position in Bezug auf das Machtnetz aus Datenströmen und Mobilitätsangeboten bzw. um die Möglichkeiten, diese Ströme beispielsweise in Gang zu setzen, Angebote zu erzeugen und Kommunikations- und Transportwege zu kontrollieren (vgl. ebd., S. 150).

Massey (2001b, S. 164) weist wiederholt darauf hin, dass Ethnizität und Geschlecht neben weiteren wirkmächtigen sozialen Kategorien die Wahrnehmungs- und Aneignungsweisen von Räumen prägen würden. Darüber hinaus gibt es äußere Umstände etwa hinsichtlich der Infrastruktur, die es zu berücksichtigen gilt: Gibt es »schnelles Internet? Wie viel kostet ein Mobilfunkabonnement, mit dem es beispielsweise auch möglich ist, internationale Anrufe zu tätigen, ohne dadurch hohe Kosten zu generieren? Wie gut ist das Angebot des öffentlichen Nahverkehrs ausgebaut? In Bezug auf alle diese exemplarischen Fragen gibt es große regionale wie auch globale Unterschiede, die im Kontext des Diskurses über die Raum-Zeit-Kompression bedeutsam sind und dennoch häufig unbeachtet bleiben, ob-

wohl sie sich auf den Alltag vieler Menschen weltweit auswirken: »Much of life for many people, even in the heart of the First World, still consists of waiting in a bus-shelter with your shopping for a bus that never comes. Hardly a graphic illustration of time-space compression« (ebd., S. 163). In dieser Feststellung von Massey kommt insofern eine feministisch-postkoloniale Sichtweise zum Ausdruck, als Lebenswirklichkeiten diverser sozialer Gruppen quasi von ›innen‹ her beschrieben werden. Im Gegensatz dazu steht die von ›außen‹ gestellte Diagnose der Raum-Zeit-Kompression, die auf einem totalisierenden Blick beruht, den vorwiegend männliche westliche weiße Forscher aus einer Macht-Wissens-Position heraus nicht selten einnehmen (vgl. Bridge, 1997, S. 612). Das Sprechen über eine Raum-Zeit-Kompression wird dadurch zu einem Mittel der Selbstverständigung und des Erhalts der eigenen Vormachtstellung. Nach Crang und Thrift (2000) handelt es sich dabei weniger um eine Beschreibung der bzw. einer ›Wirklichkeit‹ als vielmehr um die Produktion hegemonialer Raumverständnisse, das heißt um in einem Lefebvreschen Sinne Repräsentationen des Raums, »which, in certain senses, are the tropes of modernity powered up, renewing their cultural grip and changing our spatial sensibility in the process« (S. 18).

Vor diesem Hintergrund lässt sich verdeutlichen, wie Massey (2001b, S. 148) ihre Aussage, dass dem Narrativ der Raum-Zeit-Kompression eine westliche, ethnozentristische Sichtweise zugrunde liege, begründet. Wenn Gefühle der Unsicherheit und Vulnerabilität zum Ausdruck gebracht werden, die als Folge der zunehmenden Beschleunigung, Entgrenzung und Fragmentierung verstanden werden, dann geht dies nicht selten mit einer unbestimmten Furcht vor dem Fremden einher: Das Fremde rückt immer näher, während früher ›alles besser war‹, denn alle hatten noch ihren je angestammten Ort. Es herrschte mehr Übersichtlichkeit, und auch Kontrollmöglichkeiten waren vorhanden. Angesichts dieser Unsicherheitsgefühle werde zuweilen argumentiert, dass »in the middle of all this flux, people desperately need a bit of peace and quiet – and that a strong sense of place, of locality, can form one kind of refuge from the hubbub« (ebd., S. 151). In diesen Betrachtungen kommt eine in zweierlei Hinsicht problematische Konzeptualisierung des Ortsbegriffs zum Ausdruck: Zum einen wird Ort (oder Lokalität) zum Bezugspunkt eines romantischen, nostalgischen Eskapismus erhoben, durch den sich eine ethnozentristische Sichtweise manifestiert. Zum anderen wird durch eine solche Aussage ein essenzialistisches Verständnis des Ortsbegriffs impliziert, und zwar in dem Sinne, dass Orte durch klare Grenzziehungen voneinander getrennt werden könnten und dass dementsprechend Orte mit gewissermaßen unveränderbaren, ›reinen‹ Identitäten existierten (vgl. ebd., S. 151f.). Das Problem hierbei besteht darin, dass die Vorstellung umgrenzter Orte die Möglichkeit einer scharfen Trennung von einem Innen und einem Außen fingiert. Dies stellt eine weitere Form des »constructing a counterposition between ›us‹ and ›them‹« (ebd., S. 152) dar. Dadurch wird deutlich, dass das Narrativ der Raum-Zeit-Kompression mit be-

deutsamen epistemologischen Voraussetzungen etwa hinsichtlich der Begriffe des Ortes, des Raumes oder der Zeit einhergeht. Es geht hierbei somit keineswegs nur um die Erörterung der These, dass der Raum infolge zunehmender Beschleunigung insgesamt an Bedeutung verliere, wie Massey (2001b) konstatierend festhält:

Just to talk of the collapse of time and distance, or to see it in terms only of movement and flows, is insufficient; what is at issue is the changing geography of (changing) social relations. And to analyse the impact of those changes it is necessary to take account of both sides of the formulation. *Both* the geography (proximity, time-space distanciation etc.) *and* the content of the social relations themselves (full of the implications of sexism, or of the power relations of colonialism present or past, or of the relations of capital accumulation) must be taken into account. Moreover, each aspect – spatial form and social content – will affect the other. (S. 167)

Gesellschaftliche Transformationsprozesse, die beispielsweise durch technologische Entwicklungen in den Bereichen der Mobilität oder der Kommunikation mitbefördert und -gestaltet werden, sind stets nur als komplexes Zusammenspiel von sowohl räumlich-geografischen Gestaltungsformen als auch machtförmigen Gehalten analysierbar. Eine Gesellschaftsdiagnose über veränderte soziale Beziehungen lässt sich beispielsweise nicht allein über die Beobachtung eines Irrelevantwerdens des Raumes stellen, wie dies von Vertreter_innen des Narrativs der Raum-Zeit-Kompression nahelegt wird. Stattdessen muss dieses Narrativ in seiner ganzen Komplexität sichtbar gemacht und auf seine epistemologischen Fundierungen und machtförmigen Implikationen hin befragt werden.

Für den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen bedeutet dies, dass untersucht werden muss, wie die Beziehungspartner_innen (möglicherweise in ungleichem Maße) in Bezug auf räumliche Gestaltungsformen, die eine Beziehung von außen her beeinflussen, wie auch hinsichtlich der ›Macht-Geometrie‹ (vgl. ebd., S. 149; Massey, 1999a; Bridge, 1998, S. 614f.) innerhalb der Beziehung positioniert sind. Insgesamt erscheint es vor diesem Hintergrund zentral, danach zu fragen, wie das komplexe Verhältnis von Nähe und Ferne, An- und Abwesenheit das Gefüge der Fernbeziehung prägt und wie dieses Verhältnis von den Beziehungspartner_innen aktiv verhandelt wird bzw. wie mit den Zeiten der Abwesenheit wie auch der Anwesenheit jeweils umgegangen wird. Um die obigen Ausführungen aufzunehmen, könnte gefragt werden, wer wie die Initiative ergreift, um während ›getrennter‹ Zeiten Nähe zum anderen herzustellen. In diesem Kontext würden sich sodann spezifischere Fragen wie die folgenden ergeben: Sind die Möglichkeiten zur Ergreifung der Initiative ungleich verteilt? Wie wird ausgemacht, wie oft man sich sieht? Und wer bezahlt das Zug- oder Flugticket? Wer ruft an und wer schreibt wem wann und wie oft? Bei all diesen Fragen geht es zum einen darum, wie mit der räumlichen Situation des Getrenntseins während mehr oder weniger

langer Phasen (d.h. im Sinne Maseys: mit der Geografie der Beziehung) umgegangen wird. Zum anderen findet der Aspekt der Machtförmigkeit innerhalb von Beziehungen insofern Berücksichtigung, als die gegebenenfalls unterschiedlichen Positionierungen in Bezug auf die Möglichkeiten zur Gestaltung der Beziehung im Kontext von Ferne und Nähe verstärkt in den Fokus kommen können (vgl. hierzu bspw. Villi & Stocchetti, 2011, S. 104).

Gerade in Bezug auf das Phänomen der Fernbeziehungen lässt sich konstatieren, dass geografische Distanzen keineswegs bedeutungslos werden. Würden diese heute überhaupt keine Rolle mehr spielen, gäbe es dieses Phänomen auch nicht mehr, denn Ferne und Nähe würden gleichsam in eins fallen und eine Unterscheidung zwischen Nähe und Ferne wäre praktisch hinfällig. Zugleich muss jedoch stets auch mitbedacht werden, dass Räume nicht einfach als geografische Distanzen gedacht werden können, denn »space is more than distance« (Massey, 2005, S. 93). Gerade wenn auch die vorhergehenden Überlegungen zu *MediaSpaces* erneut noch beigezogen werden, lässt sich erst recht festhalten, dass insbesondere gegenwärtige Entwicklungen in der Kommunikationstechnologie dazu führen, dass immer neue Räume hervorgebracht werden und es demnach ein Irrtum wäre, einen allmählichen Verlust »des Raums« an sich zu konstatieren. Gemäß Schroer (2012a) wäre es vor diesem Hintergrund sinnvoller, »von einer steten Raumvermehrung zu sprechen, da jedes Medium zusätzliche Räume erschließt und schafft« (S. 164). Hinter diesem Vorschlag steht die folgende Überlegung: »Was wir hinsichtlich der neu entstehenden Räume erleben, ist nicht die zunehmende Irrelevanz des Raums, sondern eine Krise der bewährten Raumvorstellungen« (ebd., S. 187). Eine solche »bewährte« Vorstellung von Raum wäre unter anderem auch jene, ihn ausschließlich im Sinne geografischer Distanz aufzufassen.

Am Gegenstand der Fernbeziehungen lässt sich der folgende (nur scheinbar paradoxe) Umstand verdeutlichen: Geografische Distanzen sind keineswegs unwichtig geworden, denn die Beziehungspartner_innen leben während längerer Phasen an unterschiedlichen Orten. Gegenseitige Besuche müssen organisiert werden und bedürfen eines planerischen, zeitlichen wie auch finanziellen Aufwands. Gerade die Tatsache, dass es eine geografische Distanz zwischen den Beziehungspartner_innen gibt, führt aber auch dazu, dass diese als Raumproduzent_innen und Raumnutzer_innen agieren, indem sie immer wieder neue mediale Räume hervorbringen und ihre Beziehung in diesen Räumen gleichsam aktualisieren. Mediale Räume entstehen bzw. werden geschaffen, um miteinander über die Distanz hinweg in Kontakt bleiben zu können und um die Beziehung fortzuführen. Deshalb lässt sich einmal mehr festhalten, dass Medien nicht ausschließlich »eine Tilgung von Raum bewirken, sondern – im Gegenteil – zu einer Vervielfältigung von Räumlichkeit oder räumlichen Konstellationen beitragen« (Günzel, 2013, S. 117). Die räumliche Komplexität, die sich mit dem Narrativ der Raum-Zeit-Kompression

verbindet und im Kontext von Medialität und Virtualität von zentraler Bedeutung ist, betont auch Massey (2005):

The contrast between the supposed effect of cyberspace^[12] and the dynamics of its own production – between, that is, the overcoming of space on the one hand and a supremely nuanced use and making of it on the other – precisely highlights the difference between space understood only as distance and space in a richer meaning. Whatever is happening to the former the latter is very far from being annihilated. And this fact that the virtuality of cyberspace has its roots very firmly in the ground highlights something else as well: that the world of physical space and the world of electronically mediated connection do not exist as somehow two separate layers, one (in what is I suspect a common mind's eye imagination) floating ethereally somewhere above the materiality of the other. (S. 96)

Massey (2005) bestreitet somit ebenfalls die Idee, dass es sozusagen zwei Welten gebe: Eine Welt des physischen (oder: realen) und eine Welt des medial vermittelten (oder: virtuellen) Raumes. Dies wurde zuvor unter dem Stichwort der hybriden Räume bereits eingehend erörtert (vgl. Kap. 7.1.3: Wirklichkeit und Virtualität). Die bisherigen Überlegungen zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass Kommunikations- und Informationstechnologien »actually resonate with, and are bound up in, the active construction of space and place, rather than making it somehow redundant« (Graham, 1998, S. 174). Hierbei ist eine relationale Perspektive unabdingbar, mit der die wechselseitige Verfasstheit sowie die fluktuierenden Beziehungen zwischen Raum, Zeit, Technologie und konkreten Lebenswirklichkeiten, alltäglichen Handlungen und Erfahrungen von Akteur_innen in den Blick kommen können. Ebenfalls deutlich wurde erneut, dass die Produktion von Raum kontinuierlich vonstattengeht und dass Räume im Zusammenspiel mit Technologien und den diese nutzenden Akteur_innen immer wieder neu formiert werden (vgl. ebd., S. 167; Kirsch, 1995, S. 532; Massey, 2005, S. 97): »social and spatial life become subtly and continuously recombined in complex combinations of new sets of spaces and times, which are always contingent and impossible to generalize« (Graham, 1998, S. 167).

Eine Mitberücksichtigung der Erfahrungen und Handlungen von (menschlichen) Akteur_innen in (medialen) (Kommunikations-)Räumen erfordert es allerdings auch, deren Leiblichkeit/Körperlichkeit¹³ in den Fokus zu nehmen. Im Fol-

12 Gemäß Richter (2015) findet der Begriff ›Cyberspace‹ zur Bezeichnung des Internets heutzutage kaum noch Verwendung.

13 Die ursprünglich unter anderem von Helmuth Plessner als eine wesentliche Grundannahme der philosophischen Anthropologie eingeführte Differenz zwischen den Termini ›Leib(lichkeit)‹ und ›Körper(lichkeit)‹ als *conditio humana* erläutert Waldenfels (2009) im Zusammenhang mit einer Phänomenologie des Raumes wie folgt: »[...] leiblich befinde ich mich an meinem Ort, und zugleich bin ich körperlich einer Stelle im Raum zuzuordnen« (ebd., S. 61).

genden wird es daher um die phänomenologisch bedeutsame Frage gehen, wie *MediaSpaces* von Menschen leiblich-körperlich hervorgebracht, erfahren und angeeignet werden. Diese Frage verfolgte schon Lefebvre, als er beabsichtigte, zu untersuchen, wie soziale Räume produziert werden. Als Ausgangspunkt dienten Lefebvre in diesem Zusammenhang stets der menschliche Körper sowie die Lebenswirklichkeiten und die sozialen Beziehungen der Menschen im kapitalistischen Wirtschaftssystem, die selbst zu dessen Reproduktion beitragen. Wie in Kapitel 6.2 zu Lefebvres raumtheoretischem Ansatz erörtert wurde, ermöglicht dieser Fokus, »which seems to extend from the human body to the global economy, and then back again« (Kirsch, 1995, S. 531), die Integration von wahrgenommenen, konzipierten und erlebten bzw. gelebten (sozialen) Räumen. Dabei können die komplexen Wechselwirkungen beispielsweise zwischen der globalen Ebene der Ökonomie und der Mikroebene des Alltags in den Blick kommen. Diese Sichtweise erachtet Kirsch (1995) als angemessen, um die vielfältigen Implikationen, die Technologien¹⁴ für soziale Beziehungen und den Alltag der Menschen haben, zu analysieren: »The point is that, on the one hand, technology can be understood as a set of structural relations, but on the other, that we also need to return to the surface of experience to understand how the geographies of everyday life are increasingly mediated by technology« (S. 541). Im Folgenden wird es um ebendiese alltäglichen Erfahrungen gehen, die Menschen leiblich-körperlich mit, in und durch medial vermittelte Räume machen.¹⁵

7.4 *MediaSpaces* und Leiblichkeit/Körperlichkeit

Die nachstehenden Ausführungen zu Erfahrungsweisen im Kontext von durch soziale Interaktionen produzierten medialen Kommunikationsräumen sollen nicht zuletzt zu einer weiteren Schärfung des Raumbegriffs beitragen. Die in Kapitel 6 (Theoretischer Schnitt I: Raum) herausgearbeiteten Erkenntnisse sind dabei nach

Durchgängig konsequent erscheint die Begriffsverwendung jedoch nicht zu sein, da der Autor an anderer Stelle schreibt: »Als leibliche Wesen sind wir jeweils am hiesigen Ort und zugleich über einen Raum hin verteilt« (ebd., S. 47). Der Umstand, dass die beiden Begriffe ohne terminologische Differenzierung oftmals parallel verwendet werden, findet sich bei zahlreichen Autor_innen (z.B. bei Shusterman, 1998; Welsch, 1998a; Westphal, 2014). Ich werde im Folgenden von ›Leib-Körper‹ sprechen, wobei es sich um einen Ausdruck handelt, der sich beispielsweise auch bei Waldenfels (1998, S. 229) und bei Westphal (2014, S. 150) findet.

14 Zur Rolle von Technologien in Lefebvres *The Production of Space* konstatiert Kirsch (1995): »Although technology and techniques constitute a recurring (and crucial) element in Lefebvre (1991), the social relations of technology are never really explained« (S. 547, Fußnote 19).

15 Einen Sammelband zu dieser Thematik haben Klemm und Staples (2018) unter dem Titel *Leib und Netz. Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung* vorgelegt.

wie vor von Relevanz, werden nun jedoch unter anderem durch phänomenologische Arbeiten etwa von Bernhard Waldenfels (2000, 2009) zu einer Phänomenologie des Raumes erweitert, um insbesondere Bezüge zur Dimension der Leiblichkeit/Körperlichkeit noch stärker in den Vordergrund rücken zu können. Zum Einstieg in dieses Kapitel wird allerdings zunächst auf Felix Schwenzel (2015) Bezug genommen. Dieser Internetnutzer kennt das Netz seit seinen Anfängen und berichtete in einem Diskussionsbeitrag auf der Plattform des Deutschlandfunks über eine Online-Situation, die sich Mitte der 1990er-Jahre zugetragen hatte. Diese von ihm sehr eindrücklich beschriebene Erfahrung des Kommunizierens und Interagierens mit anderen Menschen in einem medialen Raum kennen heutzutage beinahe alle Internetnutzer_innen. Zur damaligen Zeit, die allerdings nicht in allzu ferner Vergangenheit liegt, hätten diese Erfahrungen ganz neue, unbekannte Dimensionen eröffnet:

Als ich es irgendwann einmal nach intensivem Kommandozeilenstudium schaffte, einen dieser Chaträume im sogenannten Internet Relay Chat (IRC) zu betreten, hatte ich mein erstes Aha-Erlebnis: Ich tippte ›hallo‹ und als Antwort erschienen auf meinem Bildschirm die Worte:

›Hallo Felix!‹

Das war das erste Mal, dass aus meinem Computer etwas herauskam, das ich nicht selbst vorher eingegeben hatte. Es war das erste Mal, dass ich erkannte, dass man sich im Internet nicht nur mit Computern verbindet, sondern auch – und vor allem – mit anderen Menschen. Diese Verbindung war eigentümlich direkt und körperlos – aber eben nicht virtuell, sondern echt. (Schwenzel, 2015, o. S.)

Sein bisheriges Leben im und mit dem Internet – nachdem er sich nunmehr 20 Jahre lang darin bewegt, es genutzt und mitgestaltet hatte – resümierte Schwenzel (2015) an anderer Stelle rückblickend wie folgt: ›Mein analoges Leben ist dicht verwoben mit meiner digitalen Existenz [...]. Das Internet ist Teil meines Lebens, so wie New York City Teil meines Lebens wäre, wohnte ich in New York‹ (ebd.). Besonders aufschlussreich an der oben stehenden Anekdote aus der Frühphase von Schwenzels Internetnutzung ist, wie diese virtuelle Begegnung mit einem anderen Menschen – das heißt nicht mehr nur mit einem Rechner – als etwas Unmittelbares und zugleich als losgelöst vom eigenen Körper erfahren wurde. Ich werde sogleich darlegen, dass der Beschreibung dieser Erfahrung als ›körperlos‹ von verschiedensten Autor_innen widersprochen würde, wobei ebendiese Beschreibung als ›direkt‹ und ›echt‹ jedoch von vielen wohl durchaus nachvollzogen werden könnte. Als charakteristisch für die obige Beschreibung lässt sich zunächst festhalten, dass der Autor eine Kontrastierung der Begriffe ›virtuell‹ vs. ›echt‹ vornimmt. Diesbezüglich ließe sich eine Verbindung mit Welschs (1998b, S. 201) Bemerkungen zum Begriff ›wirklich‹ – wie sie in Kapitel 7.1.3 (Wirklichkeit und Virtualität) dargelegt wur-

den – herstellen, wobei Schwenzel (2015) anstelle von ›wirklich‹ den Begriff ›echt‹ verwendet und diesen dem Virtuellen gegenüberstellt.

Unter Rekurs auf Wertheim (2000) könnte Schwenzels Beschreibung der erfahrenen Körperlosigkeit im medialen Raum auch noch aus einer anderen Perspektive betrachtet werden: Die Autorin stellt fest, dass ihr Körper zwar »auf dem Stuhl sitzen [bleibe]« (S. 252), wenn sie sich im Internet bewege, »aber ›ich‹ – oder doch ein Aspekt von mir – bin in einen anderen Zusammenhang versetzt, der während dieser Zeit [...] seine eigene Logik und Geographie hat« (ebd.). Diese eigentümliche Geografie sei zwar mit derjenigen der »physikalischen Welt« (ebd.) nicht deckungsgleich, gleichwohl sei sie »nicht weniger wirklich, nur weil sie nicht materiell ist« (ebd.). Wertheim (2000) würde ihre mediale Erfahrung demnach nicht als absolut körperlos bezeichnen, wie Schwenzel (2015) dies getan hat. Der Leib-Körper befindet sich stets irgendwo im Raum oder an einem Ort, beispielsweise wie von Wertheim geschildert auf einem Stuhl, der sich gänzlich in der ›physikalischen Welt‹ befindet. Gleichwohl scheint ein Aspekt des ›Ichs‹ in den medialen Raum mitgenommen zu werden, das heißt in einen Raum, der, obgleich nicht materiell, dennoch als wirklich erfahren wird. Schroer (2012a) hält diesbezüglich Folgendes fest: »Individuen bleiben an ihre physische Existenz gebunden; der Körper wird zur Schnittstelle zwischen virtuellem und Realraum: Er hängt gleichsam mit einem Teil im Netz, während der andere auf dem Stuhl sitzt« (S. 269f.). Unter Berücksichtigung der Unterscheidung zwischen den Begriffen ›Leib‹ und ›Körper‹ ließe sich möglicherweise etwas differenzierter aussagen, dass der virtuelle Raum leiblich erfahren und gespürt werden kann, obwohl man dort nicht körperlich anwesend ist.

Es lässt sich an dieser Stelle bereits festhalten, dass Interaktions- und Kommunikationssituationen in medialen Räumen zwar durch die »Abwesenheit körperlicher Erfahrungsdichte« (Jörissen, 2014, S. 510) geprägt sind, der Leib-Körper dabei jedoch nicht einfach ›verschwindet‹ oder gänzlich irrelevant wird (vgl. Lehner, 2018, S. 23). Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Jegliche Wahrnehmung ist sinnlich und setzt einen empfindsamen Leib-Körper voraus. Dies gilt ebenso für jede Wahrnehmung in *MediaSpaces*. Da »die physische Lokalität eine Konstante« (Ahrens, 2003, S. 184) darstellt, lassen sich auch dort »Erfahrungen der Authentizität und Unmittelbarkeit« (ebd.) machen, wie Schwenzel (2015) dies anschaulich beschrieben hat. Überdies bildet sich im ›gelebten‹ Raum¹⁶ gemäß

16 Walter Gözl (1970) hält in diesem Zusammenhang Folgendes fest: »Der Raum ist von unserem Dasein immer schon eingenommen. Er wird immer schon von uns ›gelebt‹, ehe wir ein anschaulich gegenständliches Bewußtsein, geschweige denn eine theoretisch bestimmte Vorstellung, von ihm haben« (S. 163). Otto Friedrich Bollnow (1963) beschreibt den ›gelebten‹ Raum wie folgt: »Unter dem konkreten, erlebten oder gelebten Raum verstehen wir im Unterschied zum abstrakten mathematischen Raum, [...] jenen andern Raum, in dem wir täglich leben, in dem wir uns bewegen und den wir brauchen, um unser Leben zu entfalten.

Waldenfels (2009) insgesamt »die ganze Vielfalt der leiblichen Sinne, der leiblichen Bewegung und der leiblichen Befindlichkeit« (S. 66) ab. Beim Leib-Körper handelt es sich um »ein ziemlich konservatives Element« (Welsch, 1998a, S. 244), welches nach wie vor »eine Bedingung all unserer Vollzüge« (ebd.) darstellt. Dies manifestiert sich auch in der Philosophie, wo »die Bedeutung der Leiblichkeit als eines Gegengewichts gegen die elektronischen Immaterialisierungstendenzen in den letzten Jahren mehrfach dargelegt worden« (ebd.) ist. Welsch (1998a) verweist dabei auf Jean-François Lyotards (2001 [1989]) *Das Inhumane. Plaudereien über die Zeit*, wo dieser sich mit der Frage auseinandersetzt, ob Denken ohne Körper möglich wäre. Dies wird schließlich negiert: »Man kann den Körper als die *hardware* jener komplexen technischen Einrichtung ansehen, die das Denken ist« (Lyotard, 2001, S. 24). Daraus lässt sich die nachstehende Folgerung ableiten: »Das Denken lässt sich nicht vom phänomenologischen Körper absetzen« (ebd., S. 35). Mit Verweis auf Hubert L. Dreyfus' (1985) phänomenologisch angelegtes Werk *Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Was Computer nicht können*, zeigt Welsch (1998a) des Weiteren auf, »daß es kein Verstehen ohne Rückbindung an Körperlichkeit und Alltagserfahrung gibt« (S. 244). Demzufolge lässt sich festhalten, dass es »keine geistige Erfahrung ohne körperliche Anteile und also auch keine elektronische Erfahrung ohne den Körper« (ebd., S. 246) geben kann. Der Autor veranschaulicht dies anhand des Beispiels, dass man sich nach stundenlangem Aufenthalt im Internet, wo man sich die Zeit mit Spielen, Chatten oder Surfen vertrieben und sich dabei in gewisser Weise in der Virtualität verloren habe, bei der Rückkehr in den ›realen Alltag‹ der eigenen Körperlichkeit wieder bewusst werde: Die Augen brennen, der Rücken schmerzt und die Nacken- und Armmuskulatur hat sich verspannt, denn »der Körper wurde eben auf die Reise [in den Cyberspace, Anm. MS] mitgenommen, und nun fühlt er sich mitgenommen« (ebd.) an. Diese körperlichen Erfahrungen sind dabei allerdings »nicht solche eines bloß materiellen oder rohen Körpers, sondern die von kulturellen Körpern, und sie schließen ihrerseits geistige Erregungen ein« (ebd.).

Neben der Beschreibung der räumlichen ›Verortung‹ des Leib-Körpers wird in phänomenologischen Arbeiten vielfach auf die Haut hingewiesen, die als größtes Sinnesorgan des menschlichen Organismus einerseits selbst verschiedene Wahrnehmungen ermöglicht und andererseits und zugleich zu einer »Scheidung von Binnen- und Außenraum« (Waldenfels, 2009, S. 20) führt: »Der menschliche Leib ist umfungen von der Haut als einer durchlässigen Grenz- und Schutzfläche. Diese Innen-Außen-Differenz erzeugt einen voluminösen Leibraum. [...] Das leibliche

Im Unterschied zur Homogenität des mathematischen Raums weist dieser erlebte Raum eine reiche innere Gliederung auf« (S. 499). Diesen Charakterisierungen zufolge könnte gesagt werden, dass mediale Räume ebenfalls ›gelebte‹ Räume sein können.

In-Sein lässt sich nicht ablegen wie ein lästiges Kleid« (ebd., S. 54). Neben den bereits angesprochenen Aspekten, dass, erstens, der Leib-Körper selbst eine räumliche Dimension habe und im Raum eine Stelle bzw. einen Ort einnehme und, zweitens, durch die Haut zugleich ein Leibinnen- und ein Leibaußenraum gebildet würden, sollte des Weiteren beachtet werden, dass die Wahrnehmungen von Räumen und die Möglichkeiten zu deren Aneignung ebenfalls ›durch den Leib-Körper‹ hindurchgehen bzw. über diesen vermittelt werden. Feministische Autor_innen verweisen diesbezüglich darauf, dass leiblich-körperliche Wahrnehmungs- und Aneignungsweisen von Räumen nicht als unabhängig von sozialen Differenzkategorien wie ›race‹, ›class‹ und ›gender‹ gesehen werden könnten (vgl. hierzu bspw. Bauriedl, Fleischmann, Strüver & Wucherpennig, 2000; Gottschalk et al., 2018; Marquardt & Strüver, 2018; Massey, 1993, 2001b; Morrison, 2012a; Morrison, Johnston & Longhurst, 2012; Nast & Pile, 1998). In diesem Zusammenhang werden auch Prozesse der Verkörperung (engl. *embodiment*) thematisiert, um einerseits darauf aufmerksam zu machen, dass es *den* Körper als immer schon feststehenden nicht gebe, sondern dass dieser gleichsam performativ immer wieder verändert hervorgebracht werde. Andererseits verdeutlicht der Begriff der Verkörperung die grundlegende Verflochtenheit von Körpern mit anderen Körpern und Dingen. Im Rahmen von Verkörperungsprozessen »carnality becomes a field which only ever has a partial grip on the world and which constantly interacts with other fields, mimetically and otherwise« (Crang & Thrift, 2000, S. 19). In diesem Sinne verstehe ich den Leib-Körper nicht als vereinzelt, physisch sich manifestierende passive Materialität, sondern vielmehr als in mannigfachen Interaktionen mit der Welt verstrickte aktive Materialität.

7.4.1 (Mein) Hier und (Dein) Dort

Im Folgenden wird der Fokus noch einmal auf den bereits angesprochenen Aspekt gerichtet, dass der Leib-Körper immer irgendwo ist, um von dieser raumphänomenologischen Erkenntnis ausgehend die Frage erörtern zu können, welche Implikationen sich hieraus für medial vermittelte Interaktionen, Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten ergeben. Mit dem Titel dieses Unterkapitels wird angedeutet, dass Alterität in diesem Zusammenhang insofern thematisch wird, als sich eine Verortung eines Individuums im ›Hier‹ auf eine Verortung eines Anderen im ›Dort‹ beziehen muss und sich ein Wechselverhältnis dieser beiden Ortsbezüge bzw. der beiden Individuen, die sich an zwei unterschiedlichen Orten befinden, einstellen kann. Die nachstehenden Überlegungen lassen sich weitgehend auf Interaktionen in *MediaSpaces* übertragen, auch wenn die Autor_innen, die im Folgenden beigezogen werden, selbst nicht unbedingt mediale Räume im Blick haben mussten, als sie ihre Texte verfassten. Die Übertragungsmöglichkeiten hängen mit dem bereits thematisierten Umstand zusammen, dass Produzent_innen und Nutzer_in-

nen medialer Kommunikationsräume sich nie ihrer eigenen Leiblichkeit/Körperlichkeit entledigen können und sie deshalb auch immer physisch irgendwo verankert sind. Im nächsten Unterkapitel wird der Bezug der im vorliegenden Unterkapitel zu entfaltenden raumphänomenologischen Skizze zu Aspekten der medialen Kommunikation und zu deren Implikationen für das Wahrnehmen und Aneignen solcher *MediaSpaces* expliziert. Dabei wird es unter anderem um die Frage gehen, inwiefern unter Rückgriff auf diverse Kommunikationstechnologien das Gefühl von Nähe hervorgerufen und gar körperliche Berührungen zwischen physisch Abwesenden ermöglicht werden können.

Anknüpfend an die in Kapitel 7.4 (*MediaSpaces* und Leiblichkeit/Körperlichkeit) entwickelte Argumentationslinie kann mit Shusterman (1998) ein weiterer Aspekt in die Überlegungen einbezogen werden: »Da der Körper immer auf einen bestimmten raumzeitlichen Ort beschränkt ist, kann die durch ihn erfolgende Wahrnehmung nur aus einer bestimmten Perspektive oder aus einem bestimmten Gesichtspunkt erfolgen« (S. 117). Bei der Sicht auf die Welt handelt es sich um ein Phänomen, das sich für zwei Individuen nie identisch darstellen kann. Der Leib-Körper kann vor diesem Hintergrund als Ausgangspunkt aller Erfahrungen gesehen werden, da von ihm aus eine individuelle Perspektive auf alles ihm Äußerliche eröffnet wird (vgl. ebd., S. 118). Räumlich gesprochen handelt es sich bei diesem leiblich-körperlichen Ausgangspunkt um das Hier, das »Orientierung im Raum« (Westphal, 2014, S. 150) verleiht. Hierzu schrieb Waldenfels (1998) in einem Buchbeitrag mit dem Titel *Experimente mit der Wirklichkeit* Folgendes:

Das leibliche Hier und Jetzt, von dem aus ich dir ins Auge schaue und dich anrede, legt sich wie eine Falte in das dichte Gewebe unserer Erfahrung. Husserl bezeichnet die Ursituation des Hier, die keine bloße Lage (*situs*) unter anderen darstellt, als »Nullpunkt« der Erfahrung, und in seinen Überlegungen zur Intersubjektivität titulierte er den eigenen Leibkörper vielfach als »Nullkörper«. [...] Die Erfahrbarkeit, die allem was ist, den Stempel der Wirklichkeit aufprägt, verweist auf diesen Zeit-Ort, an dem ich mich leibhaftig aufhalte, von dem aus ich mich diesem oder jenem zuwende und mich von anderem abwende. (S. 229)

Im mehr als einem Jahrzehnt später erschienenen Buch *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen: Modi leibhaftiger Erfahrung* präzisierte Waldenfels (2009) diese Aussage mit der Bemerkung, dass es sich beim leiblichen Hier eigentlich nicht um einen konkret festgelegten oder festlegbaren (Null-)Punkt handle, so »als sei der hier befindliche Leib genau zwischen Rechts und Links angesiedelt« (S. 68). Unter diesen Vorzeichen wäre es aus seiner Sicht treffender, von einem »Nullort« (ebd.) zu sprechen. Von diesem Nullort aus lässt sich das Hier bestimmen: »Hier ist dort, wo derjenige, der ›hier‹ sagt oder nach dem ›hier‹ fragt, sich jeweils befindet« (ebd., S. 67). Der Ort, an dem sich jemand aufhält – also ein Hier – ist demzufolge an

die Sprecher_innenposition eines Individuums geknüpft, das »sich hier und nicht anderswo äußert« (ebd.):

Betrachten wir dieses Sichbefinden als Ausdruck einer Leiblichkeit, die weder einem reinen Geist noch einem bloßen Ding eigen ist, so zeigt sich eine originäre Beziehung zwischen Räumlichkeit und Leiblichkeit, und eben diese Beziehung findet im ›hier‹ ihren sprachlichen Ausdruck. (Ebd., S. 67f.)

Diese ursprüngliche Beziehung äußert sich im konkreten leiblich-sinnlichen Erleben und Erfahren des Raums. Diesbezüglich hält Gözl (1970) in seinen philosophischen Untersuchungen fest, dass das Spezifische unseres Daseins im Raum darin bestehe, dass wir »aus dem Raum (auch in der bloßen Vorstellung) nicht ›aussteigen‹« (S. 167) könnten: »Wir können unser eigenes Im-Raume-Sein nicht ›von außen‹ betrachten, weil das ›Hier‹ in der Außenbetrachtung zu einem ›Dort‹ wird und uns so in seinem eigentlichen Wesen entgleitet« (ebd.). Unser Dasein im Raum zeichnet sich des Weiteren dadurch aus, dass wir hier sind, während sich andere Menschen und Dinge uns gegenüber befinden, das heißt, dort sind (vgl. ebd., S. 4). Das Hier und das Dort bezeichnet Gözl (1970) als »Momente des gelebten Raumes« (S. 166). Zwischen diesen beiden Momenten nehmen wir einen Zwischenraum wahr, der als ›Tiefe‹ bezeichnet werden kann. Diese Tiefe ist »die Dimension des ›Hinüber‹« (ebd., S. 168), die sich beispielsweise zwischen zwei Individuen eröffnet, die sich in einer Interaktionssituation wechselseitig als Gegenüber anerkennen.

Im Zusammenhang mit dem Erleben dieses Zwischenraums, der Tiefe, bringt Waldenfels (2009) den Aspekt der Bewegung in die Überlegungen ein: »Die Erfahrung der Tiefe [...] entsteht dadurch, daß etwas sich auf den Wahrnehmenden zu oder vom Wahrnehmenden weg bewegt. So entsteht ein Vor- und Hintereinander, daß [sic!] sich aus keinem Nebeneinander herleiten läßt« (S. 55). Einer Präzisierung bedarf diese Aussage insofern, als sich nicht nur ›etwas‹ um das wahrnehmende Individuum herum bewegt (von ihm weg bzw. auf es zu), sondern dieses sich immerfort auch selbst bewegt. Die vom Hier ausgehende Bewegung eines leiblichen Wesens »nimmt gegenüber Dingen im Raum bzw. gegenüber anderen Wesen, die ihrerseits ›hier‹ sind, die Form einer *Annäherung* und *Entfernung* an« (Waldenfels, 1998, S. 232). Angesichts der leiblichen Bewegung und der zeitlichen Dimension derselben wird deutlich, dass es sich beim Hier nicht um einen fixen Punkt handeln kann: »Das Hier ist ebensowenig [sic!] ein toter Raumpunkt, wie das Jetzt ein reiner Zeitpunkt ist, es spannt sich aus zu einem Durchgangsort der Bewegung, einem *lieu de passage*« (Waldenfels, 2009, S. 48). Mit Westphal (2014), die ihre Argumentation unter anderem auf Husserl und Merleau-Ponty stützt, lässt sich des Weiteren festhalten, dass überhaupt erst durch Bewegungen von Körpern Räume produziert werden. Oder anders gesagt: Wäre der Leib-Körper auf einen einzigen Punkt fixiert, wären Räume irrelevant, denn erst durch die Bewegung, die zu Nähe und Ferne zwischen verschiedenen Nullorten führt, entstehen Räume. Diese Räu-

me sind – wie bereits wiederholt herausgestrichen wurde – selbst weder statisch noch ein für alle Mal festgelegt, sondern beweglich:

In der Bewegung stellen wir Raum her und bilden ihn zugleich ab. Der Körper ist nicht nur ein Bewegender, sondern auch ein Beweglicher; und auch der Raum bekommt durch die Selbstbewegung eine Eigenbewegung. Durch den Körper bewegen wir uns und den Raum gleichzeitig. (Westphal, 2014, S. 150)

Diese Ausführungen zusammenfassend lässt sich mit Unger (2010) festhalten, dass der Mensch zugleich »ein räumliches, ein raumschaffendes und raumaufspannendes Wesen« (S. 112) ist.

Auf der Basis dieser grundsätzlichen Überlegungen kann in einem weiteren Schritt der Frage nachgegangen werden, wie sich das alteritätstheoretisch bedeutsame Verhältnis zwischen dem Hier des sprechenden Individuums und dem Dort eines Gegenübers, das sein ganz eigenes Hier hat, noch deutlicher fassen lässt. Gemäß Gözl (1970) erlaube zum einen »die Erfahrung der leibhaftigen Erscheinung eines anderen Menschen in meinem phänomenalen Raum« (S. 25) und zum anderen das durch sprachliche Verständigung mit dem anderen Menschen hergestellte Bewusstsein die Einsicht, dass das Gegenüber nicht das gleiche Hier habe wie ich, sondern sein eigenes Hier, das von mir als Dort erlebt wird (vgl. ebd.). Gözl spricht in diesem Zusammenhang die menschliche Fähigkeit an, sich diverse erfahrene, wahrgenommene Räume in Erinnerung rufen oder Räume imaginieren und diese sodann zueinander in Beziehung setzen zu können. In dieser Fähigkeit, sich gewissermaßen in verschiedene Räume (beispielsweise in gegenwärtig erfahrbare, aber auch in imaginierte, zukünftige oder in der Vergangenheit erfahrene Räume) »teilen« zu können, vermutet Gözl (1970) »überhaupt die Möglichkeit begründet, neben meinem Dasein in meinem Raum das Dasein des Anderen in seinem Raum irgendwie mitzuvollziehen und dadurch zu jener Gemeinsamkeit des einen objektiven Raumes, in dem wir beide miteinander da sind, [...] zu gelangen« (S. 26). Vor diesem Hintergrund ließe sich mit Waldenfels (2009) das besondere Verhältnis von Hier und Dort als ein Verhältnis von Eigenem und Fremdem fassen, wobei dieses Verhältnis einen genuin »topischen Charakter« (S. 77) aufweist (vgl. Waldenfels, 2013).

7.4.2 (Unser) HierDort/DortHier

Im Folgenden geht es um eine eingehende Erörterung des mit internetbasierten Technologien einhergehenden Phänomens der digitalen Medialität, das in einen Zusammenhang mit den im vorhergehenden Unterkapitel erfolgten raumphänomenologischen und alteritätstheoretischen Betrachtungen zu Leiblichkeit/Körperlichkeit sowie zu Raumerleben und -wahrnehmen gestellt werden soll. Die Überschrift des vorliegenden Unterkapitels steht für die technologischen

Möglichkeiten, ein Dort zu einem Hier werden zu lassen (und umgekehrt) und diese beiden »Momente des gelebten Raumes« (Gölz, 1970, S. 166) einander derart anzunähern, dass der Zwischenraum minimal bzw. deren Differenz eingeebnet wird (vgl. Waldenfels, 2009, S. 109).

In Artikeln wie denjenigen von Kim et al. (2004) oder Paterson (2006) wird auf ›haptische Geräte‹ oder ›haptische Schnittstellen‹ Bezug genommen, mit welchen internetbasierte Interaktionen ermöglicht werden können, die auch Berührungen involvieren und dadurch ein starkes Gefühl der Nähe und Anwesenheit evozieren sollen. Paterson (2006) bezeichnet diese haptischen Geräte oder Schnittstellen als »technologies of touch« (S. 691). Diese ›Berührungstechnologien‹ reproduzieren physische Berührungen über Distanzen hinweg und eröffnen dadurch multisensorische Wahrnehmungsräume im Digitalen (vgl. ebd.). Entwicklungs- und Anwendungsgebiete solcher Technologien sind beispielsweise Chirurgie, militärische Ausbildung, Minenräumung und Raumfahrt, aber auch Unterhaltungsbereiche wie Videospiele (vgl. Kim et al., 2004, S. 329; Paterson, 2006, S. 692). Eine Bedeutung könnten diese Technologien jedoch auch im Kontext von Fernbeziehungen erhalten, und zwar dann, wenn es möglich sein sollte, Berührungen über Distanzen hinweg quasi zu ›verschicken‹.

Howard Rheingold entwickelte in seinem Buch *Virtuelle Welten* (1992, S. 529ff.) sowie in einem in der Cyberpunk-Zeitschrift *Mondo 2000* veröffentlichten kurzen Text mit dem Titel *Teledildonics: Reach Out and Touch Someone* (1990) ein Zukunftsszenario, in dem er in gleichsam futurologischer Weise über ›Berührungstechnologien‹ spekulierte.¹⁷ Durch einen Nexus aus »VR-Technologie und Telekommunikationsnetzen« (Rheingold, 1992, S. 529) sollte es gemäß diesem Szenario möglich werden, »in bislang ungeahnter Weise zu anderen Menschen – oder ganzen Populationen – körperlichen Kontakt aufnehmen [zu] können« (ebd.). Er forderte die Leser_innen dazu auf, sich einige Jahrzehnte in die Zukunft zu versetzen und sich vorzustellen, sie seien mit einem am Kopf befestigten Display ausgerüstet und in einen sehr dünnen, eng am Körper anliegenden Anzug gekleidet (vgl. Rheingold, 1990, S. 52). Das dahinterliegende Prinzip erläuterte er folgendermaßen:

Embedded in the inner surface of the suit, using a technology that does not yet exist, is an array of intelligent effectors. These effectors are ultra-tiny vibrators of varying degrees of hardness, hundreds of them per square inch, that can receive and transmit a realistic sense of tactile presence in the same way the visual and audio displays transmit a realistic sense of visual and auditory presence. (Ebd.; vgl. Rheingold, 1992, S. 530)

17 Überaus kritisch äußert sich hierzu Elizabeth Grosz (2001): »Teledildonics« [...] represents the fantasy (a male fantasy, though no doubt it can have its feminist variants) of a perfectly controllable, programmable quasi-prostitution« (S. 42).

In diesem »teledildonischen Szenario« (Woolley, 1994, S. 252) wird ein technologisch hoch entwickelter Anzug – ein »sound-sight-touch telepresence^[18] system« (Rheingold, 1990, S. 52) – zu einem Vehikel, das es ermöglicht, multisensorische Wahrnehmungsräume zu entdecken. Über das Internet (vorausgesetzt die Rechenleistungen der Computer und die Übertragungsgeschwindigkeiten der Daten seien groß genug) könnten solche Wahrnehmungsräume mit anderen Menschen geteilt werden, wobei Rheingold in erster Linie an erotische Begegnungen dachte: »Your partner(s) can move independently in the cyberspace, and your representations (aka ›puppets‹) are able to touch each other, even though your physical bodies might be continents apart« (ebd.). Geteilte Erfahrungen, die medial vermittelt sind, finden nach Kim et al. (2004) in sogenannten »shared virtual environments (SVEs« (S. 328) statt. Für ein möglichst ganzheitliches Anwesenheits- bzw. Nähegefühl ist in solchen Umgebungen neben der Stimulierung des Seh- und des Hörsinns auch der Tastsinn ausschlaggebend (vgl. ebd., S. 328f.; Paterson, 2006, S. 692). »Berührungstechnologien« funktionierten zwar auch heute noch über weite Strecken mechanisch,

but the sense of presence is increasingly aided by electronics, engaging directly with the somatic senses of kinaesthesia, proprioception, and the vestibular sense, greatly enhancing the simulation of being there. [...]

The significance of haptics therefore lies [...] in the ability for this sense of presence to be communicated by touch over a distance – to literally feel the presence of another. (Paterson, 2006, S. 692)

Die Anwesenheit und Nähe einer anderen Person zu spüren, sich zu berühren und berührt zu werden, drängt die Tatsache des existierenden Zwischenraums zwischen dem Hier und dem Dort der anderen Person in den Hintergrund. Das Hier und das Dort werden medial vermittelt zu einem (gemeinsamen) *HierDort/DortHier*, wodurch der Eindruck entsteht, dass die beiden Momente beinahe ineinanderfallen. Rheingold (1990) prognostizierte angesichts dieses Szenarios »a whole new semiotics of mating« (S. 54) mit unabsehbaren Konsequenzen für all das, was unter Privatsphäre, Identität und Intimität verstanden werde (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang fragte er, ob in Zeiten, in denen unsere »Informationsmaschinen« und Kommunikationsgeräte so stark mit uns selbst verschmolzen sein würden, wir diese als »its« bezeichnen würden, »or will they be part of ›us?‹« (ebd.). Damit einher geht die Frage, was »der Mensch« dann noch ist bzw. was als »das Menschliche« verstanden werden kann. Diesbezüglich vermutete Rötzer (1998) bereits vor über zwanzig Jahren, dass

18 Den Begriff »Telepräsenz« expliziert Paterson (2006) als »the evocation of a sense of presence of objects at a distance« (S. 696). Als Hilfsmittel hierfür dienen »telerobotische« Geräte oder Vorrichtungen, die dazu dienen »to aid the manipulation of objects at a distance« (ebd.).

die Vernetzung des menschlichen Körpers mit externen oder implantierten Systemen, die interaktive Repräsentation des Körpers in virtuellen Räumen, die Verselbständigung von virtuellen Agenten und ›realen‹ Robotern zu einem neuen Verständnis dessen führen [werden], was menschlich und was ein menschlicher Körper ist. (S. 166; vgl. Jörissen, 2014, S. 511)

Das Beispiel von Rheingolds teledildonischer Zukunftsfantasie aus den 1990er-Jahren, die heute zumindest in Ansätzen durchaus Realität geworden ist (worauf im weiteren Verlauf der Ausführungen noch zurückzukommen sein wird), illustriert den Umstand, dass der menschliche Körper zunehmend »als Schnittstelle mit der Welt und mit Maschinen verstanden [wird], die sich verändern, die sich neu designen lässt« (Rötzer, 1998, S. 166).

Aus feministischer Perspektive hat Donna Haraway (1995) in ihrem *Manifest für Cyborgs*¹⁹ einige wegweisende Gedanken zum Verhältnis ›Mensch-Maschine‹ dargelegt. Zur komplexen, verflüssigten Beziehung zwischen leiblichen Wesen und Maschinen äußert sie sich wie folgt:

Im Verhältnis von Mensch und Maschine ist nicht klar, wer oder was herstellt und wer oder was hergestellt ist. Es ist unklar, was der Geist und was der Körper von Maschinen ist, die sich in Kodierungspraktiken auflösen. Insofern wir uns sowohl im formalen Diskurs (d.h. Biologie) als auch in Alltagspraktiken (d.h. Hausarbeitsökonomie im intergrierten [sic!] Schaltkreis) wissen, sind wir Cyborgs, Hybride, Mosaik, Chimären. Biologische Organismen sind zu biotischen Systemen geworden, zu Kommunikationsgeräten wie andere auch. Innerhalb unseres formalisierten Wissens über Maschinen und Organismen, über Technisches und Organisches gibt es keine grundlegende, ontologische Unterscheidung mehr. (S. 67)

Die Autorin macht damit deutlich, dass sich starre Grenzziehungen zwischen Mensch und Maschine und damit rigide Dualismen nicht länger aufrechterhalten lassen. Haraway (1995, S. 68) und Rötzer (1998, S. 167) sind sich darüber hinaus darin einig, dass der menschliche Leib-Körper nicht mehr an der Haut ende, sondern aufgrund von komplexen Verbindungen mit maschinellen Systemen weit darüber hinaus reiche, wenn man etwa bedenke, dass sich »Roboter in der Ferne steuern« (Rötzer, 1998, S. 167) lassen oder dass Berührungen infolge virtuell geteilter, multisensorischer Wahrnehmungsräume über geografische Distanzen hinweg ›verschickt‹ werden können. Insofern führen solche Technologien dazu, dass die körperliche Beschränktheit zu einem gewissen Grad transzendiert werden kann, indem sie Erfahrungen, die stets durch den Leib-Körper bedingt sind, fortwährend transformieren und modifizieren (vgl. ebd.).

19 Cyborgs definiert Haraway (1995) als »kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion« (S. 33).

Wie weiter oben insbesondere in Kapitel 7.4 (*MediaSpaces* und Leiblichkeit/Körperlichkeit) bereits diskutiert wurde, muss mit Shusterman (1998) jedoch zugleich bedacht werden, dass wir »uns nicht vom erfahrbaren Körper mit seinen Gefühlen, Freuden und Erregungen lösen [können]. Er ist selbst in den höchsten Flügen der Medientechnologie immer da« (S. 125; vgl. hierzu auch Grosz, 2001, S. 42ff.). Auch »geteilte virtuelle Umgebungen« (vgl. Kim et al., 2004, S. 328) nehmen wir mit unseren Sinnen wahr und es wird deutlich, dass bestimmte körperliche Beschränkungen (z.B. das Spektrum des menschlichen Sehvermögens oder der kognitiven Fähigkeiten) trotz aller maschinell-technischen Hilfsmittel nicht so einfach aufzuheben sind. Welsch (1998a, S. 244) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die zunehmende Leistungsfähigkeit von Computerprozessoren und die Steigerung der Rechenkapazitäten weder mit einer Optimierung unserer Sinnesorgane noch mit einer Optimierung unserer physischen und psychischen Eigenschaften zusammenfallen: »Wenn die Verarbeitungskapazität der Rechner ins Gigantische wächst, so nicht ebenso unsere Lebenszeit, unsere Reaktionszeit, unsere Begreifenszeit« (ebd.). Auch die Vorstellung von einem »Nullort« (Waldenfels, 2009, S. 68) als dem Hier des leiblichen Sichbefindens, das sich als beweglicher »*lieu de passage*« (ebd., S. 48) bestimmen lässt, bleibt infolge digitaler, medial vermittelter Umwelten und virtueller Erfahrungen instruktiv, wobei die Fähigkeit zentral ist, über diesen leiblichen Ort ungefähr Bescheid zu wissen, denn die Möglichkeit, Räume wahrnehmen zu können, ergibt sich erst, »wo das Subjekt dieser Wahrnehmung die Position seines Leibes kennt, wo es in einem minimalen Sinn weiß, wo es ist (andernfalls wäre es nicht einmal fähig sich zu verirren)« (Seel, 1998, S. 265). Dementsprechend schilderte auch der Internetvordenker und Netzaktivist John P. Barlow (1990) in der oben bereits referierten Ausgabe des Magazins *Mondo 2000* in einem Artikel mit dem Titel *Being in Nothingness: Virtual Reality and the Pioneers of Cyberspace* eine Erfahrung im Internet: Obwohl er sein leiblich-körperliches Mitgenommen-Sein in den virtuellen Raum des Internets als intensive Erfahrung beschreibt (z.B. durch Aussagen wie »[...] I don't seem to have a location exactly. In this pulsating new landscape, I've been reduced to a point of view« [ebd., S. 36] oder »Nothing could be more disembodied than cyberspace. It's like having your everything amputated« [ebd., S. 38]), verfügte er nach wie vor über das Wissen bezüglich der Position seines Körpers in der physisch-materiellen Welt: »At least I know where I left my body. It's in a room called Cyberia in a building called Autodesk in a town called Sausalito, California. Planet Earth. Milky Way« (ebd., S. 36). Da wir immer noch einen Leib-Körper haben, dürften Bemühungen zur Verwirklichung transhumanistischer Zukunftsvisionen wie beispielsweise derjenigen des Uploads des menschlichen Geistes oder des Bewusstseins in die Cloud, das heißt dessen einstweilige Loslösung vom Leib-Körper »für eine eventuelle zukünftige Inkarnation in rein synthetischen

[...] Körpern« (Danowski & Viveiros de Castro, 2019, S. 61), möglicherweise auch künftig nie umsetzbar werden.²⁰

Unabhängig von der Realisierbarkeit technologischer Visionen lässt sich an dieser Stelle die folgende generelle Überlegung festhalten: Die medial vermittelte Sphäre prägt die Möglichkeiten des Wahrnehmens des Zwischenraums zwischen Hier und Dort und wie gezeigt lassen sich Ferne und Nähe keineswegs ausschließlich als geografische Distanzen, die im einen Fall größer und im anderen Fall kleiner sein können, bestimmen. Indem der Zwischenraum gestaltet wird, werden Nähe und Ferne gleichsam hergestellt und konfiguriert, und zwar im digitalen wie auch im nicht digitalen Raum, wobei die Überlagerungen und Wechselwirkungen zwischen diesen Sphären als hybrid zu verstehen sind (vgl. hierzu bspw. Ahrens, 2003; Schroer, 2012a; Unger, 2010; Willis, 2012).

Mit Gadgets und Apps, durch die »technologies of touch« (Paterson, 2006, S. 691) in den Alltag Einzug gehalten haben, lassen sich Anwesenheit und Nähe in zunehmendem Ausmaß und auf vielfältige Weise simulieren. Insofern lassen sie sich als Mittel zur Gestaltung des Zwischenraums verstehen, die nicht zuletzt im Kontext von Fernbeziehungen von Bedeutung sein können. Apps wie *Couple*, *Twyxt*, *Between* oder *Avocado* eröffnen Paaren einen geteilten digitalen Raum, der zum einen der Organisation des Alltags etwa durch die Möglichkeit des Anlegens von Aufgabenlisten oder eines gemeinsamen Kalenders dient. Überdies ist in solchen Apps häufig ein Instant-Messenger enthalten, mit dem Text- oder Sprachnachrichten, Bilder oder GIFs verschickt werden können, die sich in eine Timeline einfügen, in welcher momenthafte Erinnerungen digital abgelegt werden und eine besondere Zweisamkeitssphäre geschaffen wird (vgl. hierzu Heinz & Wöhrle, 2018, S. 85ff.). Sie sind in besonderer Weise dazu geeignet, eine Art »connected presence« (vgl. Licoppe, 2004; Licoppe & Smoreda, 2005) zwischen den Beziehungspartner_innen herzustellen, da sich diese fortwährend ihrer Zusammengehörigkeit versichern können. Zum anderen ermöglichen diese Apps mittels der oben bereits erwähnten »Berührungstechnologien« zuweilen das Versenden eines »Daumenkusses«. Mit der Digital-Touch-Funktion, die in der Apple Watch

20 Danowski und Viveiros de Castro (2019) erörtern in ihrem Buch *In welcher Welt leben?* zahlreiche Versionen des Endes der Welt im Kontext der globalen Klimakrise. Eine solche »Version einer Menschheit-ohne-Welt« (S. 61) skizzieren die Autor_innen anhand einer Zukunftsvision von Transhumanist_innen bzw. Vertreter_innen der sogenannten »Singularitätstheorie« (ebd.): »Singularität ist der Name einer anthropologischen Diskontinuität, einer plötzlichen kybernetischen Entrückung, die sich mit der exponentiell zunehmenden Fähigkeit zur Datenverarbeitung im weltweiten Rechnernetz ankündigt« (ebd.). Diese Vision bezeichnen Danowski und Viveiros de Castro als diejenige »eines Hyperfortschritts, der die Menschen (oder einstweilen nur 1 %) dank der Verlängerung der maximalen Lebensdauer von ihrem »biologischen Substrat« befreit und somit letztlich die organische Körperlichkeit transzendiert [...]« (ebd.).

wie auch in anderen Apple-Geräten integriert ist, ist es außerdem möglich, den eigenen Herzschlag auf das iPhone, die Apple Watch, das iPad etc. einer anderen Person zu versenden. Die diesbezüglichen Instruktionen des Anbieters lauten wie folgt: »Lege zwei Finger auf das Display, bis du deinen Herzschlag spürst und auf dem Display animiert siehst.« Und weiter: »Um [...] Herzschläge zu sehen (bzw. zu spüren), die dir jemand gesendet hat, musst du nur auf die Mitteilung tippen.«²¹ Es handelt sich hierbei um eine sehr intime Form der Kommunikation, da ganz persönliche körperliche Informationen mit einer anderen Person geteilt werden können. Noch stärker darauf ausgelegt, Nähe auf Distanz herzustellen, sind die Anwendungen *Kissenger* und *XOXO* von *Lovotics*.²² Deren Einsatz erfordert neben gewöhnlichen Kommunikationsgeräten wie Smartphones zusätzlich besondere Geräte, die mit künstlichen Lippen oder ›Umarmungssensoren‹ ausgestattet sind. Malinowska (2018) beschreibt den ›Kuss-Messenger‹ *Kissenger* folgendermaßen:

Resembling a toy piggy robot, this PC add-on allows two people to send and to receive kisses online by pressing against a silicon lip at the front of the device, from which it is transferred via a kiss processor. The kiss comes in a form of a tingling vibration whose intensity depends on lip pressure received by a transmitter. (S. 94)

Als noch ausgefeilteres ›berührungstechnologisches‹ Gadget führt Malinowska *Teletongue* an. Hierbei handelt es sich um ein Lollipop-ähnliches Interface, das orale Interaktionen über Distanzen hinweg ermöglichen soll (vgl. ebd., S. 94f.). Sowohl *Kissenger* als auch *Teletongue* dienen der Übermittlung mechanischer Reize und zielen nicht in erster Linie auf emotionale Empfindungsweisen ab. Gesten werden in Druck, Texturangemessenheit des Materials und Übertragungslatenzen übersetzt bzw. umgerechnet (vgl. ebd., S. 95). Aus der Perspektive der Entwickler_innen solcher telerobotischen Erfindungen ist der Körper Malinowska (2018) zufolge »a set of stimuli transferable to algorithms that allow for translating the body's organic forms into digital planes« (ebd.). Die teledildonische Geste des Kusses wird gleichsam prothesenhaft. Im Verständnis Schroers (2012a) geht eine derartige prothesenhafte Erweiterung des Körpers mit dessen Fähigkeit, »raumgreifend tätig« (S. 295) zu sein, einher, wodurch dieser auch »weit entfernt liegende Räume für uns zu erschließen« (ebd.) vermag. Demgegenüber hatte sich Shusterman (1998) bereits in einem sehr viel früheren Stadium der technologischen Entwicklungen weitaus nüchterner geäußert, indem er konstatierte: »Die neuen Werkzeuge sind bestenfalls Extensionen unseres instrumentellen, leiblichen Körpers« (S. 125f.). Überdies könnte vermutet werden, dass das Gefühl der Nähe, das beispielsweise mit Gadgets wie *Teletongue* oder *Kissenger* simuliert werden soll, die existierende geografi-

21 <https://support.apple.com/de-ch/guide/watch/apdebbobb96c/6.0/watchos/6.0> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

22 www.lovotics.com (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

sche Distanz entgegen der ursprünglichen Intention sogar noch verstärkt ins Bewusstsein rückt, da es sich nach wie vor nur um die Simulation eines Kusses oder einer Umarmung handelt. Das Paradoxon besteht darin, dass Abwesenheit gerade durch diese Anwesenheit simulierenden Gadgets besonders deutlich spürbar werden könnte, worin sich nicht zuletzt die trennende Funktion von Medien, auf die beispielsweise Shusterman (1998, S. 115) und Ofak (2012, S. 250) hingewiesen haben, manifestiert.

7.5 Zwischenräume

Im Sinne eines kurzen Resümees einiger zentraler Aspekte der im zweiten theoretischen Schnitt erfolgten Erörterungen lässt sich rekapitulieren, dass Nutzer_innen von Medientechnologien hybride Räume hervorbringen und dass diese im Kontext sozialer Beziehungen Formen von Nähe erzeugen können bzw. bei der Gestaltung des Dazwischen (zwischen Hier und Dort) bedeutsam sind. Bei der empirischen Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen ist demzufolge zu fragen, welche Bedeutungen die Deiktika ›hier‹ und ›dort‹ während längerer Phasen des räumlichen Getrenntseins annehmen und wie sich diese Bedeutungen im Verlauf der Zeit gegebenenfalls verändern. In Fernbeziehungen geht es wie in allen Paarbeziehungen um die Frage, wie der Zwischenraum gelebt und wie er konfiguriert und immer wieder aufs Neue aktualisiert werden kann. In Kapitel 2 (Normalisierung: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) wurde unter Bezugnahme auf Sybille Krämers (2008) Buch *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität* bereits dargelegt, dass es sich bei jeglicher Kommunikation, finde diese nun von Angesicht zu Angesicht oder medial vermittelt statt, um »ein Distanzgeschehen«, einen »Umgang mit Entfernungen«, handle: »Denn das Problem der Kommunikation wurzelt in der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Selbst und dem Anderen« (S. 91f.). In diesem Zusammenhang wurde ebenfalls schon darauf hingewiesen, dass sich Distanzen im Zwischenräumlichen nicht allein in einem geografischen Sinne verstehen lassen, sondern dass diese sich auch auf eine Entferntheit zwischen den Beziehungspartner_innen beziehen, die sich aus deren »Verschiedenartigkeit« (ebd., S. 110) ergibt und womit es umzugehen gilt.

Insbesondere internetbasierte Medientechnologien eröffnen darüber hinaus Möglichkeiten, die es uns erlauben, uns wie selbstverständlich in Situationen hineinzugeben, »in denen wir nicht sind« (Seel, 1998, S. 259). Die Begriffe der Anwesenheit und Abwesenheit erfahren unter diesen Vorzeichen spezifische Bedeutungsverschiebungen, denen in der diffraktiven Analyse des Phänomens der Fernbeziehungen ebenfalls nachzugehen sein wird. Um obenstehende, im Anschluss an Seel (1998) vorgebrachte Überlegung zu konkretisieren und zugleich weiterzuführen, soll im Folgenden und zum Abschluss dieses Kapitels Michel

Serres (2005) angeführt werden. Nach Serres (2005) bewirken Techniken und Technologien, »dass wir aus uns heraustreten« (S. 182), beispielsweise dann, wenn wir uns »auf dem Bildschirm oder der Seite, an den Enden der Telefonleitungen« (ebd., S. 183) befinden. Im virtuellen Raum lässt sich in Echtzeit mit einer Person in Kontakt treten, die am anderen Ende der Welt lebt (vgl. ebd., S. 247). Auf diese Weise werden unzählige »Nachbarschaften« (ebd., S. 248) geschaffen, denn »[a]n die Stelle der schwer zu überwindenden Entfernungen tritt eine neue und neu verteilte Nähe, deren Subtilität aus einem fernen Menschen meinen Nächsten macht« (ebd.). In diesem Kontext und in Anbetracht der Feststellung, dass die gesamte Menschheit nun virtuell zusammengedrückt sei, fragt Serres (2005) Folgendes: »Entspricht dieser Veränderung des Raumes auch eine Verlängerung der Moral?« (ebd.). Diskutiert werden im Zusammenhang mit dieser Frage zwei »Moralerfindungen«: die logische und die mathematisch-analytische. Erstere besagt, dass es gelte, einander zu lieben und nicht »allein bestimmte Menschen zu lieben« (ebd., S. 246). Diese Maxime kommt einer inklusiven Moral gleich. Nach der zweiten Moralerfindung »sollen wir den Nächsten wie uns selbst lieben« (ebd.), wobei das Wort »Nächster« »den Superlativ eines Minimums: die kleinstmögliche Distanz« (ebd., S. 247) ausdrückt. Anhand von Hergés (1999) *Tim in Tibet* verbindet und verdeutlicht Serres (2005) diese beiden – gleichermaßen rationalen – »Moralerfindungen«. In diesem Band der Comic-Serie werde die Entstehung einer »Schritt für Schritt von Nahbereich zu Nahbereich erfolgende[n] Verlängerung oder Reise« (S. 247), die »das Lokale zum Globalen« (ebd., S. 249) führt, geschildert:

Als Tim während der Siesta aus seinem Traum erwacht, ruft er ›Tschang!‹ Da dieser Ruf die größtmögliche Distanz zu überbrücken scheint, können wir ihn global nennen. Und er hat Erfolg. Keine Hoffnung besteht indessen, dass sein Freund ihn von den Alpen bis nach China oder Indien durch die rein physikalische Ausbreitung der Wellen hören könnte. Der Freund ruft nach dem Freund, und da der Nächste hier den Nächsten ruft, können wir diesen Ruf lokal nennen. [...] Der asiatische Freund des Europäers Tim spricht nicht dieselbe Sprache und lebt nicht in derselben Kultur, kurz, er gehört nicht derselben Teilmenge an. Obwohl Entfernung und Leidenschaft der Zugehörigkeit sie eigentlich trennen sollten, sind sie vereint, im Schlimmen wie im Guten. Der eine hat den anderen gefunden, sie lieben einander. Der Nahe hat den Fernen gewählt, der so in einer vollkommenen Symmetrie der Asymmetrien zum Nächsten geworden ist. (Ebd.)

Beschrieben wird hier eine Situation, in welcher der räumlich Entfernte zum Nächsten wird. Als Abschluss der beiden erörterten theoretischen Schnitte sowie die zentralen Aussagen dieses Kapitels gleichsam resümierend zeigt die Geschichte dieser fiktionalen Fernbeziehung, dass eine »Erweiterung der Geographie [...] zu einer neuen Kartographie« (ebd., S. 250) virtuelle Räume miteinschließt. Dies ist jedoch nur deshalb möglich, »weil weder Techniken noch Technologien eine

Chance haben, sich auszubreiten oder benutzt zu werden, ohne mit ganz gewöhnlichen und zweifellos uralten körperlichen Verhaltensweisen zu verschmelzen« (ebd.).

Im nachfolgenden Kapitel 8 lege ich Barads Vorschläge für eine diffraktive Methodologie und Methode dar. Fokussiert wird dabei beispielsweise die spezifische Praxis des ›Durcheinanderhindurchlesens‹ von empirischen und theoretischen Erkenntnissen, wobei auch die von dieser Praxis gemachten Unterschiede selbst zu untersuchen sind. Auf der Grundlage dieser Überlegungen werde ich in Kapitel 9 die empirische und die theoretische Ebene der Wissensproduktion durch die Erzeugung von Diffraktionsmustern in unterschiedlichen Variationen miteinander verschränken.

8. Methodologie und Methode II: Diffraktion

Im Folgenden orientiere ich mich an einem diffraktiven methodischen Vorgehen im Anschluss an Barads quantenphysikalisch-feministisch-philosophischen Arbeiten. Mit diesem Vorgehen wird das Ziel verfolgt, den gängigen Modus der Repräsentation¹ in der erziehungs- und sozialwissenschaftlichen empirischen Forschung auszuweiten sowie mögliche Wege einer anderen Empirie aufzuzeigen und diese einzuordnen. Mit Wimmer (2014) gesprochen wäre eine solche andere Empirie eine Empirie, welche »die Widerständigkeit und Unbestimmtheit ihres Objekts nicht methodisch z.B. durch Operationalisierungen auf das empirisch Fassbare reduziert oder in der Materialinterpretation bestimmungslogisch auflöst« (S. 402). In Kapitel 3 (Methodologie und Methode I: Narrative Interviews und Narrationsanalyse) wurden hierzu bereits erste Überlegungen angestellt, die im »Spurenkapitel« (Kap. 4) unter der Einnahme einer dekonstruktivistischen Analyseperspektive ihren Niederschlag fanden. Auch dort wurde versucht, den Forschungsgegenstand der Fernbeziehungen nicht abschließend zu vereindeutigen, da ihm dies seine »Widerständigkeit und Unbestimmtheit« (ebd.) genommen und ihn jeglicher Komplexität beraubt hätte. Mithilfe der Diffraktion wird es gemäß der den nachfolgenden Überlegungen zugrunde liegenden Annahme jedoch möglich, einen Schritt weiter zu gehen im Versuch, einen anderen Weg der Empirie zu erkunden.

Bevor allerdings auf die methodischen Möglichkeiten der Diffraktion insbesondere im Kontext qualitativ-empirischer Sozialforschung eingegangen werden kann, sind einige grundsätzliche Erörterungen vonnöten und Begriffsklärungen vorzunehmen. Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Fortführung und Ergänzung des in Kapitel 5 (Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte) skizzierten Barad'schen Ansatzes des agentiellen Realismus und der in diesem Zusammenhang diskutierten Bedeutung agentieller Schnitte als Elemente einer performativen Praxis der Wissensproduktion. Unter Bezugnahme auf zwei wichtige Vertreterinnen der *Feminist Science & Technology Studies*, Barad und Haraway, gilt es

1 Zum Problem der Repräsentation vgl. insbesondere Barad (2003) und zu Barads Kritik am Repräsentationalismus bspw. Coleman (2014); Folkers (2013); Forster (2019); Hekman (2010, S. 72ff.); MacLure (2013); Schmitz (2014) und van der Tuin (2011) sowie die Ausführungen in Kapitel 5.

zunächst die Frage zu klären, was ›Diffraktion‹ in Abgrenzung zu ›Reflexion‹ bedeutet.

Der aus dem Gebiet der geometrischen Optik entlehene Begriff der Reflexion fungiert in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen als häufig verwendete Metapher mit wirkmächtigem repräsentationslogischem Impetus. ›Reflexion‹/›Reflexivität‹ und ›Repräsentationalismus‹ hängen für Barad im Anschluss an Haraway eng zusammen, weil erstere Begriffe die fixe Idee implizieren,

dass Repräsentationen (soziale und natürliche) Realität reflektieren. Das heißt, Reflexivität basiert auf der Überzeugung, dass Repräsentationspraktiken keinen Effekt auf die Untersuchungsobjekte haben und dass wir eine Art von Zugang zu Repräsentationen haben, die wir nicht zu den Objekten selbst haben. (Barad, 2013, S. 53)

Auf diese Weise werde gleichsam »die Welt auf Abstand« (ebd.) gehalten. Dies muss aus der Sicht des agentiell-realistischen Ansatzes der Wissensproduktion jedoch als absolut unmöglich erachtet werden, denn die unterschiedlichen Bestandteile einer wissensproduzierenden Apparatur sind immer schon intraaktiv miteinander verschränkt, ein absolutes ›Außen‹ existiert nicht und eine vorgängige Trennung zwischen dem zu Beobachtenden und der oder dem Beobachtenden gibt es ebenso wenig wie ein unverzerrtes Abbild der ›Wirklichkeit‹ (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 91, 133; 2015, S. 25ff.). Haraway (2018) konstatiert diesbezüglich Folgendes: »[...] for Barad, reality is not independent of our explorations of it, and reality is a matter not of opinion but of the material consequences of constructing particular apparatuses of bodily production« (S. 116).

Im Unterschied zum Repräsentationalismus hebt Barads performativer, agentiell-realistischer Ansatz »das Verständnis des Denkens, Beobachtens und der Theoriebildung als Praktiken der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir existieren, und als Teil dieser Welt hervor« (Barad, 2017, S. 9). Mit anderen Worten besagt dies, dass sich weder theoretisches noch empirisches wissenschaftliches Arbeiten als neutrale Praktiken verstehen lassen, anhand derer in unproblematischer Weise einfach *über* Realität reflektiert werden könnte. In Anlehnung unter anderem an Derridas Dekonstruktion und Foucaults Diskursanalyse erarbeitete Barad ihren diffraktiven Ansatz, um dem Umstand der Intraaktion der verschiedenen diskursiv-materiellen Apparaturen der Wissensproduktion gerecht zu werden. Die unterschiedlichen apparativen Arrangements sind keine ›Repräsentationsmaschinen‹. Vielmehr bringen sie die zu untersuchenden Phänomene mit hervor.

Reflexivität als gemeinhin eingefordertes Element einer Methodologie im Kontext wissenschaftlicher Praxis wird aus der Sicht des diffraktiven Ansatzes problematisiert, da dies ein autonomes Forscher_innensubjekt als gegeben voraussetzt, welches sich reflexiv quasi aus der Betrachtung herausnehmen kann, um zwar in

irgendeiner Form über die eigenen Beeinflussungseffekte auf die Forschungsergebnisse Rechenschaft abzulegen, dabei jedoch zugleich die unabweisbare Tatsache des Immer-schon-Verschränktseins mit dem zu untersuchenden Objekt verkennt. Entsprechend hebt Barad (2007) hervor: »reflexivity as a critical method of self-positioning [...] remains caught up in geometries of sameness [...]« (S. 72). Die Problematik der hier angesprochenen ›Geometrien der Gleichheit‹ (vgl. ebd.; 2013, S. 28) lässt sich mit Haraway (2018) wie folgt illustrieren:

Reflexivity has been much recommended as a critical practice, but my suspicion is that reflexivity, like reflection, only displaces the same elsewhere, setting up the worries about copy and original and the search for the authentic and really real. [...] What we need is to make a difference in material-semiotic apparatuses, to diffract the rays of technoscience so that we get more promising interference patterns on the recording films of our lives and bodies. Diffraction is an optical metaphor for the effort to make a difference in the world. (Haraway, 2018, S. 16; vgl. ebd., S. 268, 273)

Anstatt reflexiv nach dem ›wirklich Wirklichen‹ zu suchen und dabei doch nur ›Gleiches‹ widerzuspiegeln und in der ›Falle des Repräsentationalismus‹ (vgl. Barad, 2003, S. 803) wie in einem Spiegelkabinett gefangen zu sein, sollen Interferenzmuster erzeugt werden, die Differenzen er- und bezeugen und die dadurch einen Unterschied in der Welt machen. Im Kontext der Diffraktion geht es im Gegensatz zur Reflexion in zentraler Weise um »von unseren Praktiken der Wissensproduktion gemachte Unterschiede, und die Effekte, die sie auf die Welt haben« (Barad, 2013, S. 28). Zu fragen ist hierbei, wie diese Unterschiede hervorgebracht werden, was ausgeschlossen wird und inwiefern diese Ausschlüsse bedeutsam sind, ohne dabei die Unterschiede selbst in einem essenzialistischen Sinne aufzufassen (vgl. ebd., S. 28f.).

An diesem Punkt zeigen sich Ähnlichkeiten der diffraktiven Analyseperspektive mit der Derrida'schen Dekonstruktion, an die Barad auch anschließt (vgl. hierzu bspw. Barad, 2012a; 2014b, S. 187): Beide zeichnen sich – um einen Begriff von Zirfas (2002) aufzugreifen – durch ein »Differenzdenken« (S. 65) aus. Wie Barad betont, sei es dabei jedoch nicht ausreichend, nur die Unvermeidlichkeit von Ausschlüssen zu erkennen bzw. diese anzuerkennen. Stattdessen insistieren sowohl der diffraktive als auch der dekonstruktivistische Ansatz auf eine Verantwortlichkeit für die produzierten Ausschlüsse und übernehmen »the responsibility to perpetually contest and rework the boundaries« (Barad, 2007, S. 205). In ähnlicher Weise versteht neben Biesta (1998) auch Wimmer (2016) Dekonstruktion als »eine unter dem Anspruch der Gerechtigkeit stehende ›Praxis‹ des Denkens und Wahrnehmens« (S. 343), welche *in actu* – wenngleich nie feststeht, dass der Vollzug tatsächlich gelingt – versucht, »dem Anderen, dem Text, der Verantwortung gerecht zu werden« (ebd.). Die Infragestellung und die Bearbeitung von Grenzziehungen

und Ausschlüssen lassen sich nicht anders denn als Praxis denken. Die in ganz unterschiedlichen (unter anderem philosophischen, theoretischen und institutionellen) Texten manifesten Urteile und Bestimmungen darüber, wie etwas ist, seien dekonstruktivistisch »in die Schweben zurückzusetzen« (ebd., S. 331). Durch ebendiese Rückversetzung in einen Schwebenbeizustand sei es möglich, an die »Vergessenheit des Anderen zu erinnern« (ebd.): »Nicht durch Entgegensetzung und Widerspruch, sondern durch *das Aufsuchen der Spur des Ausgeschlossenen* wird das von diesen Texten invisibilisierte Paradoxe sichtbar gemacht und re-implementiert« (ebd.; Hervorh. MS). In ähnlicher Weise wird auch unter Einnahme einer diffraktiven Analyseperspektive verfahren, auf die in methodischer Hinsicht weiter unten eingegangen wird. Zunächst soll jedoch in aller Kürze das physikalische Phänomen der Diffraktion erläutert werden.² Vorwegschickend ist diesbezüglich festzuhalten, dass Diffraktion bzw. die Erzeugung von Diffraktionsmustern im Rahmen des Barad'schen agentuellen Realismus zugleich als Prozess (i.S.v. Werden) und als Ergebnis (i.S.v. Sein) verstanden werden kann, da diese Bereiche prinzipiell miteinander verschränkt sind.

Als klassisches physikalisches Phänomen eröffnet Diffraktion Einsichten in das Wesen (engl. *nature*) (vgl. bspw. Barad, 2007, S. 72f.) von Wellen. Vereinfachend gesagt geht es dabei um das Verhalten von (Licht-), (Wasser-) oder (Schall-)Wellen, wenn diese einander überlagern und um deren Beugung, Ablenkung und Ausbreitung beim Auftreffen auf ein Hindernis (vgl. ebd., S. 74). Diffraktion ist darüber hinaus ein Quantenphänomen – darauf wird etwas weiter unten zu sprechen zu kommen sein – und als solches ist Diffraktion in Barads Arbeiten auch von besonderem Interesse, denn anhand dieses Phänomens demonstriert sie, inwiefern klassische metaphysische Annahmen durch die Quantenphysik ins Wanken geraten sind. Im Wesentlichen geht es dabei um das Welle-Teilchen-Paradoxon und damit etwa um die Frage »about the nature of light and matter« (ebd., S. 73). Während sich jedes Teilchen in einem klassischen physikalischen Verständnis zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ortspunkt befindet, können sich Wellen an einem gleichen Ortspunkt überlagern: Eine Superposition bzw. Überlagerung von Wellen ist die Summe der Effekte von einzelnen Wellen, »it is a combination of the disturbances created by each wave individually« (ebd., S. 76):

For example, when two water waves overlap, the resultant wave can be larger or smaller than either component wave. [...] when the crest of one wave overlaps with the crest of another, the resultant waveform is larger than the individual component waves. On the other hand, if the crest of one wave overlaps with the trough of

2 Eine eingehendere Darlegung erfolgte bereits an anderer Stelle vgl. Scherrer & Wartmann (i.E.). Darüber hinaus sei an dieser Stelle auf die Dissertationsschrift von Beiler (i.E.) verwiesen, in welcher dem Phänomen der Diffraktion ebenfalls aus erziehungs- und bildungsphilosophischer Perspektive eine wesentliche Bedeutung beigemessen wird.

another, the disturbances partly or in some cases completely cancel one another out, resulting in an area of relative calm. (Ebd.)

Analoges lässt sich auch bei Lichtwellen beobachten: Anhand des Doppelspaltexperiments – »two-slit diffraction or interference experiment« (ebd., S. 81) – lässt sich dem Welle-Teilchen-Paradoxon auf den Grund gehen, und zwar nicht mehr nur wie zunächst als Gedankenexperiment, sondern seit dem Ende des 20. Jahrhunderts auch unter experimentellen Bedingungen im Labor (vgl. ebd., S. 100, 105). Wie Barad (2007, S. 78ff.) ausführt, wird in der simpelsten Version dieses Experiments beispielsweise eine Lichtquelle gegen ein Beugungsgitter (als eine Art Hindernis), welches zwei Spalten aufweist, gerichtet. Ein Schirm wird hinter das Doppelspalt-Beugungsgitter und parallel zu diesem installiert. Auf dem Schirm wird sich ein Diffraktions- bzw. Interferenzmuster zeigen, das heißt »a pattern marked by alternating bands of bright and dark areas: bright spots appear in places where the waves enhance one another [...] and dark spots appear where the waves cancel one another [...]« (ebd., S. 78). Ein Diffraktionsmuster entsteht aus konstruktiver und destruktiver Interferenz bzw. der Superposition von Wellen (vgl. ebd., S. 78f.). Gemäß dem Verständnis der klassischen Physik produzieren nur Wellen Diffraktionsmuster, nicht aber Teilchen, da diese sich nicht zum gleichen Zeitpunkt am gleichen Ortspunkt befinden können (vgl. ebd., S. 81).

Mithilfe eines modifizierten Doppelspaltexperiments lässt sich Diffraktion auch als Quantenphänomen untersuchen (vgl. ebd., S. 81ff.). Eine der tiefgreifenden Erkenntnisse aus diesem Experiment, welches für die Entwicklung der Quantenphysik von enormer Bedeutung war, besteht darin, dass unter ganz spezifischen Umständen auch Materie, die in der klassischen Physik generell als aus Teilchen bestehend verstanden wird, ein Diffraktionsmuster erzeugen kann (vgl. ebd., S. 82):

But this is not at all how we would expect particles to behave: we would expect the bulk of the particles to wind up opposite one slit or the other (i.e., no alternating band pattern). And yet diffraction effects have been observed for electrons, neutrons, and other forms of matter. And even more astonishing, this diffraction pattern is produced even if the particles go through the diffraction grating one at a time (that is, even if there is, if you will, nothing else around for each particle to interfere with, whatever that might mean). (Ebd.)

Unter bestimmten experimentellen Umständen kann somit auch Materie wellenförmiges Verhalten zeigen. Für das Umgekehrte gibt es jedoch ebenso empirische Evidenz und es konnte beispielsweise nachgewiesen werden, dass Licht sich zuweilen teilchenförmig verhält (vgl. ebd., S. 82f., 99f.).

Im modifizierten Doppelspaltexperiment ergibt sich beispielsweise dann ein Diffraktionsmuster von Elektronen, wenn unklar bleibt, welchen Spalt diese pas-

siert haben. Wenn jedoch während des Experiments ein »which-path detector« (ebd., S. 105) verwendet wird, bildet sich auf dem Schirm kein Diffraktionsmuster. Dies bedeutet, dass ein Messinstrument wie etwa der »which-slit detector«, der ein Elektron als Teilchen identifiziert (indem das Elektron mehrmals hintereinander zu bestimmten Zeitpunkten an bestimmten Ortspunkten beobachtet wird), ein teilchenförmiges Verhalten hervorruft. Bohrs Komplementaritätstheorie besagt in diesem Zusammenhang, dass Teilchen- und Wellenförmigkeit nicht gleichzeitig und mit der gleichen experimentellen Apparatur gemessen werden können: Entweder könne gemessen werden, welchen Spalt ein Elektron passiert habe – »in which case the resulting pattern will be that which characterizes particles« (ebd., S. 106) – oder es werde auf das Wissen hinsichtlich des Wegs des Elektrons (bzw. in Bezug darauf, welchen Spalt dieses passiert hat) verzichtet. Im letzteren Fall wird das Elektron als Welle identifiziert, wodurch ein Diffraktionsmuster beobachtbar wird. Beides gleichzeitig sei jedoch unmöglich. So kommt Barad (2007) im Anschluss an Bohr zu folgender Aussage: »the nature of the observed phenomenon changes with corresponding changes in the apparatus« (ebd.). Ob ein Elektron Wellen- oder Teilchencharakter »hat«, liegt demnach nicht in der Essenz des Elektrons, sondern an der Art und Weise der Messapparatur, mit welcher das Elektron intraagiert. Diese quantenphysikalische Erkenntnis steht zum einen konträr zur Ontologie, die der klassischen Physik zugrunde liegt, »wherein each entity (e.g., the electron) is either a wave or a particle, independent of experimental circumstances« (ebd.), das heißt, in der gleichsam von inhärenten, feststehenden Eigenschaften etwa von Elektronen ausgegangen wird.³ Zum anderen steht diese Erkenntnis auch im Gegensatz zur epistemologischen Annahme, »that experiments reveal the preexisting determinate nature of the entity being measured« (ebd.). Die Bohr'sche/Barad'sche Philosophie-Physik geht von einer Untrennbarkeit von Ontologie und Epistemologie aus, da Praktiken des Seins und des Wissens miteinander verflochten seien (vgl. ebd., S. 185). Dies hat Kaiser (2014) im Anschluss an Barad wie folgt auf den Punkt gebracht:

[...] ontology and epistemology cannot be separated, an insight that in turn has profound effects on our conception of ›world‹. The entanglement of matter and meaning, of the fact that ›things‹ in their being are entangled with the measurements they participate in, means that the world is not ›out there‹ to be grasped by a subject separated from it, but that the world in each ›phenomenon‹ is a congealing of a continuous *spacetime mattering*. (S. 278)

3 An anderer Stelle spricht Barad (2015) in diesem Zusammenhang von Bohrs »performativem Verständnis von Identität« (S. 101), denn es werde deutlich, dass Identität nicht inhärent, in den Entitäten selbst sei, sondern dass diese »in unterschiedlichen gegebenen Bedingungen unterschiedlich performiert« (ebd.) werde.

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass es bei der Diffraktion (verstanden als Quantenphänomen) um das relationale Wesen von Differenzen geht und ausdrücklich nicht um absolute, inhärente, essenzialisierte Differenzen (vgl. Barad, 2007, S. 72). Das quantenphysikalische Verständnis von Diffraktion »queers binaries and calls out for a rethinking of the notions of identity and difference« (Barad, 2014b, S. 171) und problematisiert in gleichem Maße »the very notion of *dicho-tomy* – cutting into two – as a singular act of absolute differentiation, fracturing this from that, now from then« (ebd., S. 168).

Nach diesen Erörterungen des (quanten)physikalischen Phänomens der Diffraktion möchte ich nachfolgend auf die methodologischen sowie die methodischen Implikationen, welche die Diffraktion mit sich führt, eingehen. Diese sollen insbesondere im Hinblick auf Möglichkeiten für die qualitativ-empirische Forschung diskutiert werden, in deren Kontext sich auch der narrationsanalytische Teil der vorliegenden Arbeit verorten lässt. Die nachstehenden Ausführungen dienen damit zugleich der Beschreibung des experimentellen Vorgehens, welches bei der Erarbeitung von Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) handlungsleitend sein wird.

Zunächst lässt sich festhalten, dass Versuche, die das Ziel verfolgen, eine diffraktive Forschungsperspektive im Anschluss an Barad (oder allgemeiner formuliert: Erkenntnisse aus dem Neuen Materialismus) für erziehungswissenschaftliche Theoriebildung und empirische Forschung fruchtbar zu machen, insbesondere im deutschsprachigen Bereich nach wie vor rar sind, was von Amos (2018) wie folgt konstatiert wird: »Barads agentieller Realismus scheint in der deutschen pädagogischen Diskussion nicht angekommen zu sein« (S. 236). Trotz dieses generalisierenden Fazits zu erwähnen sind allerdings die aktuellen Beiträge von Balzer und Huf (2019) zur Rezeption des Neuen Materialismus in der Kindheitsforschung und Althans' (2019) phänomenologische Thematisierung digitalisierter Präsenzen unter Berücksichtigung der Barad'schen agentiell-realistischen Ontologie. Im englischsprachigen erziehungswissenschaftlichen Diskurs werden Ansätze des Neuen Materialismus und namentlich die Arbeiten Barads breiter rezipiert. Zu nennen wären an dieser Stelle etwa Lenz Taguchis (2010) programmatische Skizze für eine intraaktive Pädagogik, die Sammelbände von Snaza, Sonu, Truman und Zaliwska (2016) und Spyrou, Rosen und Cook (2019) sowie den richtungsweisenden Artikel von Taylor und Ivinson (2013).⁴

4 Des Weiteren erschienen in jüngster Zeit zahlreiche englischsprachige Artikel zum diffraktiven methodischen Ansatz, dies sowohl in Abgrenzung zu als auch als Erweiterung von reflexiven Forschungsperspektiven (vgl. bspw. Bozalek & Zembylas, 2017; Hill, 2017), oder auch zur Diffraktion mit besonderem Fokus auf ethische pädagogische Praxis (vgl. bspw. Charteris, Nye & Jones, 2019; Collett, van den Berg, Verster & Bozalek, 2018).

Wie bereits festgehalten wurde, schließt Barad mit ihren Vorschlägen für eine diffraktive Analyseperspektive an den von ihr ausgearbeiteten physikalisch-philosophischen, performativen Ansatz des agentiellen Realismus an (vgl. hierzu bspw. Barad, 2015, S. 193f.). Die nachfolgenden Ausführungen in Bezug auf die Diffraktion als Methode in der qualitativ-empirischen Forschung sind vor diesem Hintergrund nie als losgelöst von den zuvor dargelegten Überlegungen zu den Arbeiten Barads zu verstehen. Ganz grundlegend lässt sich zur Diffraktion als methodischem Ansatz Folgendes konstatieren: Eine ›Diffraktionsapparatur‹, wie sie Barad entwirft und einsetzt, ermöglicht es, Phänomenen jenseits des Repräsentationsmodus auf die Spur zu kommen (vgl. Barad, 2007, S. 88). Anders als die Reflexion, welche dem Repräsentationalismus verhaftet ist, fixiert Diffraktion nicht vorab, wer/was Subjekt und wer/was Objekt ist (vgl. ebd., S. 30); sie setzt auch »keine Distanz zwischen Subjekt und Objekt voraus« (Barad, 2015, S. 202). Stattdessen ist sie »auf Verschränkungen ausgerichtet« (ebd., S. 203). Wie in Kapitel 5 bereits festgehalten wurde, kann es deshalb dem Ansatz der Diffraktion zufolge, welcher die Barad'sche agentiell-realistische Ontologie respektiert, »keinen distanziierten Blick, sondern nur immanente Unterschiede [*differences*]/Unterscheidungen [*differentiations*] von innen« (ebd.) geben. In diesem Sinne trägt Diffraktion dem Immer-schon-Verschränktsein verschiedener diskursiv-materieller Praktiken und Apparaturen der Wissensproduktion Rechnung und richtet ihre Aufmerksamkeit auf gemachte Unterschiede und Grenzziehungen, die jedoch nicht *a priori* existieren:

[...] a diffractive methodology is respectful of the entanglement of ideas and other materials in ways that reflexive methodologies are not. In particular, what is needed is a method attuned to the entanglement of the apparatuses of production, one that enables genealogical analyses of how boundaries are produced rather than presuming sets of well-worn binaries in advance. (Barad, 2007, S. 29f.)

Mit dem Begriff der Intraaktion bezieht sich Barad auf den Umstand der verschränkten Existenz der Apparaturen der Wissensproduktion bzw. der daran beteiligten Agentien. Diese gibt es nicht unabhängig voneinander und außerhalb des Phänomens, sondern sie konstituieren sich überhaupt erst in der Intraaktion. Forscher_innen sind Teil dieser Konfiguration und jeder agentielle Schnitt, welcher innerhalb dieser Konfiguration vollzogen wird, erzeugt wahrnehmbare Effekte bei den ›Gegenständen‹ der Forschung und impliziert ethisch-onto-epistemologische Fragen (vgl. Barad, 2012a, S. 46f.; 2007, S. 384).

Der oben erwähnte Umstand, dass Subjekt und Objekt aus der agentiell-realistischen Perspektive nicht vorgängig als solche fixiert werden können, birgt für Barad in methodischer Hinsicht einerseits die Konsequenz, dass Texte, Konzepte oder Ideen nicht gegeneinander gelesen werden können, was beispielsweise dann der Fall wäre, wenn ein Text als »a fixed frame of reference« (Barad, 2007, S. 30) – im

Sinne einer Folie, die über einen anderen Text gelegt werden kann – dient, der von vornherein als solcher installiert wurde. Stattdessen erfordert es eine diffraktive Vorgehensweise, dass Texte, Konzepte oder Ideen ›durcheinander hindurch‹ gelesen werden, »in ways that help illuminate differences as they emerge: how different differences get made, what gets excluded, and how those exclusions matter« (ebd.). Ausgegangen wird hierbei von einer horizontalen (und keiner hierarchischen) Anordnung von Texten, Konzepten oder Ideen (z.B. empirischer, theoretischer oder literarischer Art). Einer der Ansprüche besteht darin, Anschluss(un)möglichkeiten zwischen diesen unterschiedlichen Texten, Konzepten oder Ideen zu finden und dabei mit zu berücksichtigen, dass durch diese Aktivität selbst sowohl Ein- als auch Ausschlüsse produziert werden (vgl. Jackson & Mazzei, 2013). Andererseits erfordert es die in der diffraktiven Praxis des ›Durcheinanderhindurchlesens‹ von Erkenntnissen angenommene Verschränkung von Subjekt und Objekt,

to position ourselves as researchers otherwise than merely always already subject ready to capture and code the experiences of our participants and their material conditions as always already object. Such a practice of reading diffractively means that we try to fold these texts into one another in a move that flattens our relationship to the participants, the theory, and the data. (Ebd., S. 267)

Als weiterer zentraler Aspekt der diffraktiven Methode hebt Barad (2015) hervor, »dass eine Theorie eine andere nicht ersetzt, sondern dass deren Einsichten vielmehr ›durcheinander hindurch‹ gelesen werden, was bedeutet, dass das ›Alte‹ immer schon untrennbar in das ›Neue‹ eingefaltet ist« (S. 193). Etwas ›Neues‹ löst somit nicht einfach etwas ›Altes‹ ab. Stattdessen konfigurieren ›Altes‹ und ›Neues‹ gemeinsam ein bestimmtes Phänomen in einer Intraaktion und sind entsprechend als relational miteinander verbunden zu verstehen. Rheinberger (1992) drückt dies wie folgt aus: »Das Basteln des Neuen beruht weniger auf dem Wegwerfen alter und dem Einführen neuer Elemente, als vielmehr auf einer unerhörten Verknüpfung des Möglichen« (S. 65). Vor diesem Hintergrund ist auch auf die Bedeutung von »Vererbung und Weitergabe« (Barad, 2015, S. 194) im Kontext des agentuellen Realismus und damit zusammenhängend der Diffraktion als Methode hinzuweisen, wobei diese Begriffe im Gegensatz zu ›Ablösung‹, ›Ersetzung‹ oder ›Unterbrechung‹ stehen. Vererbung/Erbschaft sei »keine ergänzende, sondern vielmehr eine inhärente Überlegung; sie ist in die agentisch-realistische Ontologie und diffraktive Methodologie eingelassen« (ebd.).⁵

5 In einem Artikel mit dem Titel *Quantum Entanglements and Hauntological Relations of Inheritance* befasst sich Barad (2010) mit der Frage nach der Vererbung/Erbschaft unter Bezugnahme auf Derridas (2016b [1995]) *Marx' Gespenster*. Diese Frage stellt sie in einen Zusammenhang mit dem Begriff der Verantwortung sowie den Begriffen der Vergangenheit und der Zukunft: »To address the past (and future), to speak with ghosts, is not to entertain or reconstruct some narrative of the way it was, but to respond, to be responsible, to take responsibility for that

Ich möchte nun noch etwas eingehender auf die diffraktive Praxis des ›Durcheinanderhindurchlesens‹ von Erkenntnissen zu sprechen kommen, die auch für das nachfolgende Kapitel⁹ handlungsleitend sein wird. Aus dieser wissensproduzierenden Praxis resultiert ein Diffraktionsmuster, wie es beispielsweise entsteht, wenn sich Wasserwellen überlagern oder wenn sich in einem Doppelspaltexperiment unter Verwendung einer monochromatischen Lichtquelle auf einem Schirm abwechselnd helle und dunkle Bereiche in unterschiedlicher Intensität zeigen (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 76ff.). Es ist dies »ein Muster, das auf Differenzen eingestellt ist und auf dekonstruktiven und konstruktiven Elementen basiert. Diffraktionsmuster herzustellen und zu lesen, erfordert sorgfältige Aufmerksamkeit fürs Detail« (Barad, 2015, S. 203). Barad (2007) verfolgt mit ihrer diffraktiven Methode einen transdisziplinären Ansatz »that remains rigorously attentive to important details of specialized arguments within a given field, in an effort to foster constructive engagements across (and a reworking of) disciplinary boundaries« (S. 25).⁶ Es geht ihr folglich darum, verschiedene Forschungsbereiche miteinander in einen Dialog zu bringen, bzw. noch präziser ausgedrückt darum, deren Verschränkungen zu untersuchen und zu analysieren, wie sich diese Forschungsbereiche immer schon gegenseitig konstituieren. Auf diese Weise ermöglicht die Produktion von Diffraktionsmustern nicht nur Einsichten in Bezug darauf, dass sowohl das Materielle als auch das Diskursive sowie natürliche und kulturelle Faktoren eine Rolle bei der Wissensproduktion spielen. Darüber hinaus eröffnet dieser methodische Ansatz insbesondere auch Möglichkeiten zur Bearbeitung der Frage, wie diese unterschiedlichen Faktoren zusammenwirken (vgl. ebd.). Kurz gesagt geht es auf der Grundlage eines diffraktiven Ansatzes einerseits darum, das Wesen von Verschränkungen zu untersuchen, andererseits aber auch darum, die Art und Weise dieser Untersuchung selbst zu erforschen. Die verschiedenen diskursiv-materiellen Apparaturen der Wissensproduktion »must be tuned to the particularities of the entanglements at hand. The key question in each case is this: how to responsibly explore entanglements and the differences they make« (ebd., S. 74). Im Unterschied zu einer reflexiven Arbeits- und Denkweise, welche mit dem Ziel operiere, Homologien und Analogien zwischen getrennten Entitäten zu finden (und diese Entitäten zugleich auf Abstand zu halten), sei die Diffraktion auf spezifische Verschränkungen ausgerichtet (vgl. ebd., S. 88).

which we inherit (from the past and the future), for the entangled relationalities of inheritance that ›we‹ are, to acknowledge and be responsive to the noncontemporaneity of the present, to put oneself at risk, to risk oneself (which is never one or self), to open oneself up to indeterminacy in moving towards what is to-come« (S. 264).

6 Auch meine Untersuchung zu Fernbeziehungen verstehe ich als transdisziplinäres Projekt, in welchem Erkenntnisse aus Forschungsbereichen wie Erziehungswissenschaft, (feministischer) Geografie, Philosophie und Medienwissenschaft Berücksichtigung finden.

Das diffraktive ›Durcheinanderhindurchlesen‹ von Erkenntnissen wird von Barad (2014b) des Weiteren als affirmative, iterative Praxis charakterisiert:

[...] diffractive reading might be understood as a form of affirmative engagement. Diffraction is an iterative practice of intra-actively reworking and being reworked by patterns of mattering. A diffractive methodology seeks to work constructively and deconstructively^[7] (not destructively) in making new patterns of understanding-becoming. (S. 187)

Es kann hierbei nicht darum gehen, Texte oder Positionen in oppositionelle Stellung zueinander zu bringen. Deren Nuancen sind stattdessen schrittweise herauszuarbeiten, als Gefüge von Macht-Wissen (vgl. Foucault, 2014b, S. 39f.) zu dekonstruieren und wieder neu zusammenzufügen, um affirmativ Diffraktionsmuster zu erzeugen, die Verstehen, Verständigung und Verständnis generieren. Diese Praxis hinterlässt Spuren, und zwar bei allen innerhalb eines Phänomens verschränkten Agentien. In diesem Sinne ist Diffraction, wie Barad (2007) pointiert festhält, »not a distance-learning practice of reflecting from afar« (S. 90). Die durch agentielle Schnitte produzierten Unterschiede und Grenzen stehen nicht für immer fest, sondern können durch weitere Schnitte umgearbeitet, verändert, verschoben und auch wieder aufgehoben werden. Absolute Grenzen oder Unterschiede kann es nicht geben (vgl. Barad, 2014b, S. 168, 173f.). Eine ebensolche kontinuierliche, schrittweise Umarbeitung von Erkenntnissen und Positionen vollzieht sich in der und durch die Praxis des diffraktiven ›Durcheinanderhindurchlesens‹ als ethisch-onto-epistemologische Angelegenheit:

Diffraction is a material-discursive phenomenon that challenges the presumed inherent separability of subject and object, nature and culture, fact and value, human and nonhuman, organic and inorganic, epistemology and ontology, materiality and discursivity. Diffraction marks the limits of the determinacy and permanency of boundaries. (Barad, 2007, S. 381; vgl. Barad, 2003, S. 829)

Weder das Diskursive noch das Materielle, weder Subjekt noch Objekt, Epistemologie oder Ontologie werden somit privilegiert, denn diese Bereiche sind für Barad immer schon miteinander verschränkt und Trennungen werden erst durch die performativ vollzogenen und lokalen agentuellen Schnitte vorgenommen (vgl. hierzu auch Mazzei, 2013b, S. 776ff.). Dies impliziert auch, dass es bei einer diffraktiven Herangehensweise nicht nur um eine Veränderung der Art und Weise des Erkennens oder Wissens geht, sondern dass die forschende Person zugleich mit einem

7 Als ›affirmativ‹ bezeichnet Biesta (1998) auch Derridas Dekonstruktion: »Deconstruction is an affirmation of what is *wholly* other (*tout autre*), of what is unforeseeable from the present, and what is beyond the horizon of the same. It is an affirmation of an other that is always to come [...]« (S. 405; vgl. Derrida, 1998, S. 92).

anderen Sein rechnen muss, »a different type of being as I am constituted in this process of knowing and intra-action with the material force of research texts that I produce and which produce me« (ebd., S. 783).

Im Rahmen eines qualitativ-empirischen Forschungsprojekts wie dem vorliegenden, welches diesen Ansätzen des Neuen Materialismus und insbesondere Barads diffraktiver Analyseperspektive gerecht zu werden versucht, lassen sich die Erzählungen der Gesprächspartnerinnen nicht als von vereinzelt, autonomen, »essenzialisierten« Subjekten hervorgebrachte Repräsentationen subjektiver Wirklichkeiten verstehen (vgl. Mazzei, 2013a, S. 732). Interviewdaten sind nicht auf irgendeine Weise gleichsam »natürlich« entstanden und sie bleiben auch nicht ohne Effekte (unter anderem für die Erzählerinnen oder die Forscherin). Stattdessen sind die Erzählungen selbst Bestandteil der spezifischen Apparaturen der Wissensproduktion, in deren Kontext sie hervorgebracht werden konnten. Sie sind unter anderem verschränkt mit der räumlich-zeitlichen Situation des Gesprächs, in welcher sich die Erzählerin und die Forscherin als Zuhörerin befunden haben, und auch mit vergangenen und zukünftigen Situationen der fernbeziehungserfahrenen Erzählerin und der Verfasserin dieser Arbeit sowie nicht zuletzt mit diversen, beispielsweise kulturellen, habituellen und diskursiven Mustern des Erzählens bzw. Sprechens und Zuhörens. Diese Verschränkungen gilt es mit einer diffraktiven Vorgehensweise zu berücksichtigen. Eine solche posthumanistische, von Barads agentiellem Realismus inspirierte, qualitativ-empirische Forschungspraxis kann nach Mazzei (2013a) nicht von einer Trennung ausgehen zwischen

a field of reality (what we ask, what our participants tell us, and the places we inhabit), a field of representation (research narratives constructed after the interview), and a field of subjectivity (participants and researchers). Instead, these are to be thought as acting on one another simultaneously. (S. 735f.)

Wie bereits in Kapitel 3 (Methodologie und Methode I) diskutiert wurde, wurden bereits im narrationsanalytisch verfahrenen ersten Teil der vorliegenden Studie poststrukturalistische Ansätze der Erzähltheorie aufgenommen, um dem Modus der Repräsentation bis zu einem gewissen Grad zu entkommen. Insbesondere wurde bei der Darstellung der Analyseergebnisse aus der Arbeit an den Interviewtexten im »Spurenkapitel« (Kap. 4) dem Umstand Rechnung zu tragen versucht, dass die transkribierten Gespräche nicht einfach »Wirklichkeit« abbilden, sondern dass die im Rahmen der narrativen Interviews erhobenen Daten »Wirklichkeit« mit hervorbringen und performieren. Auf der Grundlage der narrationsanalytischen Arbeit an den Interviewtexten wurden Spuren, welche ich als materialbezogene Konstruktionen verstehe, (nach)gezeichnet. Dies war mit dem Anspruch verbunden, auf der textimmanenten Ebene zum einen zu untersuchen, wie (vergeschlechtlichte) Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen (nicht) thematisch werden

können, und zum anderen auch den Konstruktionscharakter dieser (un)möglichen Thematisierungsweisen etwa aufgrund der Interviewsituation oder bedingt durch die spezifische Art und Weise der Darstellung der ›Fernbeziehungsspuren‹ aufzuzeigen. Mithilfe eines dekonstruktivistischen Ansatzes ging es darum, vielfältige Lesarten zu produzieren und dadurch die Vielzahl an Bedeutungen, die die Erzähltexte aufweisen, nicht totalisierend zu interpretieren, sondern mit der prinzipiellen Unabschließbarkeit dieser Bedeutungen zu rechnen. Bereits im ›Spurenkapitel‹ wurde die Vorstellung einer dominanten Perspektive destabilisiert (vgl. Gibson, 1996, S. 19), welche die Verschränktheit von Beobachtetem, Beobachter_in und Beobachtungsinstrument negiert.

Das nachfolgende Kapitel 9 stellt einen Versuch dar, unterschiedliche theoretische und empirische Texte, Erkenntnisse, Materialien und Daten ineinanderzubeugen bzw. aufeinanderprallen zu lassen, um das Phänomen der Fernbeziehungen zu rekonfigurieren. Im Sinne Barads ließe sich hierbei von einer ›Empirie-Theorie-Apparatur‹ sprechen, mittels derer die bisherigen Kapitel dieser Arbeit miteinander verschränkt werden sollen, um auf diese Weise weitere Einsichten in Bezug auf Fernbeziehungen zu generieren bzw. um ein bestimmtes Wissen zu diesem Phänomen zu erzeugen. Bei dieser Produktion von Diffraktionsmustern ist die Praxis des ›Durcheinanderhindurchlesens‹ handlungsleitend. Das bedeutet, dass weder Theorie über Empirie noch Empirie über Theorie gestellt werden kann, wobei auch die Trennung dieser beiden Bereiche (Theorie und Empirie) nicht in einem apriorischen Sinne, sondern nur als agentielle Abtrennbarkeit innerhalb eines Phänomens zu verstehen ist. Es geht im Folgenden somit nicht darum, die Erzähltexte im Hinblick auf die erarbeiteten theoretischen Dimensionen wie Raum und Medialität hin zu analysieren und damit gleichsam das Identische zu wiederholen (vgl. ebd., S. 14) bzw. in ›Geometrien der Gleichheit‹ (vgl. Barad, 2007, S. 72) zu verharren. Stattdessen sollen unterschiedliche Erkenntnisse diffraktiv, das heißt im Sinne eines Zusammen- und Auseinander-Schneidens (›cutting together-apart«, Barad, 2014b, S. 168), ineinandergebeugt werden, wobei die agentiellen Schnitte zugleich Trennungen als auch Verbindungen erzeugen, die von Bedeutung sind. Wie Gibson (1996, S. 13) unter Bezugnahme auf Michel Serres' (1992, S. 11) *Hermes II. Interferenz* festhält, sei aufgrund der Nichtexistenz *einer* dominierenden wissenschaftlichen Disziplin⁸ eine pluralistische, polymorphe Epistemologie vonnöten. Gibson (1996)

8 Für Serres (1992) ist nicht nur »völlig klar, daß es keine Königsdisziplin unter den Wissenschaften gibt« (S. 11), sondern auch, dass Wissenschaften prinzipiell nicht unabhängig von anderen Wissenschaften existieren und stattdessen in »vielfältigen Beziehungen zu anderen Wissenschaften« (S. 79) stehen. Hierfür verwendet Serres den Begriff der Interferenz, welcher ihm geeignet erscheint, da dieser »das gesamte Spiel jener Wechselbeziehungen in sich faßt, die sämtliche Disziplinen füreinander öffnen, also die Zirkulationseinheit, [...] die aus diesem Spiel hervorgeht, den Transport in seiner Gesamtheit und die Schwierigkeit, ihm eine autochthone Quelle zuzuweisen. Außerdem greift dieser Begriff das Bild des Netzes auf

argumentiert darüber hinaus, dass nicht nur die Epistemologie, sondern auch die Ästhetik vervielfältigt werden müsse. Die in dieser Hinsicht geäußerte Forderung erinnert an Barads ethisch-onto-epistemologisches Verständnis von Diffraction in dem Sinne, dass »an aesthetics of multiple proliferations of spaces« (S. 13) zu verwirklichen wäre, welche eine Verschiebung von Gesetz- und Regelmäßigkeiten hin zu »exchanges and interferences, connections and disconnections between spaces« (ebd.) mit sich führen würde. Empirie und Theorie sind im Folgenden deshalb nicht als nach klaren Regeln getrennte Bereiche (oder: Räume) zu verstehen, sondern als miteinander verschränkte Agentien innerhalb des Phänomens der Fernbeziehungen. Sie sind in diesem Sinne nicht ›passiv‹. Dies erfordert es gemäß Lenz Taguchi (2012), dass Denken (mit und durch Theorie und Empirie) als »a transcorporeal process of engagement, going beyond the idea of reflexivity and interpretation as inner mental activities taking place in the mind of the researcher« (S. 265; vgl. hierzu auch MacLure, 2013, S. 660f.), rekonzeptualisiert werden muss.

und schafft mit seinen Überschneidungen eine unendliche Vielzahl von Öffnungen für das Gesamtfeld des Wissens« (S. 80).

9. Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern

Diffraktionsmuster I.

Auf den folgenden Seiten soll ein erstes Diffraktionsmuster erzeugt werden. Mit der experimentellen Erarbeitung dieses Diffraktionsmusters, das in zwei Variationen (a. und b.) hervorgebracht wird, verfolge ich zwei Ziele, die eng miteinander verbunden sind: Zum einen werden in beiden Variationen einige der im vorangehenden Kapitel 8 eingeführten physikalisch-philosophischen Begriffe Barads konkretisiert. So wird etwa *in actu* zu zeigen sein, was es heißt, Einsichten, Texte oder Materialien nicht in oppositionelle Stellung zueinander zu bringen bzw. diese nicht gegeneinander, sondern ›durcheinander hindurch‹ zu lesen. Bei Variation b. wird es darüber hinaus um die Frage gehen, wie Theorie durch Empirie und Empirie durch Theorie verschoben werden kann, damit neue Erkenntnisse zum Phänomen der Fernbeziehungen generiert werden können bzw. damit das Phänomen selbst erst in einer spezifischen Weise hervorgebracht werden kann. Zum anderen besteht bei der Erzeugung dieses ersten Diffraktionsmusters das Ziel in einem inhaltlichen Sinn darin, den Begriff der Intimität und damit zusammenhängende normalisierende Vorstellungen, wie sie in Kapitel 2 erörtert wurden, in der Weise eines Doppelspaltexperiments als Beugungsgitter (engl. *diffraction grating*) (vgl. hierzu bspw. Barad, 2003, S. 811 sowie Kap. 8) einzusetzen. Die Installation des Beugungsgitters stellt eine Setzung dar, die aufgrund des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Untersuchung zwar nicht beliebig, aber auch nicht unveränderbar ist. Durch dieses Beugungsgitter werden Elemente der Massey'schen Rekonzeptualisierung des Raumbegriffs, der Lefebvreschen Raum-Triade sowie weitere Überlegungen von Theoretiker_innen, die im Feld der kritischen bzw. feministischen Geografie verortet werden können, ›hindurchgelassen‹.

Mithilfe dieser experimentellen Diffraktionsapparatur entstehen die beiden genannten Variationen eines ersten Musters zum Phänomen der Fernbeziehungen. Zugleich wird sich zeigen, dass die Apparatur in sich nicht gleich bleibt, sondern aufgrund ihrer Intraaktion im Prozess der Erzeugung des Diffraktionsmusters selbst verändert wird (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 146). Das

heißt beispielsweise, dass die Beugungsgitter, die vorläufig und verkürzt als ›normalisierte Intimität‹ bezeichnet werden können, im Rahmen der beiden experimentellen Arrangements (Variationen a. und b.) transformiert, um-, über- und neugeschrieben werden (vgl. Avanesian, 2015, S. 9ff.). Eine der zentralen Wissensproduktionspraktiken besteht somit in der kontinuierlichen experimentellen ›Bricolage‹ an der Diffraktionsapparatur selbst. Das, was der Wissenschaftstheoretiker Ian Hacking in *Representing and Intervening* für eine Philosophie der Naturwissenschaften festhält, gilt im Folgenden auch für die Erzeugung des ersten Diffraktionsmusters (wie auch aller darauffolgenden Muster) zum Phänomen der Fernbeziehungen:

Most experiments don't work most of the time. To ignore this fact is to forget what experimentation is doing.

To experiment is to create, produce, refine and stabilize phenomena ... But phenomena are hard to produce in any stable way. That is why I spoke of creating and not merely discovering phenomena. That is a long hard task.

Or rather there are endless different tasks. There is designing an experiment that might work. There is learning how to make the experiment work. But perhaps the real knack is getting to know when the experiment is working. That is one reason why observation, in the philosophy-of-science usage of the term, plays a relatively small role in experimental science. Noting and reporting readings of dials – Oxford philosophy's picture of experiment – is nothing. Another kind of observation is what counts: the uncanny ability to pick out what is odd, wrong, instructive or distorted in the antics of one's equipment. (Hacking, 1983, S. 230, zit.n. Barad, 2007, S. 144f.)

In den nachstehenden Abschnitten finden sich somit einerseits Ausführungen auf der Ebene der Diffraktionsapparatur selbst, etwa dazu, wie diese Apparatur installiert und in der experimentellen Praxis umgearbeitet wird. Wie oben erwähnt, sollen auf diese Weise die in Kapitel 8 bereits eingeführten Barad'schen physikalisch-philosophischen Begriffe verdeutlicht werden. Andererseits und damit zusammenhängend geht es auf der Ebene der Erzeugung der Diffraktionsmuster in einem inhaltlichen Sinn darum, das Phänomen der Fernbeziehungen in einer spezifischen Weise hervorzubringen.

Diffraktionsmuster I. Variation a. – Feministisch-raumtheoretische, agentielle Schnitte/Normalisierte Intimität

Wie in den Vorbemerkungen zum theoretischen Schnitt I: Raum (Kap. 6.1) erörtert wurde, versteht Massey (1992, S. 67) Raum als spezifische ›Dimension‹, die unser Erleben und Vorstellen der Welt prägt. In diesem Zusammenhang spielt es eine Rolle – »[i]t matters« (Massey, 2006, S. 89) –, wie Raum konzeptualisiert wird bzw.

welche »geographical imaginations« (Massey, 2001a, S. 10) in unsere Wissensproduktionen über Raum und Räumlichkeit einfließen. »Geografische Imaginationen« sind wirkmächtig, da sie die Welt und wie wir diese erleben, in einer bestimmten Art und Weise hervorbringen (vgl. ebd.). Hegemoniale Raumkonzeptionen gilt es zu hinterfragen und zu dekonstruieren, um alternative Vorstellungen des Raumes und damit andere Möglichkeiten des räumlichen Zur-Welt-Seins zu eröffnen. Im Sinne Masseys (2005, S. 13) ist der häufig perpetuierte Konnex von Raum mit Stagnation, Stilllegung und Schließung zu durchbrechen, um andere Verbindungen von Raum mit Begriffen wie etwa »Relationalität«, »Heterogenität« und »Lebhaftigkeit« etablieren zu können. So soll es möglich werden, einer feministischen Sichtweise entsprechende diskursiv-materielle und politische Wirkungen zu generieren.

Das zentrale Anliegen besteht im Folgenden in der kritisch-feministisch-raumtheoretischen Umarbeitung der Intimitätsdebatte und der damit in Verbindung stehenden bisherigen Überlegungen hinsichtlich normalisierender Diskurse, anhand derer Fernbeziehungen als »Spezialform« von Paarbeziehungen konstituiert werden. Es werden Positionen dargestellt, welche die Art des Sprechens über Intimität erweitern. Anknüpfungspunkte hierfür bietet die in Kapitel 2 kritisch diskutierte – im psychologischen Diskurs als dominant erscheinende – Form der »disclosing intimacy«. In jenem Kontext ließen sich normalisierende Vorstellungen im Hinblick auf Paarbeziehungen allgemein und auf Fernbeziehungen im Spezifischen herausarbeiten (beispielsweise die Ansicht, »echte« Intimität zwischen zwei Menschen entwickle sich am besten im Rahmen von physischer Nähe). An der Vormachtstellung der »Selbstenthüllungstintimität« wurde des Weiteren unter Bezugnahme auf Morrison (2012a, S. 12) problematisiert, dass diese körperliche Formen der Intimität (z.B. Berührungen) vernachlässigt. Insbesondere die Arbeiten von Holmes (2004a, 2004b) machten darüber hinaus darauf aufmerksam, dass geschlechtsspezifische Rollen, beispielsweise in Bezug auf (emotionale) Care-Arbeit innerhalb von Paarbeziehungen und Familien, in Arbeiten über Intimität nicht aus dem Fokus geraten dürfen (vgl. Budgeon & Roseneil, 2004, S. 132).

Zur Skizzierung des Aufbaus der experimentellen Apparatur für die Erzeugung von Variation a. des ersten Diffraktionsmusters möchte ich im Folgenden nicht einfach damit beginnen, Kapitel 2 (Normalisierungen: Fernbeziehungen als »Spezialform« von Paarbeziehungen) zusammenzufassen und dessen Kernaussagen zu wiederholen, um diese hier als Beugungsgitter einsetzen zu können. Stattdessen wähle ich einen Einstieg im Anschluss an Richard Sennetts (1983) *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität*, da der Untertitel dieses Buches auf den Punkt bringt, worum es mir im genannten Kapitel im Wesentlichen ging. Sennett (1983) argumentiert, dass in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts die Meinung vorgeherrscht habe, »Nähe sei ein moralischer Wert an sich« (S. 293). Gemäß dieser Auffassung entfaltet sich Individualität in der Nähe zu anderen Men-

schen und diese Nähe wird unentwegt angestrebt. Dieses Streben geht mit der Anschauung einher, dass jedwedes gesellschaftliche Übel auf zunehmender Anonymität, Entfremdung und Kälte fuße. Das führt zu einer »Ideologie der Intimität« (ebd.), die sich in Sennetts Worten wie folgt fassen lässt: »Soziale Beziehungen jeder Art sind umso realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der einzelnen [sic!] kommen. Diese Ideologie der Intimität verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische« (ebd.). Mit Eva Illouz (2007) lässt sich außerdem konstatieren, dass die Psychologie im Verlauf des letzten Jahrhunderts zum »Magma« der gesellschaftlichen imaginären Bedeutungen« (S. 159) geworden sei.¹ Die von der Psychologie vorgebrachten Deutungsmuster »werden kollektiv geteilt und konstituieren sowohl unser Selbstverständnis als auch unsere Art, uns mit anderen zu verbinden« (ebd., S. 160). Der Begriff der »self-disclosing intimacy«, der den psychologischen akademischen Diskurs um Intimität dominiert, lässt sich vor diesem Hintergrund als instruktives Beispiel anführen. Wenn politische Kategorien unterminiert und in psychologische überführt werden, wie dies Sennett (1983) feststellt, erstickt der unablässige Glaube an den Wert von Nähe und Wärme im Kontext von intimen sozialen Beziehungen, auf die das ganze Leben ausgerichtet zu sein scheint, jedes politische Handeln im Keim. Das Anknüpfen gegen Machtverhältnisse, Ungleichheit und Unterdrückung wird infolgedessen unterlassen (vgl. ebd., S. 381f.). Darüber hinaus werden gesellschaftliche Probleme nicht mehr als solche thematisiert, sondern als individuelle Probleme dargestellt (vgl. hierzu bspw. Jamieson, 1999, S. 477). All dies umfasst Sennetts (1983) Formel der Tyrannei oder Ideologie der Intimität:

Die Intimität rückt die zwischenmenschlichen Beziehungen in eine bestimmte Perspektive und formuliert in bezug [sic!] auf sie eine ganz bestimmte Erwartung. Intimität läuft auf die Lokalisierung der menschlichen Erfahrung, ihre Beschränkung auf die nächste Umgebung hinaus, dergestalt, daß die unmittelbaren Lebensumstände eine überragende Bedeutung gewinnen. [...] Sie [die Menschen, Anm. MS] hegen die Erwartung, Nähe erzeuge auch Wärme. Sie streben nach intensiver Geselligkeit, doch ihre Erwartung wird enttäuscht. (Ebd., S. 380)

Gemäß Berlant und Warner (1998, S. 553) wird Intimität bzw. das, was darunter verstanden wird, von gesellschaftlichen, auch von der Psychologie mitgeprägten Deutungsmustern strukturiert und ist sozial vermittelt. Dabei hängt die Ideologie der Intimität eng mit der heterosexuellen Ordnung² zusammen und führt dazu,

- 1 Den Begriff des Magmas entleiht Illouz (2007) Cornelius Castoriadis: »Das Magma ist, so Castoriadis, eine imaginäre Form, die die Gesellschaft insgesamt durchdringt, die sie vereinheitlicht und die nicht auf ihre Einzelbestandteile reduziert werden kann« (Illouz, 2007, S. 159f.).
- 2 Judith Butler (1991) prägte den Begriff der heterosexuellen Matrix, den sie als »das Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden« (S. 219) fasst: »Es geht darum, ein hegemoniales diskursives/epistemisches

dass sich Individuen lieber in das ›Refugium‹ des Privaten zurückziehen und sich von gesellschaftlichen Problemen ablenken lassen, anstatt diese öffentlich und kollektiv anzugehen (vgl. ebd.). Der (normalisierte und normalisierende) Bereich des Intimen scheint »the endlessly cited *elsewhere* of political public discourse« (ebd.) zu sein, da in der heterosexuellen Ordnung Intimität mit dem Privaten verknüpft ist.

Die Grundlagen zu diesen Überlegungen wurden bereits in Kapitel 2 gelegt, hier jedoch unter anderem mit Sennett (1983) um die Frage des Politischen und mit Berlant und Warner (1998) in Bezug auf die heterosexuelle Ordnung erweitert. Diese Erweiterungen der Intimitätsdebatte hängen mit der Verhältnisbestimmung ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ zusammen und dienen mir dazu, die experimentelle Apparatur zur Hervorbringung eines ersten Diffraktionsmusters in einer spezifischen Art und Weise zu justieren. Bis hierher wurde erst das Beugungsgitter angebracht, durch das im Folgenden verschiedene Einsichten aus dem Bereich der *Critical* bzw. *Feminist Geography* sowie einige von Masseys raumtheoretischen Vorschlägen ›hindurchgeschickt‹ werden.

Als Inbegriff des Privaten wird in der heterosexuellen Ordnung häufig das Zuhause³ gesehen. Dieser private Raum, in dem gelebte Sexualität als legitim gilt, wird vom öffentlichen Raum unterschieden (vgl. Morrison, 2012a, S. 17; Valentine, 1993, S. 396). Das Zuhause wird als derjenige Raum dargestellt, in dem sich familiäre und sexuelle Beziehungen entwickeln und in den sich Individuen zurückziehen können (vgl. kritisch dazu Blunt, 2005; Blunt & Varley, 2004; Johnston & Longhurst, 2010; Massey, 2001b, 2005; Valentine, 1993, 2006). In ihrem Artikel zur Untersuchung von alltäglichen Geografien heterosexueller Liebe schreibt Morrison (2012b, S. 69f.), dass diese spezifische Verhältnisbestimmung zwischen dem Zuhause und heterosexuellen (Liebes-)Beziehungen zumeist als natürlich gegeben erachtet werde. Die dominanten Diskurse um Liebe bewegen sich in einem patriarchalen und heteronormativen⁴ Rahmen und tragen zur Normalisierung und

Modell der Geschlechter-Intelligibilität zu charakterisieren, das folgendes unterstellt: Damit die Körper eine Einheit bilden und sinnvoll sind, muß es ein festes Geschlecht geben, das durch eine feste Geschlechtsidentität zum Ausdruck gebracht wird, die durch die zwanghafte Praxis der Heterosexualität gegensätzlich und hierarchisch definiert ist« (ebd., S. 220).

- 3 Blunt (2005) definiert den Begriff des Zuhauses wie folgt: »The home is a material and an affective space, shaped by everyday practices, lived experiences, social relations, memories and emotions« (S. 506). Auf bell hooks rekurrierend weist Massey (2001b) darüber hinaus darauf hin, »that the very meaning of the term ›home‹, in terms of a sense of place, has been very different for those who have been colonized, and that it can change with the experiences of decolonization and of radicalization« (S. 166).
- 4 Heteronormativität kann mit Berlant und Warner (1998) folgendermaßen gefasst werden: »By heteronormativity we mean the institutions, structures of understanding, and practical orientations that make heterosexuality seem not only coherent – that is, organized as a sexuality – but also privileged« (S. 548). Verwiesen sei an dieser Stelle des Weiteren auf Coffeys

Naturalisierung dieser Verhältnisbestimmung zwischen dem Zuhause und Heterosexualität bei. Traditionellerweise werden dabei in erster Linie heterosexuelle Frauen dem Bereich des Zuhauses zugeordnet. Dieses Zuhause repräsentiert gleichsam eine festgefügte Form heterosexueller Ordnung, mit der stereotype und (scheinbar) unwandelbare Begriffe von Reproduktion, Häuslichkeit und monogamer Liebe assoziiert werden (vgl. ebd.; vgl. hierzu auch Johnston & Longhurst, 2010, S. 41ff.). Morrison et al. (2012) halten in ihrem Artikel *Critical Geographies of Love as Spatial, Relational and Political* in diesem Zusammenhang Folgendes fest: »the discourses of romantic love are often normatively mapped on to the spaces and subjectivities of heterosexuality. Heterosexual romantic love and its spaces constitute each other as ›natural, ›normal, moral and proper« (S. 517; vgl. Hubbard, 2000, S. 209; Morrison, 2012a, S. 10; 2012b, S. 69f.). Morrison (2012a, S. 11) konkretisiert diese Feststellung dahingehend, dass die Naturalisierung von Heterosexualität Räume des alltäglichen Lebens strukturiere und dass dies etwa das Zuhause zu einem paradigmatischen Raum der Heterosexualität werden lasse. Hubbard (2000, S. 207) wiederum stellt fest, dass in Forschungsarbeiten zur Thematik des Zuhauses den komplexen Geografien der Heterosexualität bislang die größte Beachtung beigemessen worden sein dürfte. Blunt (2005, S. 505ff.) wie auch Bell und Valentine (1995, S. 8f.) weisen in diesem Kontext auf eine Reihe von Arbeiten aus der Sozial- und Kulturgeografie hin, die sich mit den hier konturierten Themenaspekten befassen. In diesen Arbeiten werden beispielsweise performative Akte sexueller Identitäten und die Modi derer Einschreibungen in Körpern und Räumen untersucht.

Zur Verhältnisbestimmung von Raum und Leib-Körper wurden bereits in Kapitel 7 (Theoretischer Schnitt II: Medialität) ausführliche Überlegungen dargelegt. Mit Morrison et al. (2012, S. 513) lässt sich diese Verhältnisbestimmung unter Einnahme einer feministisch-geografischen Sichtweise nun noch weiter ausarbeiten: Raum wird *durch* den (geliebten und liebenden) Leib-Körper erfahren und dieser ist selbst *im* Raum. In der heterosexuellen Ordnung werden Körper in bestimmten Räumen als heterosexuelle Körper hervorgebracht. Heterosexuelle Liebe konstituiert sich in spezifischen Räumen wie dem Zuhause bzw. durch diese und bringt diese Räume zugleich mit hervor bzw. eröffnet sie und verschließt wiederum andere. Im Kontext der heterosexuellen Ordnung kreiert, produziert und vereinnahmt gemäß Berlant (1998, S. 282) im Besonderen Intimität je eigene Räume. Morrison (2012a) setzt in diesem Zusammenhang den Begriff der Berührung ein, »to understand further the production of heterosexual bodies and home spaces« (S. 10). Durch die Untersuchung von alltäglichen Berührungspraktiken in heterosexuellen Beziehungen und deren Verbindung mit Praktiken der Herstellung des Zuhauses,

(2013) Dissertationsprojekt, das moderne Liebesgeschichten genealogisch unter Berücksichtigung des Konzepts der Heteronormativität untersucht.

das als ›privater‹ Raum verstanden wird, gelangt die Autorin zu vertieften Einsichten über das wechselseitige Verhältnis zwischen Körpern und Räumen und argumentiert, »that the everyday geographies of heterosexual touch are an important constituent of homemaking« (ebd.). Sie weist darauf hin, dass die Produktion heterosexueller Körper und die Produktion von ›privaten‹ Räumen (wie etwa dem Zuhause) Hand in Hand gingen und dass ein Fokus auf alltägliche Berührungen diese wechselseitige Herstellung deutlich zutage treten lasse. In Morrisons (2012a) Interviews mit heterosexuellen Paaren kommt diesbezüglich zum Ausdruck, dass den »little«, »mundane« and »everyday« actions of touch« (S. 13), die zu wichtigen Alltagsroutinen werden können, für die Aufrechterhaltung von Beziehungen eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. Dabei spielt die Art der Berührung für die Interviewten offenbar eine geringere Rolle als die tatsächlich vorhandene Möglichkeit, sich überhaupt physisch nahe zu sein und den Körper der Partnerin oder des Partners berühren zu können (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang kommt die Autorin auf einige an ihrer Studie teilnehmende Paare zu sprechen, die eine gewisse Zeit lang eine Fernbeziehung geführt hätten: Es sei zwar durchaus möglich, Beziehungen über geografische Distanzen hinweg aufrechtzuerhalten, »however, this does not negate the fact that living separately means people are not able to perform embodied (touching) intimacies« (ebd.). Die Paare, die ehemals eine Fernbeziehung geführt hatten und nunmehr (wieder) in einer Nahbeziehung lebten, erzählten in den Interviews, dass sie während der Zeit der physischen Trennung das Verlangen gespürt hätten, sich zu berühren: »Although geographical distance did not mean that their relationship failed, they still desired the intimacy that can only be formed and fostered through spatial proximity, touch, living together and sharing the ordinary practices and mundane spaces of home« (ebd.). In dieser Aussage kommt eine konservative Vorstellung von Intimität zum Ausdruck, die weit verbreitet ist. Diese hängt mit der Auffassung zusammen, dass Nahbeziehungen insgesamt positiver bewertet würden als Fernbeziehungen und dass sich ›echte‹ Intimität am besten im Kontext physischer Nähe entwickeln könne.

An dieser Stelle möchte ich zunächst auf das Konzept der heterosexuellen Ordnung zurückkommen und dann erneut der Frage nach dem Verhältnis ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ nachgehen, um das Diffraktionsmuster, das entsteht, wenn normalisierende Vorstellungen von und über Paarbeziehungen in Verbindung mit ganz spezifischen Intimitätsdiskursen als Beugungsgitter eingesetzt werden und feministische Ansätze zu Raum und Leib-Körper durch dieses Gitter hindurch gelesen werden, weiter ausdifferenzieren zu können. Als Erstes ist daran zu erinnern, dass die heterosexuelle Ordnung nichts Natürliches ist, auch wenn diese als naturalisiert und natürlich erscheint. Diese Ordnung wird nach Hubbard (2001, S. 59) im Butler'schen Sinne weitgehend über wiederholte räumliche Performanz reproduziert (vgl. hierzu auch Hubbard, 2000, S. 196). Valentine (1993, S. 395) zufolge geht die Naturalisierung der Heterosexualität mit der Vorstellung einher, dass ›norma-

ler< Sex für gewöhnlich innerhalb einer monogamen Beziehung stattzufinden habe und dass dieser Sex potenziell reproduktiv sei. In dieser spezifischen Form des Sex als Quintessenz heterosexueller Performativität wird Männlichkeit in der Regel mit Aktivität und Weiblichkeit mit Passivität in Verbindung gebracht (vgl. Hubbard, 2000, S. 197): »the moral terrain of heterosexuality is not simply shaped by a dom- inative power of control, but by a more complex spatiality of power, desire and disgust which *encourages* people to adopt (and *perform*) specific oedipalized sexual identities« (ebd., S. 200).

Die häufig postulierte Dichotomie zwischen Männlichkeit/Aktivität und Weib- lichkeit/Passivität führt zur Aufrechterhaltung der hegemonialen Geschlechterord- nung und damit zur steten Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnis- sen. Zahlreiche feministische Geograf_innen nehmen überdies eine weitere proble- matische Dichotomie in den Fokus: diejenige zwischen dem Privaten (wozu, wie ausgeführt, das Zuhause gezählt wird) und dem Öffentlichen (vgl. Bell, 1995, S. 140; Bell & Valentine, 1995, S. 8f.; Blunt, 2005, S. 509; Hubbard, 2001, S. 65; Johnston & Longhurst, 2010, S. 44; Morrison, 2012a, S. 15). Diese Dichotomie wird in ver- schiedenen Hinsichten dekonstruiert. Valentine (1993, S. 396), Nast (1998, S. 192) wie auch Hubbard (2000, S. 200) argumentieren dahingehend, dass Heterosexua- lität überall im öffentlichen Raum zum Ausdruck komme: Heterosexuelle Paare, die in der Öffentlichkeit Zärtlichkeiten austauschen, und Bilder von ebensolchen glücklich scheinenden Paaren im Fernsehen, in Filmen und in der Werbung sind in westlichen Gesellschaften überall anzutreffen. Darüber hinaus wird die hetero- sexuelle Ordnung durch Gesetze zu Heirat, Adoption und Besteuerung institutio- nell und öffentlich legitimiert und reproduziert, wie insbesondere Valentine (1993, S. 396) hervorhebt. Insofern basiere die Auffassung, die Heterosexualität dem »Pri- vaten« zuordnet, auf einer falschen Prämisse. Heterosexualität ist gemäß Valentine

clearly the dominant sexuality in most everyday environments, not just private spaces, with all interactions taking place between sexed actors. However, such is the strength of the assumption of the »naturalness« of heterosexual hegemony, that most people are oblivious to the way it operates as a process of power rela- tions in *all* spaces. (Ebd.)

Homosexuelle Paare, die in der Öffentlichkeit Zärtlichkeiten austauschen und ih- re sexuelle Anziehung und emotionale Zuneigung füreinander nicht verstecken, wie dies für heterosexuelle Paare zumindest in westlichen Gesellschaften meist selbstverständlich erscheint, müssen unter Umständen mit Ressentiments oder gar offener Feindseligkeit rechnen. Öffentlich gelebte oder im öffentlichen Raum porträtierte homosexuelle Zärtlichkeit wird nicht selten auch heute noch als devi- ant abgetan (vgl. Bell, 1995, S. 140ff.; Nast, 1998, S. 192). Die präsupponierte Unter- scheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen wird von Heterosexuel- len in nahezu selbstverständlicher Weise gleichsam außer Kraft gesetzt, während

Homosexuelle sich in der Regel dazu genötigt fühlen, ihre Sexualität auch nicht in kleinsten Gesten öffentlich zu zeigen, sondern diese möglichst privat zu halten, um nicht mit Ablehnung oder Angriffen rechnen zu müssen (vgl. Valentine, 1993, S. 403). Hieran zeigt sich die Machtförmigkeit der heterosexuellen Ordnung in aller Deutlichkeit: Heterosexuelle Paare okkupieren wie selbstverständlich den öffentlichen Raum, während homosexuellen Paaren nicht die gleichen Möglichkeiten offenstehen, öffentliche Räume einzunehmen oder sich diese anzueignen (vgl. ebd., S. 407ff.). Auf eine etwas andere Art und Weise wird die Unterscheidung ›privat‹ vs. ›öffentlich‹ von Hubbard (2001, S. 65) dekonstruiert. Er weist darauf hin, dass sexuelle Praktiken, die von der heterosexuellen Norm abweichen (bspw. Sodomasochismus, Prostitution, aber zuweilen auch Homosexualität), nicht selten als öffentliche Probleme dargestellt, über Gesetze reguliert oder staatlich überwacht würden. Dies wiederum heble die postulierte Binarität oder Dichotomie von ›privat‹ und ›öffentlich‹ aus. (Homo-)Sexualität, die vermeintlich in den Bereich des Privaten gehört, wird auf diese Weise zu einer öffentlichen Angelegenheit erhoben, wodurch Machtverhältnisse reproduziert werden.

Das ›Private‹ ist somit nicht immer so ›privat‹, wie man gemeinhin meinen könnte: »Rather than view the home as a private space that remains separate and distinct from public politics, [...] the home itself is intensely political, both in its internal intimacies and through its interfaces with the wider world« (Blunt, 2005, S. 510). Das Zuhause entzieht sich, wie unzählige andere Räume, einer vereinfachenden binären Logik, wie Johnston und Longhurst (2010, S. 44) betonen. Stattdessen stelle das Zuhause einen durch und durch ambivalenten Raum dar:

It [home, Anm. MS] is not necessarily a haven or a private and secure space in which one can say and do exactly as one chooses as though the outside, public world does not exist. Even in that most private of spaces within the home, the bedroom, behaviors may be subjected to exterior monitoring and controls. (Ebd.)

Morrison (2012a, S. 17) ging der Frage nach, inwiefern das Zuhause heterosexuellen Frauen mitunter keine Privatheit lasse. Eine zentrale Erkenntnis ihrer qualitativen Untersuchung besteht darin, dass sich heterosexuelle Frauen (die in dieser Studie im Fokus standen) im Bereich des Zuhauses den Berührungen ihrer Partner manchmal nicht entziehen können, auch wenn sie diese Form der Nähe nicht immer und zu jeder Zeit selbst wollen. In diesem Sinne werden die betreffenden Frauen im Privaten gleichsam ihrer Privatheit beraubt, da ihnen zu wenig oder gar kein eigener Raum gewährt wird. Dies wird zuweilen als begrenzend und einschränkend (nicht nur in einem engeren räumlichen Sinne, sondern auch psychisch) empfunden (vgl. ebd., S. 14f.). Insbesondere Frauen erleben im privaten Bereich gelegentlich »an erosion of their personal boundaries and loss of corporeal freedom in sexual relationships. [...] Touch, then, when it is not wanted or asked for, is one of the ways personal boundaries may be challenged« (ebd., S. 15). Anders

gestaltet sich die Situation, wenn Beziehungspartner_innen wie in einer Fernbeziehung keinen gemeinsamen Wohnort⁵ teilen. Denn dies bedeutet zum einen, dass sie während der getrennten Zeiten zuweilen unerwünschten Berührungen des oder der Anderen ›entkommen‹ können. In diesem Sinne kann das je eigene Zuhause für die Beziehungspartner_innen tatsächlich ein Rückzugsort sein, an dem nicht ständig noch eine andere Person anwesend ist, die einem physisch zu nahe kommen kann, wenn man dies nicht möchte. Zum anderen kann in einer solchen Konstellation auch nicht jederzeit berührend in den körperlichen Nahraum der anderen Person eingedrungen werden, wenn diese dies nicht wünscht. Zugleich impliziert das Fehlen eines gemeinsamen Zuhauses aber auch, dass Wege gefunden werden müssen, die es erlauben, mit der Unmöglichkeit des Sich-Berühren-Könnens in jenen Momenten umzugehen, in denen sich beide nach der körperlichen Nähe des oder der Anderen sehnen.

Im Artikel (*Hetero*)Sexing Space: Lesbian Perceptions and Experiences of Everyday Spaces weist Valentine (1993, S. 399) darauf hin, dass der heterosexuell geprägte Raum des Zuhauses für homosexuelle Frauen beispielsweise im Rahmen von Familienbesuchen mitunter alles andere als ›Privatheit‹ im Sinne eines Gefühls von Sicherheit und Zugehörigkeit vermittele, sondern vielmehr einen Raum der Entfremdung darstelle, in dem sie sich als Nicht-Zugehörige fühlen würden. In dieser Feststellung wird deutlich, inwiefern »heterosexual power is invested in and expressed through so-called private spaces« (ebd.). In *Rückkehr nach Reims* zeichnet Eribon (2016) unter Bezugnahme auf Annie Ernaux ein ähnliches Bild von Familien- oder Verwandtenbesuchen:

Für mich wurden diese Treffen zu einer Mühsal, zu einer umso lästigeren Pflicht, als ich mich nach und nach zu einem anderen Menschen entwickelte. Meine Empfindungen in diesen Momenten erkenne ich sehr gut in den Büchern wieder, die Annie Ernaux ihren Eltern und der sie von ihnen trennenden ›Klassendistanz‹ gewidmet hat. Ernaux beschreibt dort wunderbar genau, wie es sich anfühlt, zu seinen Eltern *zurückzukehren*, wenn man nicht nur das Elternhaus, sondern die gesamte Familie mitsamt ihrer Umwelt und damit eine ganze ›Welt‹ verlassen hat, der man trotz allem noch angehört. Dieses verstörende Gefühl, an einem Ort zugleich zu Hause und fremd zu sein. (S. 25)⁶

-
- 5 Es mag widersprüchlich erscheinen, dass an dieser Stelle von ›Wohnort‹ gesprochen wird und nicht auch hier der Begriff des Raums verwendet wird. Wie in den Vorbemerkungen zum theoretischen Schnitt I: Raum (Kap. 6.1) erläutert wurde, sind ›Raum‹ und ›Ort‹ im Anschluss an Massey (2004, S. 7f.; 2005, S. 5f.) jedoch durchaus miteinander kompatibel und Ersterer ist genauso wenig in einem abstrakten Sinne aufzufassen wie Zweiterer einfach etwas Konkretes, Lokalisierbares bezeichnet.
- 6 Anekdotisch berichtet die queer-feministische Chicana-Theoretikerin Gloria Anzaldúa (2012 [1987]) von einem Gespräch mit einer lesbischen Studentin, in dem es um Ängste im Zusammenhang mit Homosexualität ging: »One of the students said, ›I thought homophobia

Johnston und Valentine (1995, S. 111) gelangen in einem Beitrag, der Ergebnisse ihrer in Großbritannien und Neuseeland durchgeführten qualitativen Studie mit lesbischen Frauen diskutiert, die sich unter anderem auf deren Erfahrungen in ihren Elternhäusern bezog, zur Schlussfolgerung, dass das Zuhause ein mit einer Vielzahl an Bedeutungen (Schutz, Verwurzelung, Rückzug etc.) aufgeladener Begriff sei. Das elterliche Zuhause sei für lesbische Frauen jedoch zunächst ein Raum, in dem ihre Identität mit normalisierten Vorstellungen in Konflikt gerate und die Frage zur Disposition stehe, was es bedeute, Tochter einer heterosexuellen Familie zu sein (vgl. ebd.). Ein Gemenge an Restriktionen und Subversionen führe zu einer komplexer Situation, in der das Zuhause keineswegs als privater Raum im Sinne eines beständigen Raums für Schutz und Rückzug verstanden werden könne: »The ›home‹ is not always [...] a place of emotional and physical well-being« (ebd., S. 110; vgl. Massey, 2001b, S. 11).

Kurz gefasst führten somit die folgenden Schritte zur Erzeugung von Variation a. des ersten Diffraktionsmusters: Sennetts (1983) Formel der Tyrannei bzw. Ideologie der Intimität diene der Installation des Beugungsgitters (›normalisierte Intimität‹). Dieses fungierte als Pointierung der in Kapitel 2 vorgenommenen Erörterungen. Mit Sennett (1983, S. 293) rückte insbesondere die Frage, was es bedeutet, wenn politische Kategorien in psychologische überführt werden, in den Fokus. Anhand feministisch-geografischer Ansätze zu Raum und Leib-Körper, welche durch das Beugungsgitter hindurchgelassen wurden, konnte die hegemoniale heterosexuelle Ordnung thematisch werden, die räumliches Zur-Welt-Sein prägt. Bereits in Kapitel 6.4 (Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey) war darauf hingewiesen worden, dass soziale Räume durch vergeschlechtlichte, verkörperte Akteur_innen situativ erschaffen werden und hegemoniale Geschlechterverhältnisse nicht aus Raumproduktionspraktiken ausgeklammert werden können. Das mit der in diesem Diffraktionsmuster diskutierten heterosexuellen Ordnung einhergehende Verhältnis zwischen dem öffentlichen und dem privaten Raum im Kontext intimer Beziehungen ließ sich in einem weiteren Schritt skizzieren und dekonstruieren, wobei das Zuhause besonders in den Vordergrund trat.

Welche zentralen Einsichten lassen sich für Variation a. des ersten Diffraktionsmusters zusammenfassend festhalten? Die Organisation des Raumes in westlichen Gesellschaften dient der Naturalisierung von Heterosexualität (vgl. Hubbard, 2001, S. 54). Die heterosexuelle Ordnung wird im Raum bzw. durch räumliche Praktiken reproduziert. Dies wurde oben am Beispiel des wechselseitigen

mean fear of going home after a residency. And I thought, how apt. Fear of going home. And of not being taken in. We're afraid of being abandoned by the mother, the culture, *la Raza*, for being unacceptable, faulty, damaged. Most of us unconsciously believe that if we reveal this unacceptable aspect of the self our mother/culture/race will totally reject us« (S. 42).

Verhältnisses der Produktion des ›privaten‹ Bereichs des Zuhauses und der Produktion heterosexueller Körper aufgezeigt (vgl. Morrison, 2012a). Kritische feministische Geograf_innen haben, wie Hubbard (2000) anführt, immer wieder darauf hingewiesen, »that space is inevitably sexed in a variety of complex ways, placing issues of sex and sexuality firmly on the geographical agenda« (S. 191). Der dominante psychologische Diskurs um Intimität ist geprägt von idealisierten Vorstellungen (heterosexuellen) Austauschs materieller, körperlicher und emotionaler Werte im Kontext von Nahbeziehungen bzw. Beziehungen, in denen die Paare einen gemeinsamen Wohnort teilen (vgl. ebd., S. 208). Raum, räumliche Praktiken und die Produktion von Räumen gehen mit Machtverhältnissen einher. Bestimmte Zuschreibungen zu privaten und öffentlichen Räumen lassen sich allerdings dekonstruieren, wodurch beispielsweise deutlich wird, dass das Intimste/Privateste selbst politische Bedeutungen hat, obgleich stets das Öffentliche mit dem Politischen in Verbindung gebracht wird (vgl. bspw. Blunt, 2005, S. 510). Blunt und Varley (2004) erläutern vor diesem Hintergrund, dass das Zuhause zum einen keineswegs »as a fixed, bounded and confining location« (S. 3) verstanden werden könne und dass sich der Forschungsbereich der ›Geografien des Zuhauses‹ zum anderen weit über den vermeintlich nur privaten Bereich hinaus für globale gesellschaftliche Verhältnisse interessiere: »[...] geographies of home traverse scales from the domestic to the global in both material and symbolic ways. The everyday practices, material cultures and social relations that shape home on a domestic scale resonate far beyond the household« (ebd.). Von der Ebene des Intimsten bis zur globalen Ebene geht es, in Masseys (1999a) Worten, um »power-geometries of time-space«.

Worauf die oben stehenden Ausführungen, in denen auf verschiedene Positionen feministischer Geograf_innen rekuriert wurde, ebenfalls hinweisen, ist, dass in der vorliegenden Untersuchung eine sehr beschränkte Perspektive eingenommen wurde, da narrative Interviews nur mit Frauen geführt worden waren, die sich in heterosexuellen Beziehungen befanden. Dadurch wurden andere Lebenswirklichkeiten ausgeschlossen und nur ein außerordentlich kleines Spektrum an Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) im Zusammenhang des Phänomens der Fernbeziehungen wurde überhaupt thematisierbar. Trotz dieser Einschränkung führte die Betrachtung von Fernbeziehungsräumen, obwohl diese innerhalb der heteronormativen Matrix anzusiedeln sind, zur Widerlegung der innerhalb des hegemonialen psychologischen Intimitätsdiskurses operierenden Vorstellung, dass sich Intimität nur im Nahbereich eines gemeinsamen Zuhauses entwickeln könne. Die Beziehungspartner_innen haben ihren je eigenen privaten Bereich, in welchem der oder die Andere zu Besuch kommen kann. Die Besuche des Partners oder der Partnerin bergen zuweilen zwar durchaus Konfliktpotenzial, wie dies im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4.2) insbesondere in den weiterführenden rhizomatischen Spuren unter Bezugnahme auf die beiden Gespräche mit der Erzählerin F. zum Ausdruck kam. Das eigene Zuhause eröffnet aber auch

große Freiräume, da dieses und das mit ihm eng verknüpfte alltägliche Leben nach eigenen Vorstellungen gestaltet werden kann. Dies wiederum bedeutet, dass im Rahmen von Fernbeziehungen bestimmte Aspekte der hegemonialen heterosexuellen Ordnung durchbrochen werden können.

Diffraktionsmuster I. Variation b. – Erzählerin F.: »Schema X«/ Normalisierte Intimität im Rahmen monogamer Beziehungen

Zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters nehme ich einen Themenaspekt auf, der in Variation a. bereits kurz erwähnt, jedoch nicht detailliert ausgeführt wurde: die normalisierte Vorstellung monogamer Beziehungen. Dabei handelt es sich um einen inhaltlichen Aspekt, der sich im zuvor erzeugten Muster herausgestellt hat und dessen Weiterverfolgung und Vertiefung ich als bedeutsam erachte. Ich gehe im Folgenden der Frage nach, wie die Vorstellung monogamer Beziehungen mit der im Rahmen der bisherigen diffraktiven Praxis diskutierten Frage nach dem Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit im Kontext ›normalisierter Intimität‹ in heterosexuellen Beziehungen zusammenhängt. Diese Vorstellung dient mir nachstehend als Beugungsgitter, durch welches ich einige der im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4) auch schon beigezogenen Ausführungen der Erzählerin F. passieren⁷ lasse. Bei der diffraktiven Vorgehensweise zur Erzeugung von Variation b. wird fortan stärker als bisher der Verschränkung (engl. *entanglement*) von Theorie und Empirie Rechnung getragen.

Als Ausgangspunkt bzw. zur Installation des Beugungsgitters verwende ich zwei Zitate, in denen die Thematik der Monogamie auf unterschiedliche Art und Weise zum Ausdruck kommt. Das erste Zitat stammt von der kritischen Human-geografin Carey-Ann Morrison (2012b), auf deren Arbeiten in den Erläuterungen zu Variation a. des ersten Diffraktionsmusters bereits mehrfach Bezug genommen wurde. Diese Autorin problematisiert den Begriff oder die Vorstellung der Monogamie (neben anderen Begriffen), die sie als Fundament für eine starre Version von Heterosexualität im thematischen Kontext des Zuhauses erachtet. In kritischer Absicht hält sie diesbezüglich Folgendes fest: »Dominant discourses of home present a monolithic, fixed and inflexible version of heterosexuality that is founded upon static notions of reproduction, domesticity, monogamy and love« (ebd., S. 69f.). In einem markant ausgeprägten Gegensatz dazu steht das zweite Zitat, welches sich im Buch *Close Relationships* der Psychologin Pamela C. Regan (2011), einer der führenden Vertreterinnen der in Kapitel 2 thematisierten ›Relationship Science‹, findet: »[...] humans are social creatures who possess a mind that is adapted for group living and for the formation of long-term, committed, and monogamous

7 Zum Begriff des Passierens vgl. auch die Ausführungen zum dritten Diffraktionsmuster.

mating relationships« (ebd., S. 226). Diese mit apodiktischer Bestimmtheit formulierte Aussage über das Wesen der menschlichen Psyche ist aus feministischer Sicht in mehreren Hinsichten problematisch. Die Aussage lässt sich als Beispiel für einen ›statischen Begriff‹ (vgl. Morrison, 2012b, S. 70) von Monogamie lesen, der zugleich sowohl normativ als auch essenzialistisch ist und der eine ›Sphäre der Möglichkeit für Vielheit‹ und des ›Laut-Werdens von mehr als einer Stimme‹ (vgl. Massey, 1999c, S. 2) ausschließt. Regan (2011) erhebt mit ihrer Aussage monogame, verbindliche Langzeitbeziehungen zur Norm, womit impliziert wird, dass hiervon abweichende Beziehungskonzepte problematisch seien und potenziell einer therapeutischen Bearbeitung bedürften.

Bei der Gesprächspartnerin F. wird Normalisierung in den Erzählungen über Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen in unterschiedlichen Hinsichten thematisch. Es geht bei ihr beispielsweise um die Verhandlung der Frage einer offenen Beziehung bzw. darum, dass sie und ihr Partner P. durchaus divergierende und auch konfligierende Vorstellungen bezüglich ihrer »Beziehungsform« (vgl. F2: 122-123) haben. Die Erzählerin lässt in diesem Zusammenhang ihre Erfahrungen insbesondere aus ihrer letzten Beziehung einfließen, indem sie zum Ausdruck bringt, dass diese Beziehung »nicht offiziell offen war« (F1: 1274),

aber de facto war es eben trotzdem so ein bisschen ... haben wir beide so ein bisschen gemacht, was wir wollten, und und ich habe P. natürlich auch davon erzählt und und dort kam schon so ein bisschen raus, dass er das irgendwie total schräg findet und dass er ... also dass es für ihn irgendwie voll keine Option ist so irgendwie so eine geöffnete Beziehung. (F1: 1273-1277)

In unseren Gesprächen bleibt weitgehend ungeklärt, *wie* die Frage nach einer offenen Beziehung zwischen F. und P. eigentlich diskutiert wird. Das erklärt sich möglicherweise aus der Tatsache, dass sich quasi-routinemäßig ablaufende Diskussionen in narrativen Interviews weniger gut erzählen lassen als Erfahrungen, die einen gewissen Ereignischarakter aufweisen (vgl. Hermanns, 1995, S. 183). Es lassen sich deshalb keine Rückschlüsse auf den Prozess bzw. den Verlauf der Diskussionen zwischen den beiden ziehen; stattdessen werden lediglich deren Ergebnisse anekdotisch und an unterschiedlichen Stellen variierend aus der Sicht der Erzählerin berichtet. Es kann in den Erzähltexten der beiden Gespräche mit F. aber Spuren nachgegangen werden, um weitere Erkenntnisse über normalisierte Intimität generieren zu können, was zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters unter Berücksichtigung der Thematik der Monogamie geschehen soll.

Die Erzählerin F. verwendet explizit den Ausdruck »Schema X«. Diesen Ausdruck lese ich als Formel, anhand derer sie sich gegen das Normalisierungsregime einer hegemonialen Form von Intimität im Rahmen einer monogamen Beziehung stellt. Sie verwendet diese Formel im Kontext der Erzählung über frühere Beziehungserfahrungen und darüber, wie diese sie im Hinblick auf ihre jetzige Fern-

beziehung mit P. geprägt hätten. Sie möchte sich nun »nicht mehr so in ein Schema X reintragen« (F2: 129-130) lassen: »mach das nicht ... das funktioniert irgendwie nicht, das passt einfach nicht zu dir« (F2: 130-131), appelliert sie an sich selbst. Eine Einpassung in ein vorgegebenes Schema (das heißt, die Ausrichtung des eigenen Lebens an einer rigiden Vorstellung darüber, wie Beziehungen »normalerweise« zu sein haben) sei nichts für sie. Sie verwehrt sich damit gleichsam der hegemonialen monogamen Ordnung, ohne diese jedoch direkt zu kritisieren oder insgesamt abzulehnen. Sie argumentiert lediglich dahingehend, dass sie selbst aufgrund bisher gemachter Erfahrungen nicht kompatibel sei mit dieser Ordnung.

Die Form der Fernbeziehung scheint zum Zeitpunkt unserer beiden Gespräche für F. eine Möglichkeit darzustellen, sich eine gewisse Unbekümmertheit, Spontaneität und Unkompliziertheit zu erhalten und in Bezug auf ihre Beziehung nicht allzu viele Verpflichtungen eingehen zu müssen. Diese Lesart scheint mir deshalb naheliegend zu sein, weil die Erzählerin F. zum Ausdruck bringt, dass ihre Beziehung mit P. auf keinen Fall kompliziert werden solle, denn darauf habe sie überhaupt keine Lust. Dies hängt erneut mit ihren Erfahrungen in der letzten Beziehung zusammen, die sie mit dem Attribut »kompliziert« versieht (vgl. F1: 1107-1110), ohne dabei jedoch genauer zu bestimmen, was sie mit dem Wort »kompliziert« meint. In diesem Zusammenhang spricht sie auch darüber, dass sie die Terminvereinbarungen zum Telefonieren als mühsam empfinde (vgl. F1: 1095-1097) und dass sich dadurch Einschränkungen in ihrem Alltag ergäben, die daher rührten, dass sie nicht einfach noch spontan etwas länger unterwegs sein könne, wenn sie mit P. zum Telefonieren verabredet sei. Als Gegensatz zur Kompliziertheit nennt F. jeweils den Begriff der Intensität, den sie einerseits mit starken Gefühlen, Intimität und körperlicher Nähe in Verbindung bringt (vgl. bspw. F1: 475-479; F1: 1158-1161; F2: 523-526) und andererseits damit, vieles zu unternehmen und auch bei der Arbeit viel zu tun zu haben (vgl. bspw. F1: 561-571; F2: 787-788). Intensiv kann für diese Erzählerin demnach ganz Unterschiedliches sein und gerade Letzteres (z.B. anstrengende, lange, hektische Arbeitstage) kann wiederum zu Kompliziertheit führen, da zeitliche Ressourcen limitiert sind und es schwierig ist, »immer alle Sachen unter einen Hut zu bringen« (F2: 76; vgl. F2: 113-115). Neben dem Thematischerwerden des Wunschs nach Unkompliziertheit, wirft F. gegen Ende unseres zweiten Gesprächs trotzdem auch noch die Frage des »Commitments« für ihre Beziehung auf, da sie weiß, dass für P. eine offene Beziehung nicht infrage kommt:

Und andererseits habe ich es natürlich schon gemerkt, ich meine, wenn ich ihn dann so richtig richtig haben möchte, mit so richtig ... wenn ich möchte, dass er so ... also mega, wirklich sich committed, dann müsste ich irgendwie wie Gewisses irgendwie in einer ... oder das würde nur so im Kontext einer monogamen Beziehung irgendwie stattfinden. Weil er hat mir auch so ... er hat mir einfach gesagt, schau, für mich ist es einfach ... ich gehe anders auf Leute zu, wenn ich weiß, ich

bin einer mono ... ich bin in einer Beziehung und die ist für ihn notwendigerweise monogam, dann gehe er anders auf Leute zu und er gehe anders mit Leuten um, weil ... natürlich nicht bewusst, aber unbewusst, weil das ist einfach so, für ihn ist es eine andere Energie und eine andere Dynamik. Und (kurze Sprechpause) und ja ich weiß das, wenn er irgendwie in einer Beziehung ist, dann wäre er so sehr ... dann wäre er sehr loyal und er würde irgendwie nichts anbrennen lassen und so. Und also, wenn ich will, dass er wirklich so voll bei mir ist, dann müsste ich irgendwie wie sagen, ok, dann ist es irgendwie monogam, und vielleicht ist es sonst auch möglich, aber es ist halt wie so, dass ich irgendwie nicht ganz ... oder dass er nicht ganz so bei mir ist (unverständlich). Und das würde dann natürlich so ein bisschen an mir liegen irgendwie zu entscheiden, ja was ist mir jetzt wichtiger. (längere Sprechpause) Ja. (F2: 1260-1277)

Die Erzählerin F. ist sich im Klaren darüber, dass für ihren Partner P. eine offene Beziehung nicht infrage kommt und dass ein echtes ›Commitment‹ seinerseits nur im Rahmen einer monogamen Beziehung entstehen könnte. In ihrer Erzählung wird die Normalitätsvorstellung der monogamen Beziehung in ihrer Abgrenzungsbewegung von diesem Beziehungskonzept aufgehoben. Die Fernbeziehung bietet ihr die Möglichkeit, Intensität und eine gewisse Unverbindlichkeit beizubehalten. Dies geht zugleich mit Unkompliziertheit wie auch mit Kompliziertheit einher, da einerseits – wie oben ausgeführt – Intensität für F. Unterschiedliches bedeutet und andererseits die Unverbindlichkeit auch nicht eindeutig als das eine (unkompliziert) oder das andere (kompliziert) bestimmbar ist. In ihren Erzählungen stellt F. ihre gegenwärtige Situation als Zustand der Schwebelage dar, der nicht sofort verändert werden soll. Die Macht zur Veränderung der Situation verortet sie in der oben stehenden Passage allerdings bei sich selbst. Darauf deutet die Formulierung hin, dass es an ihr wäre, darüber zu entscheiden, ob ihr das ›Commitment‹ ihres Partners oder aber die Unverbindlichkeit im Rahmen einer nicht monogamen Beziehung wichtiger sei. Sie zeichnet dadurch ein Bild von sich selbst als in der Zukunft potenziell aktiv Handelnde, obwohl sie am Ist-Zustand der Schwebelage gegenwärtig nichts ändern möchte. Das Auflösen dieses Zustands würde für sie womöglich bedeuten, die Frage nach der Definition der Beziehung stellen und dadurch gegebenenfalls etwas »festnageln« (F2: 180) zu müssen. Dem gegenüber steht der Unwille, sich in ein »Schema X« einzupassen.

In diesen Äußerungen mag implizit ein widerständiges Moment gegen die hegemoniale Ordnung manifest werden, das Lefebvre (1991) dem *espace vécu* zuschreibt. Die Produktion des Fernbeziehungsraums erfolgt jedoch nie ausschließlich in diesem widerständigen und vom Denken in möglichen Szenarien durchdrungenen Modus. Neben dem Gelebten bzw. Erlebten spielen bei der Hervorbringung von Fernbeziehungsräumen auch das Wahrnehmbare und das Konzipierte eine Rolle, da diese drei Modi der sozialen Raumproduktion (in zuweilen durchaus

paradoxe Weise) miteinander verbunden sind. So ist auch der Fernbeziehungsraum von F. nicht frei von normalisierten Vorstellungen von Intimität im Sinne von Lefebvres (1991) Repräsentationen des Raums (*l'espace conçu*), die unter anderem über ein bestimmtes formalisiertes Wissen – wofür exemplarisch das oben wiedergegebene Zitat von Regan (2011) steht – hervorgebracht werden. Und auch die räumliche Praxis (*l'espace perçu*), die auf bestimmten materiellen Gegebenheiten beruht, hat durchaus einen Einfluss darauf, wie F. ihre Beziehung führen kann bzw. welche räumlichen Möglichkeiten sich ihr hierfür bieten. Dabei ist etwa daran zu erinnern, dass F.s Partner zum Zeitpunkt unserer Gespräche aufgrund seiner längeren Reisen keinen festen Wohnort hat und F. zugleich in einer Wohngemeinschaft lebt, wodurch die gemeinsamen Zeiten der beiden entweder an ihr mit anderen Personen geteiltes Zuhause oder aber an gemeinsame Städtrips oder Reisen gebunden sind.

Das raumtriadische Denken Lefebvres verdeutlicht, dass die Fernbeziehungs-erzählungen von F. nicht einseitig und vereinfachend unter dem Aspekt des Widerstands gegen normalisierte Vorstellungen von Intimität oder gegen die monogame Beziehungsführung gelesen werden können. Die Deutung gestaltet sich weit- aus komplexer, da das Normalisierungsdenken im Widerstand gegen ebendieses wiederum seinen Ausdruck findet. Es wird darüber hinaus insgesamt fraglich, ob überhaupt von ›Widerstand‹ gesprochen werden kann bzw. ob dies nicht ein zu starker Begriff ist und vielleicht eher gesagt werden müsste, dass sich die Erzählerin F. einfach gewissen Normen in Bezug darauf, wie sie ihre Beziehung lebt, nicht fügen möchte. Auch diese Einstellung steht jedoch nie außerhalb des Normalisierungsfeldes, sondern ist Teil desselben.

Variation b. des ersten Diffraktionsmusters lässt sich um eine weitere Dimension ergänzen, wenn mit Eribon (2016) Normalität/Anormalität unter dem Gesichtspunkt der Legitimität/Illegitimität betrachtet wird:

Wir alle unterliegen dem Einfluss der sozialen Ordnung. Diejenigen, die immer alles fein säuberlich ›geregelt‹ haben wollen und die überall um den ›Sinn‹ und den ›Halt‹ des Ganzen besorgt sind, können sich auf die Kraft der Normen verlassen, die sich in unser Bewusstsein einschreiben, weil wir sie zusammen mit den Regeln der sozialen Welt erlernen. Dass wir diesen Normen verhaftet bleiben, liegt auch an der Scham oder sogar Schande, die wir empfinden, wenn das Milieu, in dem wir uns bewegen, mit der rechtlich und politisch sanktionierten Ordnung nicht übereinstimmt. Obwohl sie mit der Lebensrealität nichts zu tun hat, wird die familiäre Norm der Normfamilie von der ganzen Kultur als erstrebenswertes Ideal und zugleich einzig lebbares Modell hingestellt. Gegen Leute, die ihre Definition von Ehe und Familie, von der Legitimität oder Illegitimität verschiedener Lebensweisen allen anderen aufzwingen wollen und dabei Modelle in Anschlag bringen, die vielleicht in ihrer eigenen reaktionären Gedankenwelt funktionieren, in der

Realität aber noch nie funktioniert haben, habe ich eine tiefe Abneigung. Sie ist wohl auch deshalb so stark, weil sie sich zu einer Zeit herausgebildet hat, als alternative Lebensformen dazu verdammt waren, in einem Bewusstsein von Devianz oder Anormalität als etwas Minderwertiges, Peinliches oder Beschämendes gelebt zu werden. Meine ebenso große Skepsis gegenüber den (im Grunde ebenfalls normativ argumentierenden) Apologeten der Anormalität, die uns die ständige Subversion und Nichtnormativität vorschreiben wollen, erklärt sich aus dem gleichen Grund. Wie oft habe ich in meinem Leben festgestellt, dass Normalität und Anormalität relative und relationale Größen sind, beweglich und kontextabhängig, immer nur partiell applizierbar, und dass soziale Illegitimität, wenn sie als ein Grund von Sorge oder Kummer erlebt wird, zu psychischen Schäden und zu einem übertriebenen Anpassungsdrang an das Legitime und ›Normale‹ führt. (Institutionen verdanken diesem Mechanismus einen Großteil ihrer Macht und Stabilität.) (Eribon, 2016, S. 63f.)

Eribon (2016) versteht Normalität und Anormalität als »relative und relationale Größen« (S. 64), die keineswegs ein für alle Mal feststehen, wie dies beispielsweise das oben stehende Zitat von Regan (2011, S. 226) impliziert, welches als Beugungsgitter zur Erzeugung von Variation b. des ersten Diffraktionsmusters diene. So wie Normalität scheinbar mit Legitimität einhergeht, scheint Anormalität mit Illegitimität zusammenzuhängen. Jedoch ist auch das als legitim/illegitim Gelten nicht immer gleich, sondern unterliegt vielfachen Veränderungen historischer, kultureller, milieuspezifischer etc. Art. Mit Eribon (2016) ließe sich sagen, dass es immer auch darauf ankommt, wie »soziale Illegitimität« (S. 64) erlebt wird und ob diese als »Scham oder sogar Schande« (ebd., S. 63) empfunden wird. Was aus den Erzählungen von F. – unabhängig davon, ob man ihren geäußerten Unwillen, sich in ein »Schema X« einzupassen, als »widerständig« bezeichnen möchte oder nicht – deutlich wird, ist, dass Vorstellungen darüber, was im Rahmen von Fernbeziehungen als »normal« und »legitim« gilt, nicht mit der »Lebensrealität« (ebd.) zusammenfallen (müssen). Dem Feld der Normalisierung ist zwar nie gänzlich zu entkommen und es ist auch nicht möglich, dessen Existenz einfach zu verleugnen. Möglicherweise ist es aber so, dass innerhalb dieses Feldes verschiedene »Lebensweisen« (ebd.) zu Öffnungsbewegungen führen können, die sich nicht unbedingt als »widerständig« oder »subversiv« charakterisieren lassen. Solche Öffnungsbewegungen können normalisierte Vorstellungen jedoch verschieben und bis zu einem gewissen Grad durchbrechen. Dies kann beispielsweise bedeuten, dass die Vorstellung, dass intime Beziehungen »notwendigerweise monogam« (F2: 1267) sein müssen, die »mit der Lebensrealität nichts zu tun hat« (Eribon, 2016, S. 63), infrage gestellt wird.

Diffraktionsmuster II.

Mit dem im Folgenden experimentell zu erzeugenden zweiten Diffraktionsmuster, das wiederum in zwei Variationen (a. und b.) hervorgebracht wird, lasse ich die im Kontext des ersten Diffraktionsmusters eingehend diskutierte Thematik der Normalisierung hinter mir. Nachstehend wird es stärker als bisher um eine begriffliche Auseinandersetzung mit einer der leitenden Fragestellungen der vorliegenden Arbeit gehen, die sich unter anderem darauf bezieht, was ›Nähe/Ferne‹ und ›Anwesenheit/Abwesenheit‹ im Zusammenhang mit dem Phänomen der Fernbeziehungen bedeuten. Mittels der Topoi der Berührungen (Variation a.) und der medialen Kommunikationsräume (Variation b.) werden zwei unterschiedliche Beugungsgitter installiert, durch die unterschiedliche theoretische und empirische Einsichten hindurchgelassen werden, um die Arbeit an den interessierenden zentralen Begriffen zu vertiefen.

Diffraktionsmuster II. Variation a. – FernNähe (abwesende Anwesenheit) und NahFerne (anwesende Abwesenheit⁸)/Berührungen

Für die Erzeugung von Variation a. das zweiten Diffraktionsmusters setze ich zwei kurze Passagen aus den Gesprächen mit den Erzählerinnen L. und F. als Beugungsgitter ein. Auf diese Weise wird der Topos der (Un-)Möglichkeit von Berührungen im Kontext von Fernbeziehungen in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt. In Variation a. des ersten Diffraktionsmusters zu normalisierter Intimität und deren feministisch-raumtheoretischer Umarbeitung wurde dieser Topos bereits kurz thematisch, dies allerdings eher marginal. Im Folgenden geht es in zentraler Weise um die Frage, was ›Berührung‹ bzw. ›Berühren‹ heißt. Diese Frage ist für die Thematik der vorliegenden Untersuchung von Bedeutung, wenn davon ausgegangen wird, dass es in Fernbeziehungen zum einen getrennte Zeiten gibt, in denen sich die Beziehungspartner_innen nicht face-to-face begegnen und nicht berühren können, und dass sich zum anderen gemeinsame Zeiten ergeben, in welchen körperliche Nähe und gegenseitiges Sich-Berühren-Können möglich sind.

Durch das Beugungsgitter der beiden Erzählpassagen von L. und F. lasse ich in Variation a. unterschiedliche (physikalisch-)philosophische Überlegungen zur Frage der Berührung passieren, um durch die Ineinanderbeugung von empirischen und theoretischen Erkenntnissen (insbesondere des Neuen Materialismus und der feministischen Wissenschaftsforschung, aber auch ›klassischerer‹ philosophischer

8 Die Formulierungen »abwesende Anwesenheit« und »anwesende Abwesenheit« finden sich auch in der Arbeit von Kerstin Meißner (2019, S. 62, 150, 224) wieder. Erstere ist darüber hinaus titelgebend für Alfred Schäfers (2002) Beitrag *Abwesende Anwesenheit. Von der Ungleichzeitigkeit der Identität*.

Positionen) ein spezifisches Diffraktionsmuster zu erzeugen. Diese Überlegungen zielen auf eine Verschiebung der Begriffe von Ferne und Nähe sowie Abwesenheit und Anwesenheit hin zu einer Auflösung dieser problematischen Dichotomisierung. Es geht somit um ein ›Queering‹ der Begriffe (vgl. Barad, 2012a, S. 33), das diese ihrer (vermeintlich) eindeutigen Bestimmung enthebt. Bei der nachstehenden Problematisierung des Berührungsbegriffs ist der Unterscheidung zwischen der ontischen und der ontologischen Ebene Rechnung zu tragen. Begründen lässt sich dies beispielsweise mit Barad (2012b), die das ›herkömmliche‹ (ontische) Verständnis von Berührung, bei dem implizit von zwei getrennten Entitäten (Selbst vs. Anderes) ausgegangen wird, problematisiert. Sie stellt dieses Verständnis radikal infrage, indem sie der Frage nach Berührung auf der ontologischen Ebene nachgeht.

Die Erzählerin L. schildert in unserem ersten Gespräch ihre Bedenken hinsichtlich der Transformation ihrer Beziehung von einer Nah- in eine Fernbeziehung. Der Ausblick auf die fehlende körperliche Nähe, zu der Berührungen etwa in der Form von Umarmungen und Küssen – und in einem weiteren Sinn: Sexualität – gehören, habe ihr zunächst Angst bereitet. Evaluierend hält L. zum Zeitpunkt unseres Gesprächs jedoch fest, dass diese Bedenken eher unbegründet gewesen seien und dass der Umstand des Sich-nicht-Berühren-Könnens insgesamt weniger gravierend sei, als sie dies vor der Fernbeziehungsphase befürchtet habe:

Ähm, ja, ich hatte da echt Bedenken, weil wirklich von so engem Raum und man sieht sich jeden Tag und kann sich jeden Tag halt auch ... nicht nur miteinander sprechen mit Gesicht zu Gesicht, sondern eben auch anfassen, sich küssen, umarmen, alles, was so dazugehört. Und das dann auf einmal gar nicht mehr zu haben beziehungsweise nur alle paar Wochen oder am Wochenende ... Das hat mir echt Angst gemacht, aber es ist gar nicht so schlimm, wie ich's mir vorgestellt hatte. (L1: 37-43)

Diese Passage wurde im ›Spurenkapitel‹ (Dritte Spur – Überlegungen dazu, wie die Fernbeziehung sein wird) eingehend diskutiert und stellt nachfolgend einen thematischen Einsatzpunkt als Beugungsgitter hinsichtlich der Erfahrungen des Sich-nicht-Berühren-Könnens dar. Weitere Dimensionierungen erhält dieses Beugungsgitter durch eine Passage aus dem Gespräch mit der Erzählerin F. dahingehend, dass Videotelefonie es ermöglicht, trotz des Umstands des Sich-nicht-Berühren-Könnens ein Gefühl der Nähe zwischen den Beziehungspartner_innen zu erzeugen. Nach solchen Telefonaten, während deren sich die beiden über Bildschirme sehen können, werde die Abwesenheit des Anderen jedoch besonders deutlich als Vermissen spürbar:

Ja, und das war irgendwie immer sehr cool, und ich meine, jetzt eben, du kannst dich so ... kannst halt so Videoanrufe machen, du kannst einander sehen und es ist

mega cool und so. Und ich war mega froh um das, aber gleichzeitig ist es immer so die ... das Vermissen war immer so am schlimmsten nach diesen Telefonaten. Es ist so ... ich habe es jeweils sehr schwierig gefunden irgendwie, weil man sich eben irgendwie so nahe gewesen ist, zwar nicht ... mega ... du konntest dich zwar nicht berühren und so, und aber trotzdem, du siehst einander und kannst normal miteinander reden, mehr oder weniger normal. Und nachher war es irgendwie ... ja, ist es ... es war mega schwierig, habe ich gefunden (längere Sprechpause). (F1: 648-657)

Das auf der Basis dieser beiden Interviewpassagen installierte Beugungsgitter zum Topos der (Un-)Möglichkeit von Berührungen kann vor dem Hintergrund empirischer Erkenntnisse wie folgt konkretisiert werden: Einerseits können Befürchtungen und tatsächliche Erfahrungen in Bezug auf die zeitweilige Unmöglichkeit von Berührungen divergieren. Dies zeigt sich an der Passage der Erzählerin L. Andererseits wird in der Erzählung von F. thematisch, dass die Abwesenheit des Anderen und die Unmöglichkeit, sich körperlich nahe zu sein, besonders nach intensiv gespürten ›Nähemomenten‹ während Videoanrufen bewusst werden. In beiden Erzählpassagen kommt im Prinzip das oben erwähnte Charakteristikum von Fernbeziehungen zum Ausdruck: Solche Beziehungen changieren zwischen getrennten Zeiten, in denen Berührungen unmöglich sind, und gemeinsamen Zeiten intensiver körperlicher Nähe. Offen bleibt allerdings die Frage, was ›Berührung‹ bzw. ›Berühren‹ heißen kann. Einzig dass es so etwas wie Berührung gibt, scheint unbestritten zu sein.

Im Folgenden lese ich Barads (2012b) Essay *On Touching – The Inhuman That Therefore I Am*⁹ diffraktiv zu diesen ersten empirisch gestützten Einsichten. Am Anfang ihres Artikels stellt die Autorin die Frage, ›was das Maß der Nähe sei‹ (ebd., S. 206). Umgekehrt ließe sich ebenso fragen, was das Maß der Ferne sein könnte. Das Räumliche lässt sich, wie bereits wiederholt dargelegt wurde, nicht ausschließlich durch die Angabe von Kilometern, Metern oder Zentimetern bestimmen. Zu fragen wäre deshalb, ob unter einer Berührung nicht mehr zu verstehen ist als der infinitesimale Abstand zwischen zwei Körpern und ob ›Berührung‹ auf der Ebene der Ontologie möglicherweise etwas anderes bedeutet als absolute räumliche Nähe, die sich auf eine eindeutig bestimmbare Kontaktzone von Haut auf Haut konzentriert. Barad stellt diesbezüglich die folgende Frage: »When two hands touch, how close are they?« (ebd.) In ihrem Versuch, diese Frage zu klären, hält Barad (2012b) als Erstes fest, dass es Berührung im klassischen physikalischen Verständnis nicht gebe, da das Gefühl von Berührung im Prinzip auf elektromagnetischer Abstoßung beruhe:

9 Der Artikel ist in überarbeiteter Version unter Barad (2014a) auch auf Deutsch erschienen. In meinen Ausführungen beziehe ich mich jedoch auf die englische Originalversion des Textes, das heißt auf Barad (2012b).

Touch, for a physicist, is but an electromagnetic interaction. A common explanation for the physics of touching is that one thing it does not involve is ... well, touching. [...] The reason the desk feels solid, or the cat's coat feels soft, or we can (even) hold coffee cups and one another's hands, is an effect of electromagnetic repulsion. [...] Electromagnetic repulsion: negatively charged particles communicating at a distance push each other away. That is the tale physics usually tells about touching. Repulsion at the core of attraction. (Ebd., S. 209)

Diese Feststellung markiert zwar den Ausgangspunkt, doch da es der Autorin darum geht, die Unterschiedlichkeiten der klassischen Physik und der Quantenphysik hinsichtlich ihres Formalismus *und* ihrer Ontologie zu erörtern (vgl. ebd., S. 210), ist die Frage nach dem Wesen (engl. *nature*, vgl. ebd., S. 222) von Berührung damit bei Weitem noch nicht geklärt. Barad (2012b) führt in der Folge aus, dass Teilchen, Leere und Felder im klassischen physikalischen Verständnis als drei separate Elemente aufgefasst würden, während sie in der Quantenphysik als miteinander intraagierend angesehen würden. Das Verhältnis von Teilchen und Leere verändere sich im quantenphysikalischen Verständnis beispielsweise dahingehend, dass Erstere nicht mehr einfach einen Platz in der Leere besetzten, sondern beide konstitutiv miteinander verschränkt seien (vgl. ebd.). Präziser ausgedrückt bedeutet dies, dass die Teilchen mit unendlich vielen virtuellen Teilchen der Leere intraagieren (vgl. ebd., S. 214). Das führt zu einer grundlegenden Modifikation dessen, was ›Leere‹ bedeutet:

As for the void, it is no longer vacuous. It is a living, breathing indeterminacy of non/being. The vacuum is a jubilant exploration of virtuality, where virtual particles [...] are having a field day performing experiments in being and time. That is, virtuality is a kind of thought experiment the world performs. Virtual particles do not traffic in a metaphysics of presence. They do not exist in space and time. They are ghostly non/existences that teeter on the edge of the infinitely fine blade between being and nonbeing. (Ebd.)

Am Beispiel des Elektrons, eines »point particle (devoid of structure)« (ebd., S. 211), geht Barad (2012b) der Frage, was ›Berührung‹ heiße, weiter nach. Sie führt aus, dass Elektronen die Fähigkeit zur »self-interaction« (ebd., S. 212) besäßen und sich somit selbst berühren könnten. Dies hat mit der Selbstenergie des Elektrons und der Untrennbarkeit von den anderen Elementen, das heißt von Teilchen, Feldern und Leere, zu tun. Diese quantenphysikalische Erkenntnis lässt sich folgendermaßen etwas detaillierter erläutern: »[...] the electron's self-energy takes the form of an electron exchanging a virtual photon (the quantum of the electromagnetic field) with itself« (ebd.). Allerdings gibt es nicht nur diese Form der ›Selbstinteraktion‹ bzw. ›Selbstberührung‹. Vielmehr eröffnen sich unendlich viele Möglichkeiten »of touch touching itself« (ebd.):

[...] the electron not only exchanges a virtual photon with itself, it is possible for that virtual photon to enjoy other intra-actions with itself [...] before it is absorbed by the electron. And so on. This ›and so on‹ is shorthand for an infinite set of possibilities involving every possible kind of interaction with every possible kind of virtual particle it can interact with. That is, *there is a virtual exploration of every possibility*. And this infinite set of possibilities, or infinite sum of histories, entails a particle touching itself, and then that touching touching itself, and so on, ad infinitum. Every level of touch, then, is itself touched by all possible others. (Ebd., S. 212f.)

Diese unendlich vielen möglichen ›Selbstberührungen‹ von Elektronen gehen nach Barad (2012b) mit einem In-Kontakt-Treten mit der unendlichen Alterität des ›Elektronen-Selbst‹ einher. Dieses ›Elektronen-Selbst‹ ist allerdings keine Entität, sondern es *ist* diese unendliche Alterität (vgl. ebd., S. 213). Vor diesem Hintergrund wird das Wesen des ›Selbst‹ infrage gestellt: »the very notion of ›itself‹, of identity, is radically queered« (ebd., S. 212). Es handle sich hierbei gleichsam um eine grundlegende Form ›queerer Intimität‹, wie Barad festhält (vgl. ebd., S. 213). Berührung existiert diesem quantenphysikalischen Verständnis nach somit in unendlich potenziertes Art und Weise, was essenzialistische, reduktionistische Vorstellungen von Identität ungewiss werden lässt: »the infinite plethora of alterities given by the play of quantum in/determinacies are constitutive inclusions in a radical un/doing of identity« (ebd., S. 214). Die Konsequenzen dieses Verständnisses sind weitreichend und betreffen neben Fragen der Ontologie auch solche der Ethik. Wenn man Barad (2012b, S. 214) folgt, dann bringt jede Berührung eine unendliche Alterität mit sich,

so that touching the Other is touching all Others, including the ›self‹ and touching the ›self‹ entails touching the strangers within. Even the smallest bits of matter are an unfathomable multitude. Each ›individual‹ always already includes all possible intra-actions with ›itself‹ through all the virtual Others, including those that are noncontemporaneous with ›itself‹. That is, every finite being is always already threaded through with an infinite alterity diffracted through being and time. (Ebd.)

Wie in Kapitel 5 (Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte) bereits dargestellt wurde, kann Ethik demnach nicht bedeuten, auf das Andere zu antworten und diesem gegenüber verantwortlich zu sein, als wäre es außerhalb des eigenen ›Selbst‹ angesiedelt (vgl. Barad, 2007, S. 178). Es zeigt sich auch hier, dass das Andere nie sehr weit von uns entfernt ist, da es mit uns ko-konstitutiv und untrennbar verwoben ist (vgl. ebd., S. 179). In der Ethik geht es folglich um Verantwortung und Verantwortlichkeit »for the lively relationalities of becoming of which we are a part« (ebd., S. 393). Diese ›lebendigen Relationalitäten‹, deren Teil wir sind, an de-

nen wir zugleich teilhaben bzw. an die unser Werden gebunden ist, beschränken sich nie ausschließlich auf ein eindeutig bestimmbares Hier und Jetzt. Stattdessen beinhalten diese Relationalitäten immer schon die Virtualität eines/mehrerer (räumlichen) Anderswo und eines/mehrerer (zeitlichen) ›Anderswann‹. Angesichts dieser Überlegungen kann gesagt werden, dass nicht nur die Vorstellung von fixen Identitäten, sondern auch eindeutige Bestimmungen dessen, was ›Nähe‹ und ›Ferne‹, ›Anwesenheit‹ und ›Abwesenheit‹ bedeuten, ›gequeert‹ werden. Das ›Selbst‹ und das ›Anderer‹, ›hier‹ und ›dort‹, ›jetzt‹ und ›dann‹ sind miteinander verschränkt und ebendiese Verschränkungen

bring us face to face with the fact that what seems far off in space and time may be as close or closer than the pulse of here and now that appears to beat from a center that lies beneath the skin. The past is never finished once and for all and *out of sight may be out of reach but not necessarily out of touch.* (Barad, 2007, S. 394; Hervorh. MS)

Nicht erreichbar/unerreichbar oder außer Reichweite zu sein, bedeutet nicht zwangsläufig, ohne Verbindung bzw. Kontakt zum Anderen zu sein. Wenn die Erzählerin L. berichtet, dass ihr der Gedanke an die Unmöglichkeit von Berührungen vor Beginn der Fernbeziehungsphase Angst bereitet habe, sich dies dann aber als weitaus weniger schlimm herausgestellt habe, dann spielt möglicherweise diese Barad'sche Einsicht eine Rolle: Eine intime Verbindung zum Anderen hat weiterhin Bestand und das Andere ist nicht so fern, wie man denken könnte. Im Anschluss an Derrida (2016b [1995]) versteht Barad (2010, S. 265) Andersheit/Alterität als eine verschränkte Beziehung der ›différance‹. Es handelt sich dabei jedoch nicht um eine Verschränkung zweier absolut voneinander getrennter Entitäten (Selbst und Anderes), da es keine scharfe Trennlinie zwischen den beiden gibt, die ein für alle Mal feststeht (vgl. ebd.). Selbst und Anderes fallen auch nicht in eins, da eine solche Gleichheit bedeuten würde, der ›irreduziblen Heterogenität‹ (ebd.) des Anderen nicht gerecht zu werden bzw. dessen ›Heterogenität [...] auszulöschen‹ und ›die Differenz zu verletzen‹ (Derrida, 2016b, S. 49). Das verschränkte Verbundensein von Anderem und Selbst impliziert eine Verantwortlichkeit und Verantwortung im Sinne eines ›iterative (re)opening up to, an enabling of responsiveness‹ (Barad, 2010, S. 265). Es ist dies eine Ethik, die einerseits auf einer ›Gastfreundschaft‹ – ein weiterer Derrida'scher Begriff (vgl. bspw. Derrida, 2001; 2016b, S. 234) – gegenüber dem Anderen beruht, das durch das Selbst hindurch gewoben und daher mit diesem verschränkt ist (vgl. Barad, 2012b, S. 217). Hierbei geht es somit gleichsam um eine Gastfreundschaft gegenüber dem Anderen in sich selbst, durch das man selbst ist bzw. das man selbst ist. Damit einhergehend ist es andererseits eine Ethik, die eine ›Nicht-Koinzidenz mit sich selbst‹ (Barad, 2010, S. 265) in sich birgt und die auf ›die unendliche Alterität des Selbst‹ (Barad, 2012b, S. 213) hinweist: Das Selbst ist ›dispersed/diffracted through time and being‹ (ebd.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Barad (2012b) davon ausgeht, dass es Berührung gerade deshalb geben kann, weil das Selbst und das Andere verschränkt miteinander ›in touch‹ seien, und dass dies eine besondere Verantwortung im Sinne einer ›incarnate relation that precedes the intentionality of consciousness‹ (Barad, 2007, S. 392) mit sich führe, derer man sich nicht entziehen könne. Das Andere und das Selbst fallen jedoch niemals in eins; sie lösen sich nicht in einer Gleichheit auf, da sie in sich heterogen und multipel, das heißt immer schon Mehrere bzw. Mehreres zugleich, sind und in unendlich vielfältiger Weise intraaktiv mit sich selbst und Anderen bzw. Anderem verbunden sind. Vielleicht lässt sich hier mit dem Sinologen François Jullien (2014a) anknüpfen, der Folgendes festhielt: »Das *Dazwischen*, welches der Abstand erzeugt, ist zugleich die Bedingung, aus der das *Anderere* hervorgeht, und das Vermittelnde, das uns mit ihm verbindet« (S. 72). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, was es bedeuten könnte, Berührung bzw. Berühren in den Begriffen des Abstands und des Dazwischen anstatt wie üblich in denjenigen der Koinzidenz, die den Abstand eliminiert, zu denken. In der Folge ließe sich überdies fragen, wie sich die Begriffspaare der An-/Abwesenheit und Ferne/Nähe hierbei (noch) weiter verschieben bzw. wie deren Dichotomisierung (noch) stärker ins Wanken gerät. Anhaltspunkte dafür finden sich beispielsweise in den *Aporien der Liebe* von Steinweg (2010), die sich mit der Möglichkeit einer Öffnungsbewegung zum Anderen hin im Kontext der Liebe befassen:¹⁰

Die Liebe, die das Selbst im Anderen und den Anderen im Selbst verlängert, definiert sich als ›Zugang zum Unzugänglichen‹, als Berührung seiner Unberührbarkeit: der Unberührbarkeit des Anderen wie der Unberührbarkeit meiner selbst. Berührung, in der das Denken sich berührt, ›ohne sich zu sein, ohne Sich zu sich zu kommen‹, kurz ohne von der Stabilität eines substanzialen Selbst zu profitieren. *Weil die Berührung einen infinitesimalen Abstand zum Berührten wahrt, findet sie statt, indem sie nicht stattfindet.* Statt faktischer Kontakt ist sie ›Tangente ohne Kontakt‹. Statt als Besitzergreifung artikuliert sie sich als die Unmöglichkeit von Besitz. (S. 18f., Hervorh. MS)

Berührung ist demnach paradoxerweise durch ihre Unmöglichkeit erst möglich, und zwar nur deshalb, weil das Andere und das Selbst nicht zusammenfallen und es einen Abstand zwischen ihnen gibt. Gäbe es dieses Dazwischen nicht, wäre auch Berührung unmöglich. In einer Assimilation oder Einverleibung, die einer »Besitzergreifung« (ebd.) gleichkäme, würden sowohl Selbst als auch Anderes gleichsam inexistent werden und die Unberührbarkeit, in der die Bedingung der Möglichkeit

10 In der zitierten Passage verweist Steinweg (2010) auf Derridas (2007) *Berühren*, Jean-Luc Nancy sowie auf mehrere Bücher von Jean-Luc Nancy: *singulär plural sein* (2016, S. 124), *Am Grund der Bilder* (2006, S. 156f.), *Corpus* (2003, S. 101) und *Noli me tangere* (2019, S. 37).

von Berührung liegt, wäre dadurch aufgehoben. Die Eröffnung des Dazwischen durch die Wahrung des Abstands ergibt sich aus der Anerkennung der grundsätzlichen Nichtkoinzidenz des Selbst und des Anderen mit sich selbst (vgl. Barad, 2010, S. 265). Bei Steinweg (2010) findet vor diesem Hintergrund eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der »Gespensterliebe« (S. 19) statt. Diese nimmt ihren Ausgangspunkt in der Annahme, dass jede Begegnung auch mit einer »Verfehlung« (ebd.) rechnen müsse und dass es »keine Präsenz ohne Absenz« (ebd.) gebe. Daraus ergibt sich hinsichtlich des Begriffs der Berührung Folgendes:

Berühren bedeutet, an etwas Schwindendes rühren, das sich – wie ein Gespenst^[11] – der Berührung entzieht. Es gibt Liebe nur als Gespensterliebe. Zwei Subjekte ertasten ihre Grenzen, indem sie sich entgrenzen auf die Grenzenlosigkeit des Anderen hin. Immer schwankt seine Gegenwart zwischen Präsenz und Absenz. Ein Gespenst ist da, ohne da zu sein und umgekehrt. So der oder die Geliebte. Hier und zugleich anderswo, flüchtig und doch präsent. (Ebd., S. 19f.)

Möglicherweise trifft die Bezeichnung »Gespensterliebe« auf Fernbeziehungen in besonderer Weise zu, da diese sich ebenfalls durch das Oszillieren der Beziehungspartner_innen »zwischen Präsenz und Absenz« (ebd., S. 20) und die immer wieder aufs Neue entschwundene Anwesenheit, die sich in Abwesenheit verkehrt, um dann erneut Anwesenheit zu werden, charakterisieren lassen.

Mit dem »[h]ier und zugleich anderswo« (ebd.) sowie dem Jullien'schen »Dazwischen«, die in Variation a. dieses zweiten Diffraktionsmusters zu FernNähe und NahFerne unter dem Aspekt der Frage nach Berührung thematisch geworden sind, kommt ein weiterer Topos in den Fokus, der bei der experimentellen Erzeugung von Diffraktionsmustern bisher keine Rolle gespielt hat, für die Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen jedoch bedeutsam ist: der Topos der medialen Kommunikationsräume. Dabei bleibt das »herkömmliche« ontische Verständnis von Berührung – wie ich es nennen möchte – (bzw. das Problem der Un-

11 Mit diesem Begriff rekurriert Steinweg (2010) wohl auf Derrida (2016b), wengleich die Bezugnahme nicht explizit gemacht wird. Für Derrida (2016b) ist ein Gespenst »immer ein Wiedergänger. Man kann sein Kommen und Gehen nicht kontrollieren, weil es *mit der Wiederkehr beginnt*« (S. 26). Ein Gespenst bzw. ein Wiedergänger ist jedoch nicht das Gleiche wie ein Geist: »[...] das, was das Gespenst oder den Wiedergänger vom Geist unterscheidet, [...] [ist] die flüchtige und ungreifbare Sichtbarkeit des Unsichtbaren oder die Unsichtbarkeit eines sichtbaren X, [...]. Zweifello ist das auch die berührbare Unberührbarkeit eines Eigenkörpers ohne Fleisch, aber immer die berührbare Unberührbarkeit von *jemandem als jemand anderem*« (ebd., S. 21). Zur Bezeichnung der »Logik der Heimsuchung« (ebd., S. 25), des Spuks, hat Derrida (2016b) den Begriff der »Hantologie« (ebd., S. 25, 219f.) (aus frz. *hanter* und *ontologie*) geprägt. Als zentraler Bezugspunkt des Denkens findet sich dieser Begriff auch bei Barad (2010; 2015, S. 71ff.). Aus bildungsphilosophischer Perspektive hat sich beispielsweise Wimmer (2013) im Beitrag *Das Selbst als Phantom* ausführlich mit Derridas Hantologie- und Gespenstbegriff auseinandergesetzt.

möglichkeit von Berührung aufgrund der räumlichen Distanz) weiterhin bestehen. Dieses Verständnis von Berührung gründet wie bereits erläutert in der Vorstellung, dass Beziehungspartner_innen sich nicht physisch berühren können, wenn sie getrennt voneinander, beide in ihrem eigenen Zuhause, leben, das heißt, wenn sich ein Zwischenraum zwischen den beiden eröffnet, der zu groß ist, um nur die Hand ausstrecken zu müssen, um den Anderen oder die Andere berühren zu können. Und doch: Der oder die Andere ist auch dann nicht nur anderswo, sondern gleichzeitig hier (vgl. Steinweg, 2010, S. 20): Wie ein Gespenst sucht der oder die Andere das Selbst heim und auch »im Selbst spukt [es], zwischen den zweien, dem ›je‹ und dem ›Moi‹, dem ›I‹ und dem ›me‹, dem ›ich‹ und dem ›Mich‹, dem ›Ich‹ und dem ›Ichideal‹ oder wie immer man die Instanzen im Selbst nennen mag, mit denen sich das Selbst auf sich selbst beziehen kann« (Wimmer, 2013, S. 308). Die nachfolgend dargelegte Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters wird sich ebenfalls zwischen unterschiedlichen Bestimmungen von Ferne und Nähe, An- und Abwesenheit hin und her bewegen, und auf diese Weise einen (medialen) Zwischenraum skizzieren, der sich eröffnen kann, wenn diese Bestimmungen nicht voreilig fixiert oder als »unbrauchbar« verworfen werden. Infolgedessen schwanken die Einsichten zwischen Aussagen wie den nachstehenden. Einerseits findet sich beispielsweise bei Porombka (2017) die folgende Feststellung: »Der Liebesbrief^[12] schafft eine Wirklichkeit, in der sich die Liebenden berühren können, ohne einander zu begegnen« (S. 97). Obwohl sich nicht abschließend klären lässt, ob in dieser Aussage das von Barad (2012b) vorgeschlagene ontologische Verständnis von Berührung zum Ausdruck kommt oder ob das Wort »berühren« in einem rein metaphorischen Sinne aufzufassen ist, manifestiert sich darin die grundsätzliche Schwierigkeit des Versuchs einer Beschreibung von etwas, was sich einer direkten Bezeichnung entzieht. Andererseits lassen sich in diesem Zusammenhang Aussagen wie die folgende von Valentine (2006) aufführen, auf die in Kapitel 2 (Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) bereits rekurriert wurde und die sich in einem Artikel mit dem Titel *Globalizing Intimacy* mit der Rolle von Informations- und Kommunikationstechnologien hinsichtlich ihrer Potenziale für die Gestaltung von nahen sozialen Beziehungen auseinandersetzt:

Of course there are limitations to both ›doing family‹ and ›doing sexual intimacy‹ online. [...] while ICT [information and communication technologies, Anm. MS] can facilitate disembodied forms of knowing, loving, caring, and sex, this is not always a substitute for the physical intimacy of a parental hug or a lover's caress. The Internet allows people to stay in touch or get in touch but the absence of actual

12 Auch das Versenden von Nachrichten oder Bildern, beispielsweise über Snapchat, WhatsApp, Twitter oder Instagram, bezeichnet Porombka (2017) als Formen der ›Liebeskommunikation‹. Diese Nachrichten und Bilder fungieren als Liebesbriefe der Gegenwart, die »als dynamische Texturen« (S. 75) und »[i]n immer neuen Zirkulationen« (S. 99) geschrieben werden.

touch can serve only to accentuate the emotional pain of missing or longing for another body. (S. 388)

In der oben zitierten Passage aus dem ersten Gespräch mit der Erzählerin F. (F1: 648–657), die als Beugungsgitter zur Erzeugung von Variation a. des zweiten Diffraktionsmusters eingesetzt wurde, finden sich in erster Linie Resonanzen zur Aussage von Valentine (2006): Videotelefonate seien »cool«, weil sie sich ihrem Partner auf diese Weise trotz des Umstands des Sicht-nicht-Berühren-Könnens sehr nahe fühlen könne. Nach solch mithilfe von Bildschirmen konstituierten medialen »Nähemomenten« des Sichsehens werde die Abwesenheit ihres Partners P. allerdings besonders stark spürbar und sie vermisse ihn in der Folge jeweils sehr. Die Erzählerin F. würde daher der Aussage, dass sie und P. sich durch Videotelefonate »berühren« können – wie dies beispielsweise Porombka (2017) dargelegt hat –, wohl eher nicht zustimmen wollen. Gleichwohl können Videotelefonate eine gewisse Nähe entstehen lassen: Sie erzeugen »eine Wirklichkeit« (ebd., S. 97) des Dazwischen als eines medialen Raums. In den Ausführungen zu Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters werden ebendiese Überlegungen noch weiter vertieft.

Da es im Folgenden um mediale Kommunikationsräume geht, wird auch die in Kapitel 7 (Theoretischer Schnitt II: Medialität) bereits erfolgte Auseinandersetzung mit den sogenannten »Berührungstechnologien« (engl. *technologies of touch*) erneut relevant (vgl. Paterson, 2006, S. 691). Diese Apps oder auch haptischen Geräte ermöglichen multisensorische Wahrnehmungsräume, mit deren Hilfe sich Nähe und Anwesenheit simulieren lassen. Sie dienen der Strukturierung und der Gestaltung des medialen Dazwischen, indem sie ein Gefühl des *HierDort* bzw. *DortHier* hervorzurufen vermögen. »Berührungstechnologien« in einem engeren Sinne in Form von gewissen Apps wie beispielsweise *Couple*, *Twyxt*, *Between* oder *Avocado* spielen im Zusammenhang mit der Erzeugung der weiteren Diffraktionsmuster zwar keine explizite Rolle mehr, da sie in keinem der narrativen Interviews thematisiert wurden. Trotzdem sind die bisherigen Ausführungen hierzu grundsätzlich auch im Fortgang der Studie von Bedeutung, und zwar dann, wenn davon ausgegangen wird, dass im Prinzip alle Technologien, die das Verhältnis des Selbst zu sich selbst und zum Anderen vermitteln, in einem weiteren Sinne als »Berührungstechnologien« verstanden werden können. Diese wären dann allerdings nicht mehr auf ganz spezifische Apps oder »teledildonische« Geräte (vgl. hierzu bspw. Rheingold, 1990, 1992) zu beschränken, sondern würden alles umfassen, was einen Zwischenraum eröffnet und ein Dazwischen generiert. Voraussetzung hierfür ist, dass nicht ausschließlich mit einem »herkömmlichen« ontischen Berührungsbegriff operiert wird, sondern dass unter anderem auch das quantenphysikalisch-philosophisch-ontologische Verständnis von Berührung bzw. Berühren, wie es im Kontext von

Variation a. diskutiert wurde, als ernst zu nehmende Option in Betracht gezogen wird.

Diffraktionsmuster II. Variation b. – FernNähe (abwesende Anwesenheit) und NahFerne (anwesende Abwesenheit)/Mediale Kommunikationsräume als HierDort (DortHier) und JetztDann (DannJetzt)

Zur Installation des Beugungsgitters für die nachfolgend zu erzeugende Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters dient mir neben der Figur des JetztDann (DannJetzt) auch die am Schluss des vorhergehenden Kapitels erwähnte Figur des HierDort (DortHier), die bereits in Kapitel 7.4.2 thematisch wurde. Diese Figur bezieht sich auf den von Steinweg (2010) beschriebenen ›gespenstischen‹ Zustand des Seins im »[h]ier und zugleich anderswo« (S. 20), der sich mit Serres (2005) wie folgt illustrieren lässt: Kommunikations- und Informationstechnologien ermöglichen es, anderswo zu sein, »ohne einen Schritt zu tun« (S. 8), denn »[d]ie virtuelle Welt der Kommunikation löst die alten Grenzen auf und erobert neue Räume. Sie tritt neben das Reisen und ersetzt es vielfach sogar« (ebd.). Diese neuen Räume können als ›MediaSpaces‹ (Couldry & McCarthy, 2004) bezeichnet werden. Den mit deren Entstehung und Verbreitung einhergehenden Wandel bringt Serres (2013) folgendermaßen auf den Punkt:

Durch ihr Handy sind ihnen [den Kindern der vernetzten Generation, Anm. MS] alle Personen zugänglich, durch GPS alle Orte, durch das Netz das gesamte Wissen. Während wir in einem metrischen, durch Entfernungen konstituierten Raum lebten, bewegen sie sich in einem *topologischen Raum von Nachbarschaften*^[13]. (S. 14f.; Hervorh. MS; vgl. Serres, 2005, S. 247ff.)

Für das hier einzusetzende Beugungsgitter gilt demnach, dass sich mediale Kommunikationsräume als topologische Räume¹⁴ konstituieren, wobei es um Umgebungen, um »Abstände« (Serres, 2005, S. 32) und um »Verhältnisse oder Relationen der Nachbarschaft, der Nähe, der Entfernung, des Angrenzens oder der Häufung« (ebd., S. 65) geht. Topologische unterscheiden sich von metrischen Räumen insofern, als für die Bestimmung von Letzteren Maßstäbe vonnöten sind: Nur in metrischen Räumen spielen Angaben von Kilometern, Metern etc. eine Rolle, wenn es

13 Vgl. hierzu auch die Ausführungen am Ende von Kapitel 7.5 (Zwischenräume), wo der Begriff der Nachbarschaft im Zusammenhang mit Serres' (2005) Bezugnahmen auf Hergés (1999) *Tim in Tibet* bereits thematisch wurde.

14 Zu Topologie und topologischen Räumen im Anschluss an die Texte von Serres vgl. bspw. Latham (2002) und Schweitzer (2011). Zum Begriff der Topologie im Allgemeinen vgl. Alpsancar (2011), Burghardt (2014), Günzel (2007, 2008, 2017) und Kauppert (2010). Für eine kritische Auseinandersetzung insbesondere zu Günzels Topologie-Begriff vgl. Denker (2011).

darum geht, zu bestimmen, wie nah oder weit entfernt sich etwas von einem gewissen Punkt befindet. Zur Beschreibung topologischer Räume wird demgegenüber anstatt mit Maßstäben mit Präpositionen (zwischen, vor, hinter, bei, an, in-mitten etc.) operiert, um »Realitäten ohne Maß, aber mit Relationen« (ebd.) erkunden zu können. In den nachfolgenden Ausführungen ist das Verhältnis von ›hier‹ und ›dort‹ (oder: ›dort‹ und ›hier‹) entsprechend als topologisch zu verstehen.

Mit Barad (2007, S. 393f.) wurde in der im vorhergehenden Kapitel erläuterten Variation a. des zweiten Diffraktionsmusters darauf hingewiesen, dass die ›lebendigen Relationalitäten‹ unserer Intraaktionen sich nie nur auf ein (vermeintlich) eindeutig zu bestimmendes Hier und Jetzt beziehen, sondern zugleich neben dem (räumlichen) Anderswo immer auch ein (zeitliches) ›Anderswann‹ implizieren. Dies lässt sich im Zusammenhang mit topologischen *MediaSpaces* anhand der folgenden Passage aus Avanesians (2017) *Miamification* veranschaulichen:

Jedes Ich/›Ich‹ ist immer schon viele andere, weil es virtuell an vielen anderen Orten ist, und so ist natürlich auch dein ›Ich‹ ›heute‹ immer schon früher, später und überhaupt zwischen verschiedenen Zeiten hin und her gerissen. *Ich ist nie einfach hier und jetzt.* An den einzelnen Parametern von Raum, Zeit und Person, die dich scheinbar fest in der Welt verorten, kannst du deine räumliche, zeitliche und persönliche Nicht-Verortbarkeit festmachen. (S. 9; vgl. Serres, 2005, S. 75)

Das ›Selbst‹ und das ›Andere‹ sind nicht nur wesentlich uneindeutig und keineswegs ein für alle Mal fixiert, sondern sie multiplizieren sich darüber hinaus in medialen, topologischen Kommunikationsräumen auch um ein Vielfaches, weshalb immer auch mehrere Anderswo und ›Anderswann‹ an der Gestaltung des Verhältnisses zwischen Selbst und Anderem beteiligt sind. In Fernbeziehungen spielen beispielsweise mitunter Erinnerungen an vergangene (Fern-)Beziehungen eine Rolle, wie dies etwa in der Erzählung von F. der Fall war. Aber nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft (bzw. Vorstellungen darüber, wie diese sein könnte oder sollte) kann wirklichkeitskonstitutive Effekte auf eine gegenwärtige Beziehung haben.

Unter Verweis auf Variation a. des ersten Diffraktionsmusters und insbesondere den Topos des Zuhauses ist an dieser Stelle zum Aspekt der *MediaSpaces*, durch die und in denen sich Fernbeziehungen (auch) konstituieren, vorwegzuschicken, dass insbesondere das Internet und die dadurch entstandenen Möglichkeiten der Liebeskommunikation zu einem Wandel der intimen Beziehungsführung geführt haben, die nicht nur innerhalb der vier Wände des Zuhauses stattfindet. Mit dieser Überlegung knüpfe ich an Kapitel 7 an, wo unter anderem im Anschluss an Schroer (2012a, S. 274), Unger (2010, S. 110), Löw (2012, S. 100f.) und Willis (2012, S. 177) die These diskutiert wurde, dass die Grenzen zwischen sogenannten ›realen‹ und ›digitalen‹ Räumen verschwommen und Intimität sich nicht ausschließlich auf den Ort des Zuhauses beschränke, sondern gleichzeitig in unzähligen dynamischen media-

len Räumen (etwa auf Twitter, Snapchat und in Mailprogrammen) gelebt werde. Valentine (2006, S. 388) spricht in diesem Zusammenhang von ›komplexen Geometrien der Intimität‹, die Serres (2005) folgend vielleicht noch präziser als ›Topologien der Intimität‹ zu bezeichnen wären, innerhalb derer ›Realitäten [...] mit Relationen‹ (S. 65) zwischen Fernbeziehungspartner_innen erzeugt werden.

Zur Erzeugung von Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters lasse ich zum einen empirisches Material aus den narrativen Interviews und zum anderen Fragmente insbesondere aus Porombkas (2017) Buch *Es ist Liebe* durch dasjenige Beugungsgitter passieren, das im Vorhergehenden unter anderem auf der Grundlage der Überlegungen von Serres (2005) und Avanesian (2017) installiert wurde und unter der Figur des HierDort (DortHier)/JetztDann (DannJetzt) gefasst werden kann. Auf diese Weise soll das Muster zu Begriffen wie ›Anwesenheit‹, ›Abwesenheit‹, ›Nähe‹ und ›Ferne‹, das in Variation a. unter dem Aspekt von Berührung bzw. Berühren erzeugt wurde, im Folgenden unter dem Blickwinkel der Frage nach topologischen *MediaSpaces* weitere Dimensionierungen erfahren.

Bei der Produktion medialer Kommunikationsräume ist das Smartphone nicht mehr wegzudenken. Es ist, wie Porombka (2017) konstatiert, »ein Beziehungstransformationsgerät« (S. 12), »ein Beziehungsding, ein Liebesding, ein Sehnsuchtsding geworden« (S. 14), das Beziehungen fortwährend verändert und diese in Bewegung hält. Die Erzählerin L. beispielsweise berichtet, dass ihr Partner sie zur Zeit ihrer früheren ›Nahbeziehung‹ jeweils von der Straßenbahnhaltestelle abgeholt habe, wenn sie spät heimgekommen sei, und dass sie nun in solchen Situationen häufig telefonieren würden. Die »kleine Tradition« (LI: 130) bzw. das »Ritual« (LI: 626) des Nach-Hause-Begleitet-Werdens führt sich somit in veränderter Weise via Smartphone fort. Darüber hinaus gibt es auch Fixpunkte, die unter anderem darin bestehen, sich gegenseitig einen guten Morgen oder eine gute Nacht zu wünschen (vgl. A: 119-120; B: 533-535; LI: 152-154).¹⁵ Das Smartphone ermöglicht es, dem Anderen mitzuteilen, dass man gerade an ihn oder sie denkt oder dass man es schön fände, wenn er oder sie jetzt bei einem wäre. Diese Funktionen machen es zum bereits erwähnten »Sehnsuchtsding« (Porombka, 2017, S. 14), und zwar in einem doppelten Sinne, denn nach dem Smartphone hat man häufig ebenfalls Sehnsucht, wenn es nicht verfügbar ist. Man führt nicht nur eine Beziehung mit und via Smartphone, sondern man hat gleichsam auch eine intime Beziehung zu diesem Gerät: Man liebt (und hasst) es (vgl. ebd.; Pettman, 2018, S. 14). Eine Fernbeziehung beruht auf einer eigentümlichen Figuration aus Menschlichem und Nichtmenschlichem. Weder ist das Menschliche/Nichtmenschliche der Beziehung vorgängig, noch ist das Umgekehrte der Fall. Smartphones sind Schnittstellen zwischen ›realen‹ und ›digitalen‹ Räumen (vgl. Anderson, zit.n. Avanesian, 2017, S. 30), ohne dass es jedoch eine

15 Vgl. hierzu insbesondere auch die achte Spur (Kommunikation) im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4.1.3).

scharfe Trennlinie dazwischen gäbe. Als Schnittstellen haben diese Geräte sowohl eine trennende als auch eine verbindende Funktion: Obwohl nach wie vor zwischen dem ›Digitalen‹ und dem ›Realen‹ unterschieden wird, werden die beiden Sphären zugleich zunehmend als ineinander übergehend und nicht absolut voneinander separierbar aufgefasst. Ebendiesem Umstand beschreibt die folgende Passage von Porombka (2017), die sich überdies fast schon als paradigmatische Beschreibung von Fernbeziehungserfahrungen lesen lässt:

Wenn zwei sich treffen und lieben, ist die Frage dauernd, laufend, immer wieder, wie all das mit den Räumen verknüpft ist, in denen sie sich sehen, sich berühren und Kaffee trinken, Botschaften auf Servietten schreiben und lieben und vielleicht miteinander schlafen und dabei lauter neue Stücke sprechen und sich versprechen und schwören und sich wieder lösen, um sich dann wieder in den Räumen auf den kleinen Bildschirmen in dauernden Verwandlungen wiederzusehen und neu zu entwerfen, um sich dann wiederzusehen und wieder zu berühren und immer weiter hin und her zwischen dem, was früher mal die Wirklichkeit hier und das Virtuelle dort genannt worden ist, aber sich für alle Liebenden längst ineinandergeschoben und verschachtelt hat, weil sich die Liebe aus der Verbindung von beidem zu etwas Neuem bildet und sich in der Verbindung von beidem zu etwas Neuem weiterentwickelt. (S. 71)

In dieser Beschreibung manifestiert sich die Prozesshaftigkeit von Beziehungen, wie sie unter anderem auch von Linke (2010, S. 40) hervorgehoben wird. Die fort-dauernde Aktualisierung einer Beziehung findet während Zeiten der physischen An- wie auch Abwesenheit statt. Beziehungen prozessual aufzufassen, bedeutet, sie aus einer Vielzahl hybrider Räume konstituiert zu verstehen, wobei diese Räume selbst immer im Werden, in Bewegung sind (vgl. Massey, 1999c, S. 2). Sie bilden eine dynamische Figuration, in der Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges – etwa in Form von gemeinsamen Beziehungsgeschichten¹⁶, Erlebnissen, Erwartungen, Wünschen etc. – zusammenwirken. Wenn die Erzählerin F. sagt, dass »jeder [...] seine eigene Realität« (F1: 1231-1232) habe, dann kann dies, wie sie zum Ausdruck bringt, damit zusammenhängen, dass »beide an völlig anderen Punkten sind« (F1: 1222), dass die Beziehungspartner_innen ganz unterschiedliche Lebenswirklichkeiten haben und dass sich ihre Alltage stark voneinander unterscheiden. In ihrem Fall ist es zum Zeitpunkt unserer beiden Gespräche so, dass ihr Partner

16 Porombka (2017) spricht in diesem Zusammenhang von einem ›Beziehungs- und Liebesarchiv‹, das von Paaren in ganz unterschiedlichen medialen Räumen »pausenlos weitergeschrieben und weitergebaut [wird]. Und Du treibst das voran. Du arbeitest zusammen mit anderen an einem Schreibraum mit vielen Schachteln, durch den Ihr Euch gemeinsam bewegt« (S. 66). Liebesbriefe seien heutzutage »dynamische Texturen, die in verschachtelten Räumen unzählige individuelle Bewegungen ergeben« (ebd., S. 75).

reichlich Zeit für sich selbst hat und Reisen unternehmen kann, während sie selbst viel arbeitet und zahlreiche Sachen »unter einen Hut bringen« (F2: 114-115) muss. Es ist nachvollziehbar, dass diese Lebenswirklichkeiten zuweilen aufeinanderprallen. Dies kann zu Reibungspunkten führen, aber durchaus auch zu produktiven Interferenzen. Auch durch dieses mehr oder weniger geordnete Aufeinanderprallen von Lebenswirklichkeiten konstituiert sich die Beziehung überhaupt in einer spezifischen Art und Weise, und dies immer wieder neu. Die Lebenswirklichkeiten der beiden fließen in die Beziehungswirklichkeit mit ein bzw. sind von dieser nicht zu trennen. Etwas aus den disparaten Lebenswirklichkeiten wird mit dem Anderen geteilt, etwas kommt an: eine knappe Nachricht, ein aufmunterndes Gespräch, ein nicht angenommener Anruf.

Der Aspekt der An-/Abwesenheit betrifft dabei nicht nur die Frage, ob sich das Paar gerade von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht oder nicht (vgl. Milne, 2010). In medialen Kommunikationsräumen geht es zudem darum, ob die Beziehungspartner_innen füreinander erreichbar sind. Die gegenseitigen Erwartungen, die an die Erreichbarkeit gestellt werden, sind Aushandlungsprozessen unterworfen. Dies kommt beispielsweise im Gespräch mit der Erzählerin F. zum Ausdruck, die davon berichtet, dass ihr Partner und sie einen anderen »Rhythmus« (F1: 664; F2: 1064) des Beantwortens von Nachrichten hätten und dass sie deshalb miteinander klären müssten, welcher Rhythmus im Großen und Ganzen für beide stimme. Weil die Smartphones in der Regel aber immer zur Hand sind, sind die Erwartungen bezüglich rascher Antworten prinzipiell hoch (vgl. Paldam, 2018, S. 70, 79). Was es zu bedeuten hat, wenn der Andere nicht sofort auf Nachrichten antwortet oder Anrufe nicht annimmt, ist eine Frage, die sich den Beziehungspartner_innen immer wieder stellt, wobei die Antworten darauf situativ unterschiedlich ausfallen können: Wenn ich weiß, dass der oder die Andere gerade sehr beschäftigt oder mit Freund_innen unterwegs ist, dann fällt meine Reaktion auf eine nicht prompt beantwortete Nachricht wohl anders aus, als wenn ich davon ausgehe, dass er oder sie zu Hause ist und im Prinzip erreichbar sein müsste. Dennoch kann es, wie in unterschiedlichen Interviews thematisch wurde, mitunter frustrierend sein, wenn eine der in eine Beziehung involvierten Personen ein stärkeres Bedürfnis nach Austausch hat als die andere Person (vgl. A: 125-131, 143-146, 157-166; L1: 134-144). Wie in Kapitel 7.2 (Zum Zusammenhang von Medialität und Raum: Die Produktion von Kommunikations-räumen) bereits anhand des Konzepts der »intermittent presence« (Licoppe & Smoreda, 2005, S. 325ff.) diskutiert wurde, können *Media-Spaces* auch im Sinne einer »unterbrochenen Anwesenheit« beschrieben werden, da diese Räume nicht in jedem Fall und jederzeit aus einem kontinuierlichen Fluss aus ständig in rascher Folge hin und her zirkulierenden Nachrichten bestehen. Denn es gibt auch Momente der Stille und des Wartens, die für diese Räume ebenso konstitutiv sind.

Das Warten¹⁷ ist in Fernbeziehungen in mehreren Hinsichten von Bedeutung. Erstens sind es die getrennten Zeiten in ihrer Ganzheit, die als Wartezeiten verstanden werden können. Dies sind Zeiten des Wartens auf das nächste Treffen, die mit Sehnsucht nach dem oder der Anderen verbunden sein können. Zweitens handelt es sich bei den Zeitabständen, die zwischen den Nachrichten, E-Mails oder Anrufen der Beziehungspartner_innen liegen, um Situationen des Wartens. Hierbei bieten die stets griffbereiten Smartphones jedoch Ablenkung, und dies in einem solch großen Ausmaß, dass Wartezeiten einfach überbrückt werden können oder es gar nicht erst zu einem Gefühl des Wartenmüssens kommt. Gemäß Fisher (2016) »ist es zur Normalität für Nutzer geworden, sich permanent im Inneren des kapitalistischen Cyberspace aufzuhalten – sie müssten sich anstrengen, wenn sie sich einmal davon abkoppeln wollten« (S. 59f.). Der Autor beschreibt eine fragmentierte »Cyberspace-Zeit« (ebd., S. 60), in der es kaum mehr ertraglose, müßige Wartezeiten oder Langeweile geben könne: »Für jeden, der ein Smartphone besitzt, ist diese leere Zeit effektiv beseitigt worden. In der konzentrierten Umwelt des kapitalistischen Cyberspace wird dem Gehirn keine unproduktive Zeit zugestanden; stattdessen wird es von Reizen niedriger Intensität überflutet« (ebd., S. 62f.).

Eine Wendung bekommen Aspekte des Wartens, wenn das Warten im Zusammenhang mit einer gewissen wiedergewonnenen Freiheit thematisch wird, die sich durch eine Fernbeziehung im Vergleich zu einer früheren Nahbeziehung ergeben hat, wie dies bei L. der Fall ist. Die Freiheit besteht darin, spontan etwas länger unterwegs sein zu können, weil sie weiß, dass zu Hause niemand auf sie wartet:

[...] so hat jetzt ja jeder doch nochmal ein Stück von seiner eigenen Freiheit zurückgewonnen, weil als wir zusammengewohnt haben, war es teilweise schon so echt so'n Pärchending, wie äh, ich hab dann und dann Schluss und bin dann und dann daheim und dann wärs schön, wenn wir da zusammen Abendessen können. Und da muss jetzt halt niemand mehr irgendwie auf die Uhr gucken. War jetzt heut' auch noch 'ne Stunde länger an der Uni, weil ich mich einfach verquatscht hatte, und da hab ich mir dann auch überlegt, das hätte ich wahrscheinlich in meinem Bachelor nicht so gemacht, weil ich genau gewusst hab, da wartet eigentlich jemand auf mich daheim und ich bin noch mit dem verabredet. (L1: 275-285)

Spezifische Freiheiten, die mit der Fernbeziehung einhergehen, werden auch von anderen Erzählerinnen in unterschiedlichen Weisen angesprochen (vgl. A: 29-32; B: 241-246). Das, was L. mit der Aussage der »zurückgewonnenen eigenen Freiheit« anspricht, lässt sich möglicherweise auch mit der Aussage von F., dass »jeder [...] seine eigene Realität« (F1: 1233-1234) hat, in Verbindung bringen: Wenn zu Hause

17 Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 1.2 (Zum Einstieg: Einige Figuren der (Fernbeziehungs-)Liebe).

– vorausgesetzt ein Paar wohnt zusammen, was jedoch auch in einer Nahbeziehung nicht immer der Fall sein muss – niemand auf einen wartet, dann eröffnen sich dadurch zuweilen Freiräume in Bezug darauf, wie der eigene Alltag bzw. die eigene Realität gestaltet werden kann. Auf diese Weise ist es auch möglich, wie die Erzählerin L. festhält, dem »Pärchending« etwas zu entkommen, womit wohl gemeint ist, dass praktisch die gesamte Alltagsgestaltung sehr stark auf die andere Person ausgerichtet wird und dass sich die Realitäten der Beziehungspartner_innen in erheblichem Maße decken, weil viel Zeit gemeinsam verbracht wird.

Dieser Einschub bezüglich wiedergewonnener Freiheiten im Kontext einer Fernbeziehung aufgrund der Tatsache, dass zu Hause niemand auf einen wartet, markierte eine Wendung hinsichtlich des Aspekts des Wartens und bedingte einen kurzen Exkurs, der vom eigentlich zu diskutierenden Topos der medialen Kommunikationsräume wegführte. Der Umstand, dass auch in *MediaSpaces* gemeinsame Alltagspraktiken eine Rolle spielen (wie z.B. kleine Rituale oder Nachrichten und Anrufe, um den Anderen oder die Andere am eigenen Alltag teilhaben zu lassen und umgekehrt etwas von dessen bzw. deren Alltag zu erfahren), ist jedoch auch mit Blick auf Kommunikationsräume bedeutsam. Denn neben den Nachrichten und E-Mails, die zwischen den Beziehungspartner_innen hin- und hergehen, gibt es auch Wartezeiten, in denen nichts passiert, die jedoch für mediale Beziehungsräume ebenso konstitutiv sind. So sind es gerade auch diese Zeiten, die einen Zwischenraum eröffnen können, in dem (paradoxiertweise) etwas geschehen (i.S.v. »passieren«) kann, auch wenn nichts geschieht/passiert.¹⁸ Die Wartezeiten lassen sich mit unterschiedlichen Tätigkeiten füllen oder sie werden einfach ausgehalten, wobei gegebenenfalls Fragen wie die folgenden gestellt werden: Was die andere Person in diesem Augenblick wohl gerade macht? Woran denkt sie? Mit der Wartezeit lässt sich auch spielen, sie kann in die Länge gezogen und gedehnt werden, indem Antworten oder Rückrufe hinausgezögert werden. In medialen, topologischen Kommunikationsräumen kann es somit durchaus auch einen spielerischen Umgang mit der Zeit geben. Dadurch lässt sich möglicherweise eine gewisse Spannung erzeugen, die reizvoll sein kann. Es ist ein Spiel mit An- und Abwesenheiten in den unterschiedlichen medialen Räumen, in denen sich Fernbeziehungspaare treffen und welche die Fernbeziehung als solche überhaupt erst hervorbringen.

»Der Liebesbrief« – wie auch neuere Formen davon, die über Social Media funktionieren – »ist der ganz reale Raum, in dem die getrennten Räume der Liebenden verbunden, verschachtelt und in ihrer Verschachtelung getestet werden« (Porombka, 2017, S. 98). Mit dem Begriff der Verschachtelung wird zum Ausdruck gebracht, dass sich die unterschiedlichen medialen Kommunikationsräume überlagern. Diesbezüglich könnte der Eindruck entstehen, dass Porombka damit

18 Vgl. hierzu auch die Ausführungen zum dritten Diffraktionsmuster.

einem formalistischen, absoluten Containermodell des Raums Vorschub leistet. Günzel (2017) beispielsweise kritisiert dieses vereinfachende Verständnis, wobei er zu dessen Bezeichnung explizit den Begriff des »Schachtelraums« (S. 63) verwendet. Meine Vermutung ist allerdings, dass Porombka (2017) mit ›Verschachtelung‹ nicht meint, dass einzelne mediale Räume absolut als ›Dinge an sich‹ (Löw, 1999, S. 53) zu verstehen sind. Die Überlegung, die mit dieser Begriffsverwendung einhergeht, scheint vielmehr darin zu bestehen, dass auf das Ineinandergefügtsein verschiedener *MediaSpaces* hingewiesen werden soll, wodurch die Komplexität dieser Räume angesichts ihrer Dynamik und Prozessualität betont wird.¹⁹ In diesem Zusammenhang lautet Porombkas (2017) Aufruf wie folgt:

Du musst mit den Verschachtelungen spielen. Du musst Dich in ihnen verirren. Du musst in ihnen auf artistische Weise mal anwesend sein und mal nicht. Du musst Dich in ihnen verstecken und zeigen. Du musst Dich verrätseln und zugleich andeuten, wie man das Rätsel lösen könnte. Als Liebende, als Liebender musst Du fassbar und unfassbar zugleich sein. (S. 104)

Was hier beschrieben wird, ist das Spiel mit Anwesenheit und Abwesenheit, das etwas entstehen lässt und durch das zwischen den Beziehungspartner_innen etwas passieren kann; dieses ›etwas‹ ist die Beziehung selbst, die immer wieder aufs Neue aktualisiert wird. Die Beziehung ist nichts Gegebenes, sondern wird durch diskursiv-materielle Praktiken (etwa der Liebeskommunikation, wie Porombka sie skizziert) erst hervorgebracht. (Fern-)Beziehungsräume und -welten werden über diese Praktiken immer weiter ›verschachtelt‹ und dabei ›umgeschachtelt‹ und ›umarrangiert‹. Storey und McDonald (2014) konstatieren in vergleichbarer Weise, dass alltägliche soziale Welten »assembled and reassembled« (S. 221) würden und nicht einfach so feststünden. Medien und Mediennutzung funktionieren aus ihrer Sicht in Netzwerken, die nicht zuletzt zur materiellen Produktion von so etwas wie romantischer Liebe führen, wozu sie Folgendes festhalten: »[T]he use of media is not a supplement to contemporary practices of romantic love; it is increasingly fundamental and foundational to the construction and maintenance of such relationships« (ebd., S. 221f.). Es ist davon auszugehen, dass dies im Besonderen für Fernbeziehungen gelten dürfte, weshalb sich die bisherigen Überlegungen zu diesem Diffraktionsmuster mit Linke (2010) folgendermaßen zusammenfassen lassen: Unterschiedliche Medien, vorausgesetzt ihre Nutzung erfolgt in aktiver und kreativer

19 Verschachtelung spielt auch in der Informatik eine Rolle: ›Verschachtelte Schleifen‹ sind Code-Konstruktionen, bei denen »Schleifen durch übergeordnete Schleifen kontrolliert werden [...]. Verschachtelte Schleifen gehören zum Standard-Repertoire [sic!] des versierten C-Programmierers; viele Problemstellungen lassen sich nur mit ihrem Einsatz lösen« (Sommergut, o.J.). Unter einer ›Schleife‹ wird in diesem Zusammenhang eine »[w]iederholte Ausführung von Programmteilen« (ebd.) verstanden.

Weise (vgl. S. 170), erlauben es den Beziehungspartner_innen, »in einen fortwährenden kommunikativen Austausch zu treten« (ebd.). Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit, »als Paar in dem Sinne zusammenzuleben, dass man sich über den Alltag austauscht und ihn dadurch teilt« (ebd.).

Im Kontext von Social Media spielt ›teilen‹ (engl. *to share*) – im Sinne von ›jemanden an etwas teilhaben zu lassen‹²⁰ und damit in der Bedeutung des Schaffens von etwas Gemeinsamem – eine zentrale Rolle. Der Instant-Messaging-Dienst Snapchat, der in den Interviews insbesondere von der Erzählerin B. erwähnt wurde, stellt dabei eine besondere Art dar, den Alltag mit jemandem zu teilen:

Aber ähm, es macht es schon mega einfacher, dass wir halt eben jeden Tag sozusagen wie wissen, was macht der andere, über Social Media, Snapchat täglich mega mega oft (lacht). Ich weiß manchmal mehr über ihn, als seine Familie über ihn weiß (lacht), weil ich so seinen Tagesablauf halt so mitbekomme. Sachen, wo andere Leute jetzt so sagen würden, ist jetzt ja nicht so interessant, aber irgendwie teilt man sich das halt mit, weil man nicht irgendwie halt eben das Wochenende hat, wo man sich so nebenbei ein paar unwichtige Sachen erzählen kann, weil das ist jetzt halt einfach unser ... ja, Social Media, die das ... die das für uns ermöglichen, so ja. (B: 110-118)

Die Besonderheit von Snapchat im Vergleich zu anderen medialen Formen der Kommunikation besteht darin, dass das Gesendete, das heißt das Geteilte, automatisch wieder gelöscht wird und somit nichts auf Beständigkeit ausgerichtet ist. Vielmehr wird gleichsam die Flüchtigkeit des Alltags, der Gegenwart, hochgehalten: »Nichts soll über den Moment hinaus bleiben. Alles soll weg sein. Kein Erinnern. Was bleibt, ist immer nur das Warten auf den nächsten Clip« (Porombka, 2017, S. 18). Auch hier wird der Topos des Wartens wieder thematisch: Da Snapchat nicht auf das Fixieren von Geteiltem angelegt ist und demnach keine Archivfunktion wie andere soziale Medien mit sich führt, liegt der Fokus der Nutzer_innen stets darauf, was als nächstes eingehen wird. Diese mediale Form impliziert deshalb immer schon das Warten auf das Kommende. Das auf Snapchat Geteilte ist zwar nur kurz da (›anwesend‹) und sogleich wieder weg, aber es bleibt trotzdem etwas zurück: eine Spur des Alltags des Anderen. Was Außenstehende oder »andere Leute« (B: 114) an und für sich als belanglos oder banal – und vor allem: als bedeutungslos für die Beziehung – abtun, ermöglicht es dem Paar selbst, mehr über die andere Person zu wissen, als andere nahestehende Personen, im Fall der

20 Ebendiese Konnotation des Teilens findet sich auch bei Jullien (2014b), wobei ›teilhaben an etwas‹ bedeutet, »nicht mehr allein [zu] sein« (S. 25): »Intim zu sein heißt, einen selben inneren Raum zu teilen – einen Raum der Intentionalität, des Denkens, Träumens, Fühlens –, ohne dass man sich noch fragt [sic!], wem dieser gehöre« (ebd.).

Erzählerin B. beispielsweise die Familie. Auch wenn das Geteilte aus scheinbar »unwichtige[n] Sachen« (B: 117) besteht, fügen sich gerade diese »Unwichtigkeiten« zu Spuren zusammen, die flüchtige Einblicke in den Alltag des Anderen ermöglichen.

Es scheinen insbesondere Bilder zu sein, die geteilt werden und die Einblicke gewähren. Die Erzählerin L. führt in unserem ersten Gespräch beispielsweise aus, dass ihr Partner ihr sehr viele Fotos von sich selbst schicke und dass das Smartphone für sie beide zu einem wesentlichen »Beziehungsding« (Porombka, 2017, S. 14) geworden sei, seit sie eine Fernbeziehung führen würden: »Also es findet echt sehr sehr viel übers Handy statt, und man schickt sich auch mehr Bilder, dass man sich eben sieht. Also, ob das jetzt ... er schickt mir ganz viele Selfies, dass er ... irgendwie ... weil er will, dass ich ihn öfters sehe (lachen) und ja, das ist irgendwie so« (L1: 154-157). Für L. geht mit dem Teilen von Bildern die Bemühung einher, sich aufeinander zuzubewegen, anstatt sich auseinanderzuleben. Dies bezeichnet sie als die »größte Herausforderung« (L1: 395), die für sie darin gründet, dass

man ja eigentlich nicht mehr ein gemeinsames Leben in dem Sinn hat, sondern nur noch einen gemeinsamen Teil davon und grad in 'ner Beziehung find ich's da wichtig dann schon viel zu teilen, vielleicht auch ähm mehr banale Sachen zu teilen, über die man jetzt vielleicht früher keine WhatsApp geschickt hätte oder kein Bild gemacht oder so was. Einfach um den anderen noch in seinem Leben mit teilhaben zu lassen. Ich glaub das ist echt sehr wichtig, weil sonst kann ich mir gut vorstellen, dass es ... dass man sich halt doch auseinanderlebt. (L1: 397-404)

Nachdem sie und ihr Partner zuvor circa zweieinhalb Jahre zusammengewohnt haben, ist in der Fernbeziehung der Erzählerin L. insbesondere das Teilen von Fotos bedeutsam, um denjenigen Teil des gemeinsamen Lebens, der bleibt, zu achten und zu wahren. Das Hin-und-her-Schicken von Fotos trägt dazu bei, die Beziehung »am Laufen zu halten«. Dabei ist weder das Fotografieren selbst noch das Betrachten eines Fotos als passiver Vorgang im Sinne eines unbeteiligten Registrierens eines Bildes zu verstehen, wie Sikora (2018, S. 203) betont. Ein Foto aufzunehmen oder ein solches anzuschauen ist seines Erachtens »a fabrication, a bringing together of an indeterminate number of heterogeneous elements« (ebd.).²¹ Hinsichtlich des Beitrags von Sikora (2018) halten Malinowska und Gratzke (2018, S. 7) in der Einleitung zum von ihnen herausgegebenen Sammelband mit dem Titel *The Materiality of*

21 Zu diesen Elementen zählt Sikora (2018, S. 203) neben Körpern, Kameras und Computern auch verschiedene chemische Reaktionen, Fotorezeptoren und verschiedene Quantenphänomene wie Photonen. Diese Elemente werden im Ereignis des Aufnehmens oder Betrachtens eines Fotos miteinander in Verbindung gebracht: Sie wirken sich aufeinander aus bzw. affizieren sich gegenseitig (vgl. ebd.). Im Anschluss an Barad (2007, S. 408) ließe sich sagen: Sie sind intraaktiv miteinander verschränkt.

Love fest, dass der Autor Fotografie als Medium der Liebe verstehe. In seiner Analyse seien Fotos »affectionate objects themselves which are sensitive, receptive and emotional and become a register of loving rituals, but also objects of love (directly connected with the beloved one) approached with attention, desire and nostalgia« (ebd.). Vor dem Hintergrund dieser Feststellung lässt sich eine Verbindung zurück zu Variation a. des zweiten Diffraktionsmusters herstellen, wo FernNähe (abwesende Anwesenheit) bzw. NahFerne (anwesende Abwesenheit) unter dem Aspekt der Berührung bzw. des Berührens diskutiert wurde, denn unter Bezugnahme auf Barthes' (1982) *Camera Lucida* geht Sikora (2018, S. 201) auch auf die »Taktilität von Fotografie« ein:

Barthes's emphasis on the process of touch starts with taking a photo and ends with the viewer's tactile experience and affection, establishes a sort of physical entanglement between the photographed body and the body that experiences the photograph. It thus enables »passion at a distance,«^[22] the latter being temporal or spatial, or usually both (the body *was there*, I *am here*). (Ebd.)

Sikora (2018) weist darauf hin, dass der Begriff der Distanz sowohl eine räumliche als auch eine zeitliche Dimension umfasse. Fotos vermitteln demnach nicht nur zwischen zwei oder mehreren (räumlichen) Anderswo, sondern auch zwischen zwei oder mehreren (zeitlichen) »Anderswann« und schaffen ein verschränktes HierDort (DortHier) und JetztDann (DannJetzt) zwischen den Objekten und Subjekten, die in diese Fotos hineinwirken, über diese miteinander verbunden und »in touch« sind.

Porombka (2017) erachtet die geteilten gesendeten Bilder, Nachrichten, Videos, Sprachmemos etc. als »kleine Kunstwerke«, die ein Spiel »mit Nähe und Ferne« (S. 108) ermöglichen. Diese medialen Kunstwerke operieren im Modus des Experiments, weshalb immer wieder Neubestimmungen dessen vorgenommen werden (müssen), was »Nähe« bzw. »Ferne« eigentlich heißt (vgl. ebd., S. 113). Anwesenheit (wie auch Abwesenheit) wird eigenartig und rätselhaft (vgl. ebd., S. 108, 111).

Es klickert leise auf meiner Seite, wenn Du die Tasten berührst. Der Messenger sagt, dass Du da bist und mir gleich ein Stück Text, einen Link, ein Bild, einen Film schicken wirst.

So nah war man sich beim Schreiben von Liebesbriefen noch nie.

22 In Sikoras (2018) Verwendung des Ausdrucks »Leidenschaft auf Distanz« markiert dieser »the way in which the world »stays in touch« with itself at a level that does not involve any communication. Communication requires time and space, entanglement does not« (S. 202). Der Autor bezieht sich in seinem Beitrag zudem auf Barads ontologisches Verständnis von Berührung bzw. Berühren, welches sie insbesondere im Artikel *On Touching* (Barad, 2012b) herausgearbeitet hat.

Wir können uns etwas zeigen. Und etwas dazu sagen. Und wir können den anderen sehen, wie er schreibt und liest und zuhört.

Es ist, als könnten wir uns in diesem Spielraum tatsächlich berühren, ohne dass die Ferne aufgelöst ist. (Ebd., S. 115)

Vor diesem Hintergrund ergibt es keinen Sinn mehr, davon zu sprechen, dass Medien es ermöglichen, Raum zu überwinden. Diese Sichtweise entspricht einer verkürzten Vorstellung, die davon ausgeht, dass Raum rein metrisch zu bestimmen ist, und vernachlässigt das topologische Verständnis des Raums als »Raum von Nachbarschaften« (Serres, 2013, S. 15). Denn topologisch verstanden ist Abwesenheit nicht gleichzusetzen mit Nicht-Anwesenheit; dieser Dualismus verflüssigt sich in ›verschachtelten‹ *MediaSpaces*, in denen ein kreativer, experimenteller, spielerischer und kunstvoller Umgang mit FernNähe/NahFerne gefunden werden kann (vgl. Porombka, 2017).

Diffraktionsmuster III.

Ausgehend von der gegen Ende der Ausführungen zu Variation a. des zweiten Diffraktionsmusters im Anschluss an die Erörterungen zu Barads (2012b) Essay *On Touching* formulierten Frage, was es heißen könnte, Berührung unter den Vorzeichen der Bedingung eines Abstands, eines Dazwischen, zu denken, setze ich mich bei der nachfolgenden Erzeugung des dritten und letzten Diffraktionsmusters mit einer philosophischen Rekonzeptualisierung des Intimitätsbegriffs auseinander. Damit verfolge ich die Absicht, Intimität über ihre heteronormative Verfasstheit hinweg anders und neu zu denken, den Begriff von seiner psychologischen bzw. psychologisierenden Verwendung zu lösen und ihn dadurch zu verschieben. Ich beziehe mich zur experimentellen Erzeugung dieses dritten Diffraktionsmusters im Wesentlichen auf Julliens (2018) *Nah bei ihr. Opake Gegenwart, vertraute Präsenz*.

Diffraktionsmuster III. -

Mehr als normalisierte Intimität/Das Intime im Dazwischen

Zur Installation des Beugungsgitters für das dritte Diffraktionsmuster muss zunächst eine konzeptuelle Basis gelegt werden, die auf einigen zentralen Überlegungen von Jullien (2018), die sich auf die Entwicklung seiner Konzeption des Intimen beziehen, beruht. In *Nah bei ihr* diskutiert Jullien (2018) die Frage, wie »sich verhindern [lässt], dass Gegenwart, sobald sie eintritt, sich setzt« (S. 13). Gemäß Julliens Verständnis bedeutet ein Nah-Sein der Gegenwart in einer Paarbeziehung, dass die Gegenwart eingekehrt ist und sich »niedergelassen« hat, das heißt, dass sie sich im Alltag eines Paares festgesetzt hat, sodass sich die Beziehungspartner_in-

nen (emotional) nicht mehr begegnen, »sich einander nicht einmal mehr nähern« (ebd., S. 16) können. Dies bezeichnet Jullien (2018) als »Opazität der Gegenwart« (S. 37): Eine Gegenwart des Nah-Seins zu zweit, in die keine Störung einbricht, die gleichgültig hingenommen wird, »was dazu führt, dass nichts mehr passiert (nichts mehr durchkommt und nichts mehr geschieht)« (ebd., S. 17).²³ Durch das Wirklichkeitwerden der Gegenwart, das durch ihre Stabilisierung und Sedimentierung erfolgt, schwindet ihre Wirksamkeit und sie wird opak (vgl. ebd., S. 18f.). Die Gegenwart birgt gemäß Jullien (2018) einen Widerspruch, der sich wie folgt manifestiert: Zum einen gibt es ein ausgeprägtes, unermüdliches Streben nach Gegenwart (i.S.v. »Nahesein«, »Beisein«, [...] Zugesein« ebd., S. 21), da in ihr Raum und Zeit nicht getrennt, sondern miteinander verbunden sind: »Die Gegenwart ist zugleich Hier und Jetzt, *hic et nunc*, im gleichen Zuge besagt sie sowohl Nähe als auch Aktualität [...]« (ebd.).²⁴ Zudem ist die Gegenwart untrennbar mit dem ›Sein‹ verknüpft, da es dieses nur als »gegenwärtig sein« (ebd., S. 22) gibt.²⁵ Zum anderen ist der Gegenwart eine Enttäuschung inhärent, die darin besteht, dass sich die Gegenwart in ihrem Eintreten setzt und dadurch auflöst: Durch das Gegenwärtigsein der Gegenwart, dadurch, dass sie sich eingestellt hat, »verschwindet [sie] nicht (*disparaît*), aber sie wird unscheinbar (*désapparaît*)« (ebd., S. 24). Die Erfüllung des unermüdlichen Strebens nach Nähe und Gegenwart verunmöglicht somit letztendlich gleichsam deren Wirksamwerden und führt zu einem Zustand, der durch Eintönigkeit und Gleichgültigkeit geprägt ist. Das Unscheinbarwerden der Gegenwart bedeutet, dass sie »verloren [geht], sobald sie Konsistenz erlangt, sich in Weite und Dauer entfaltet, sich festigt und absichert, sobald sie also nicht mehr umkämpft oder gefährdet ist. Das heißt, sie geht verloren durch ihren Erfolg« (ebd., S. 25).

23 Etymologisch leitet Jullien (2018) den Begriff der Opazität folgendermaßen her: »Opak (*opacus*): was den Durchgang verhindert. So wie dichtes (opakes) Blattwerk das Licht aufhält, es nicht durchlässt« (S. 24).

24 Zum Begriff der Aktualität vgl. die Ausführungen in Kapitel 7.1.3 (Wirklichkeit und Virtualität).

25 Das ›Sein‹ »grenzt sich ab sowohl von dem, was räumlich nicht da ›ist‹: abwesend aus dem – ortsbezogenen – Wahrnehmungsfeld unserer Erfahrung, als auch zeitlich von dem einen wie vom anderen: von der Zukunft, die noch nicht ›ist‹, und von der Vergangenheit, die nicht mehr ›ist‹« (Jullien, 2018, S. 22). In Derridas *Marx' Gespenster* (2016b) findet sich eine davon abweichende Konzeption des Seinsbegriffs, der zufolge das Sein nicht als ›abgegrenzt‹ von der Vergangenheit (und der Zukunft) zu verstehen ist. Derrida (2016b) führt diesbezüglich Folgendes aus: »Sein, [...] heißt, [...] erben. Alle Fragen, die das Sein betreffen oder das, was es zu sein gibt (oder nicht zu sein: *or not to be*), sind Fragen des Erbes. [...] Wir sind Erben – das soll nicht sagen, daß wir dies oder das *haben* oder *bekommen*, daß irgendeine Erbschaft eines Tages um dies oder das bereichern wird, sondern daß das *Sein* dessen, was wir sind, in erster Linie Erbschaft *ist*, ob wir es wollen und wissen oder nicht« (S. 81). Dieses Erbe sei »niemals ein *Gegebenes*, es ist immer eine *Aufgabe*« (ebd.). Dem Sein wohnt bei Derrida etwas Gespenstisches inne.

Auch die Gegenwart des Anderen verliert auf diese Weise ihre Wirksamkeit: Da »kein Kontrast der Abwesenheit sie mehr hervorhebt, keine Unterhöhnung durch die Distanz mehr ihre Eroberung erforderlich macht« (ebd., S. 38), wird sie paralytisiert und verliert jegliche Spannung (vgl. ebd.). Abwesenheit und Distanz wie auch Abstand (vgl. Jullien, 2014a, S. 31ff.; 2018, S. 80f.) sind diesen Überlegungen zufolge konstitutiv für eine Gegenwart, die nicht durch Erstarrung und Unscheinbarkeit geprägt sein soll. Davon, was passiert, wenn die Gegenwart sich selbst durch ihr Eintreten und ihr Ausbreiten gleichsam gelähmt hat, zeugt die folgende Passage bei Jullien (2018), in der eine Situation geschildert wird, die jener vieler Fernbeziehungspaare ähnlich sein dürfte:

Wiewohl wir doch sagten, dass wir uns sehen müssten, in aller Ruhe, von Angesicht zu Angesicht und so weiter, [...] sprachen wir tatsächlich am Telefon intensiver, mit mehr Entschiedenheit und eher ans Wesentliche rührend, als wenn wir uns dann tatsächlich einander gegenüber, im direkten Gespräch wiederfanden. Wenn wir uns wirklich »sahen«, in unseren Sesseln einander gegenüberstehend, mit Zeit zum Reden soviel [sic!] wir nur wollten, führte gerade diese Situation dazu, dass wir uns nichts mehr zu sagen hatten: Waren wir einander nicht *zu nahe*, zu sehr eingerichtet im *vis-à-vis* (zu »gesetzt«), allzu sehr niedergelassen in der Wirklichkeit, als dass daraus ein Gegenwärtigsein hätte hervorgehen können? (Als dass seine Wirkung nicht gehemmt worden wäre?) (S. 40)

Der in einem telefonischen *MediaSpace* eröffnete Zwischenraum ermöglicht eine Intensität, die der zitierten Beschreibung zufolge im Face-to-Face-Gespräch nicht erreicht werden kann, obwohl sich die Beziehungspartner_innen paradoxerweise genau nach dieser physischen Nähe, der gemeinsamen Anwesenheit an einem Ort, gesehnt haben.²⁶ Es ist »[d]er Verlust der Distanz« (ebd., S. 96), der die Wirksamkeit der Gegenwart (des Anderen) verunmöglicht. Es wäre aber wohl zu vereinfacht, gleichsam im Umkehrschluss zu behaupten, dass der lähmenden »Opazität der Gegenwart« (ebd., S. 37) ganz leicht dadurch zu entkommen sei, dass stets eine Distanz in eine Beziehung »einzubauen« wäre. Denn Distanz bedeutet nicht *per se*, dass sich eine intensive Gegenwart (wieder) einstellt. Deshalb stellt sich die Anschlussfrage, wie die Gegenwart intensiviert werden kann und sich deren Opazität verhindern lässt. Gemäß Jullien (2018) liegt der Ausweg im Intimen (Vertrauten), das heißt in der intimen Gegenwart (vgl. ebd., S. 58f.):

Die Subjektivität öffnet sich einen Spalt breit und entfaltet sich als unendliches Vermögen (Unendlichkeitsvermögen), das im Tiefsten des Subjekts erkennbar

26 Der Begriff der Intensität spielt in der Erzählung von F. immer wieder eine bedeutsame Rolle. Vgl. hierzu die Ausführungen zu Variation b. von Diffraktionsmuster I. sowie im »Spurenkapitel« (Kap. 4.2: Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.).

wird, in seiner Beziehung zum Anderen, um sich dem ontologischen Scheitern der Gegenwart entgegenzustellen, der Tatsache, dass diese sich in ihrem Wesen widerspricht [...]. (Ebd.)

Das Intime bezeichnet einerseits das einem Subjekt ganz und gar Innerliche, das verstandesmäßig nicht zu erklären ist, wobei dieses Innerliche jedoch andererseits und gleichzeitig nur in Relation zu einem Anderen zu verstehen ist (vgl. ebd., S. 68; Jullien, 2014b, S. 21f.). Der Ausdruck »wir sind intim« (Jullien, 2018, S. 68) verweist auf ebendiese Beziehung und das Gemeinsame des Intimen. Weshalb Jullien explizit vom »Intimen« und nicht beispielsweise von »Intimität« spricht, legt er in seinem Buch *Vom Intimen. Fern der lärmenden Liebe* (2014b) dar, wo er den Begriff der Intimität aufs Schärfste kritisiert und diesen abwertend als das »Intimitätische« (S. 38) bezeichnet:

Indem es [das »Intimitätische«, Anm. MS] diese Öffnung zum Anderen, in der das Intime sich vertieft, abschafft, verwässert es sich in Genres, Darbietungsweisen, Atmosphärischem. Sobald das Eindringen eines Außen, das die Eingrenzung durchbricht, in Vergessenheit gerät, zieht sich die Innerlichkeit in sich zurück und findet Gefallen an sich. Dieses »Intimitätische« muss denunziert werden, es ist dieser *Kitsch* nicht sosehr [sic!] das Gegenteil vom Intimen als vielmehr dessen Perversion. (Ebd., S. 37f.)

Im Unterschied zum »Intimitätischen« sei das Intime darüber hinaus »nicht abgeschmackt, süßlich, gelassen, sondern höchst herausfordernd. [...] Weit davon entfernt, eine *Wärmeflasche* der »Zweisamkeit« zu sein, lässt es einen vielmehr ins Unfassbare kippen« (ebd., S. 130).

Auf der Grundlage dieser Ausführungen zur Jullien'schen Begriffsverwendung des Intimen (anstatt des Begriffs der Intimität bzw. des »Intimitätischen«) komme ich im Folgenden darauf zu sprechen, inwiefern sich das Verhältnis von An- und Abwesenheit unter diesen Vorzeichen denken lässt. Gemäß Jullien (2018) zeigt sich, dass sich die intime Gegenwart nicht allein *entweder* im Modus der Abwesenheit (sie braucht die Distanz nicht unbedingt) *oder* im Modus der Anwesenheit einstellen kann, da das Intime/Vertraute nicht bloß einem dieser beiden Modi zuzuordnen ist. Vertraute Abwesenheit ist gleichermaßen möglich wie vertraute Anwesenheit, denn das Intime »kennt nicht einmal mehr die Trennung zwischen Seele und Körper, die unserer Anthropologie zugrunde liegt: Ich kann ebenso gut vertraut an den abwesenden Anderen denken, wie ich ihn vertraut in die Arme schließen kann – das Intime kennt diese Teilung nicht« (ebd., S. 59f.; vgl. Jullien, 2014b, S. 123). Vor diesem Hintergrund verliert auch die Frage, was das Maß der Nähe sei (vgl. Barad, 2012b, S. 206), an Bedeutung. Die intime Gegenwart lässt sich anhand eines metrischen Verständnisses von Nähe und Ferne nicht bestimmen. Entsprechend ist, wie Jullien (2018) festhält, »die Relativität des »Nahseins«« (S. 60) – die sich bei-

spielsweise in der Frage »Was ist dieses ›Nahsein‹ der Gegenwart, und lässt es sich abgrenzen?« (ebd., S. 56) manifestiert – der intimen Gegenwart unbekannt. Das Vertraute zeigt sich nicht im Modus des *Entweder-oder* (*entweder* anwesend, *nah oder* abwesend, fern), sondern im Modus des *Sowohl-als-auch*. Im Widerspruch zur eingangs wiedergegebenen Aussage, dass sich Gegenwart als »Hier und Jetzt« (Jullien, 2018, S. 21) darbiete, führt Jullien an anderer Stelle aus, dass man diese nicht »aufs Örtliche begrenzen kann, da es auch eine Gegenwart der Toten und der Abwesenden gibt« (ebd., S. 56). Vielleicht lässt sich das Intime angesichts dieser Kontradiktion mit Steinweg (2010) gesprochen auch im Sinne einer »Gespensterliebe« (S. 19) charakterisieren. Die folgenden beiden unter dem Stichwort ›Gespenst‹ stehenden Zitate aus Steinwegs (2015) Buch *Inkonsistenzen* legen dies nahe, weil darin in gewisser Weise eine Resonanz zum soeben im Anschluss an Jullien Ausgeführten zum Ausdruck kommt:

Ein Gespenst ist da, ohne da zu sein. Es ist präsent im Modus der Absenz. Deshalb stellt es eine Provokation für alle Ontologien dar, die zwischen An- und Abwesenheit, Sein und Nichts unterscheiden. (S. 110)

Das Gespenst treibt es [das Subjekt, Anm. MS] aus seiner Höhle oder seinem Innen, um es mit einem Außen zu konfrontieren, das ihm längst angehört. (Ebd., S. 111)

Intim zu sein bedeutet, sich auf den gespenstischen, abwesenden/anwesenden Anderen hin zu öffnen und sich gleichzeitig vom Anderen im Innersten ›heimsuchen‹ zu lassen, das heißt, dem Anderen »*innezuwohnen*« (Jullien, 2018, S. 71) und zugleich von ihm ›heimgesucht‹ zu werden.²⁷ Das auf diese Weise zwischen Selbst und Anderem entstandene bzw. dadurch generierte Intime gründet allerdings nicht darauf, wie irrtümlicherweise angenommen werden könnte, dass es zu einer »*Verschmelzung*« im Sinne einer »Vermischung« (ebd., S. 62) zwischen Selbst und Anderem kommt.²⁸ Vielmehr basiert das Intime »auf dem *Teilen* – dem, was zum Durchbruch kommt, indem es Risse in die einsame Ummauerung der Subjekte treibt und in jedem von ihnen die Grenzen seines Für-Sich oder seiner ›Privatheit‹ (*privacy*) nach hinten verschiebt« (ebd.). Bevor ich den Begriff

27 Anstatt davon zu sprechen, dass das Selbst vom Anderen ›heimgesucht‹ werde, verwendet Jullien (2018) die Formulierung, dass das eine vom anderen (und umgekehrt) ›überbortet‹ werde: »Dass sich herausstellt, dass das Andere im Intimen im tiefsten Inneren des Selbst gegenwärtig ist, zeigt, dass dieses Selbst nicht in sich geschlossen, auf sich selbst beschränkt ist, sondern als ›Selbst‹ unbegrenzt an Tiefe gewinnt, indem es sich für die Unendlichkeit des Anderen öffnet und von diesem überbortet wird. [...] Solang ich im Intimen vom Anderen überbortet werde (und nicht auf mich selbst ›zurückgezogen‹ bin), kann seine Gegenwart nicht in Opazität umschlagen« (Jullien, 2018, S. 69).

28 Zum Begriff der Mixtur/Mischung vgl. auch Barad (2007, S. 271, 346).

des Teilens erneut aufgreifen möchte, erscheint es bedeutsam, zunächst noch eingehender auf den Begriff der Verschmelzung einzugehen. Nach Jullien (2018) hat das Intime damit nichts zu tun, denn ›Verschmelzung‹ würde bedeuten, »die Einzigartigkeit der Subjekte auszulöschen« (S. 70). Die Gegenwart erhalte bzw. behalte ihre Wirksamkeit nur dann,

wenn sie intim wird und bleibt, das heißt, wenn der Andere zwar in mein tiefstes Inneres eindringt, dabei aber *anderer* bleibt. Solange er sich nur mit mir ›vereint‹, bleibt er mir äußerlich und seine Gegenwart ein bloßes Anstreifen. Wenn er aber mit mir ›verschmilzt‹, dann ist er nicht länger der Andere, der nicht nur deutlich verschieden ist, sondern dessen Distanz in mir die Gegenwart wirksam machen kann. (Ebd., S. 73f.)

Wie erwähnt, konstituiert sich die intime Gegenwart unter anderem durch das ›Teilen‹, wie dies bereits im Zusammenhang mit Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters hinsichtlich medialer Kommunikationsräume diskutiert wurde. Das Teilen führt dazu, dass etwas »zum Durchbruch kommt« (ebd., S. 62), dass etwas passiert. Damit aber »das Intime zwischen den Subjekten passieren« (ebd., S. 85) kann, ist die Gegenwart zu zweit zu »unter-halten« (ebd.), und zwar durch »all das, was man einander den ganzen Tag über sagt, ohne dass man sich doch ›etwas‹ zu sagen (mitzuteilen) hätte« (ebd.; vgl. Jullien, 2014b, S. 27, 109). Sowohl in den Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen als auch bei Porombka (2017) wurde dieser Aspekt immer wieder thematisch: Es scheinen die in unterschiedlichen Rhythmen hin- und hergeschickten kurzen WhatsApp-Nachrichten, die Clips und Bilder auf Snapchat und Instagram zu sein, mit deren Hilfe die intime Gegenwart ›unterhalten‹ wird. Dies geschieht jedoch nicht unter dem Vorzeichen der Erzwingung größtmöglicher Transparenz, das heißt, ohne dass die Beziehungspartner_innen dadurch füreinander gleichsam durchsichtig werden. Hier liegt denn auch einer der zentralen Unterschiede zum Konzept der Selbstenthüllungsintimität, das in Kapitel 2 eingehend diskutiert wurde: Nach Jullien (2018) besteht das Intime nicht darin, möglichst alles über den Anderen zu erfahren, um diesen dadurch immer besser verstehen zu lernen. Mit dem Begriff der Unter-haltung zielt er vielmehr darauf ab, dass im Dazwischen etwas passieren kann, »um zu verhindern, dass die Gegenwart, indem sie schweigt, versiege« (S. 85).²⁹ Voraussetzung dafür ist, dass es einen Abstand zwischen den Subjekten gibt, denn nur dadurch ist es möglich, dass ›Unter-haltung‹ überhaupt stattfinden kann. Das Intime bedarf des Abstands³⁰, da nur dieser das Wirksamwerden (oder -bleiben) der Gegenwart erlaubt.

29 ›Unterhaltung‹ heißt auf Französisch *entretien*, was wörtlich mit ›Zwischenhaltung‹ übersetzt werden kann. Das Dazwischen zeigt sich darin deutlicher als im deutschen Begriff (vgl. Jullien, 2018, S. 86).

30 Zwischen dem Begriff des Abstands und jenem der Differenz unterscheidet Jullien (2018) wie folgt: »Während die Differenz jeden Term auf seiner eigenen Seite belässt (in seinem

Durch den Abstand eröffnet sich »ein ›Dazwischen« (ebd., S. 79), das auf dem gegenseitigen ›Überborden‹ der Beziehungspartner_innen beruht. Auf diese Weise kann die Spannung zwischen den Subjekten passieren und aktiviert bleiben (vgl. ebd.). Dieses Dazwischen umschreibt Jullien wie folgt:

Doch was ist dieses ›Dazwischen‹, und wie lässt es sich denken? Wir wissen das ›Dazwischen‹ nicht zu denken, gerade weil dieses Dazwischen kein ›Sein‹ ist (und wir gewöhnlich nur in Begriffen der Ontologie denken können): Das *Dazwischen* ist in der Tat weder das eine noch das andere und besteht auch nicht einmal aus dem einen oder anderen (es ist kein ›Gemischtes‹, *meixis*); es hat also kein An-Sich, nichts ist ihm eigentümlich, es ist wesen- und eigenschaftslos. (Ebd., S. 79f.)

Als ebenso inadäquat erachtet es Jullien (2018), das Dazwischen »nur als Vermittler, als Schaltstelle« (ebd., S. 80) aufzufassen; es ist kein Medium, das die Beziehungspartner_innen zusammenführt. In *singulär plural sein* führt Nancy (2016) diesbezüglich die folgende Überlegung aus: »Alles spielt sich [...] *unter bzw. zwischen uns* [*entre nous*] ab: dieses ›Zwischen‹ hat, wie sein Name es andeutet, weder eine eigene Konsistenz noch Kontinuität. Es führt nicht von einem zum anderen, es bildet keinen Stoff, keinen Zement, keine Brücke« (S. 25). Das Dazwischen ist allerdings »Funktion« (Jullien, 2018, S. 80), und zwar insofern, als durch dieses – wie bereits erwähnt wurde – etwas passieren kann: Es hält die Spannung der Gegenwart aufrecht und ermöglicht es den Beziehungspartner_innen, sich zu begegnen, ohne dass diese sich gegenseitig vereinnahmen oder voneinander Besitz ergreifen, wodurch ihre Unterschiedlichkeit ausgelöscht würde (vgl. ebd., S. 81; Derrida, 2016b, S. 49; Steinweg, 2010, S. 19). Im Dazwischen wird die ›unendliche Alterität‹ (vgl. Barad, 2012b, S. 213f.) gewahrt.

Im Unterschied zum Konzept der in Kapitel 2 kritisch diskutierten Selbstentwöhnungssintimität geht es beim Intimen (der intimen Gegenwart) im Anschluss an Jullien somit nicht darum, dass die Beziehungspartner_innen ein möglichst großes Wissen übereinander erlangen, um auf diesem basierend sodann das gegenseitige Verständnis zu ›erhöhen‹. Das Dazwischen, welches das Intime hervorbringt, impliziert nicht den Versuch, den Anderen möglichst transparent werden zu lassen. Auf Žižek (2008) rekurrierend stellt Steinweg (2010) vor diesem Hintergrund die folgende Frage: »Was, wenn gerade hier das Missverständnis der Liebe läge,

An-Sich und seiner Eigentümlichkeit), setzt der Abstand – durch die eröffnete *Distanz* – in ein Spannungsverhältnis, was er getrennt hat« (S. 81). Der Jullien'sche Begriff des Abstands erinnert an Barads (2014b) Verständnis agentieller Schnitte, deren Ziel nicht darin besteht, einzelne ›Bestandteile‹ eines Phänomens voneinander zu trennen, ganz so als hätten diese nichts miteinander zu tun. Stattdessen fügen agentielle Schnitte diese Bestandteile im gleichen Zug auch zusammen, da es sich beim Schneiden um ein »cutting together-apart (one move)« (S. 168) handelt.

in dieser Verknüpfung von Liebe, Verständnis und Verstehen?» (S. 39). Das Verstehen des Anderen bedeutet Žižek (2008) zufolge, ebendiesem Anderen »zu pazifizieren« (S. 111), ihn sich anzueignen und dabei dessen irreduzible Heterogenität (vgl. Barad, 2010, S. 265; Derrida, 2016b, S. 49) zu verkennen. Mit Barad (2012b) gesprochen ließe sich sagen, dass das Intime weniger auf *Ein*fühlung, die mit gegenseitigem Verständnis einhergeht, denn auf ›Mitfühlung‹ beruht:

Living compassionately, sharing in the suffering of the other, does not require anything like complete understanding (and might, in fact, necessitate the disruption of this very yearning). Rather, living compassionately requires recognizing and facing our responsibility to the infinitude of the other, welcoming the stranger whose very existence is the possibility of touching and being touched, who gifts us with both the ability to respond and the longing for justice-to-come. (S. 219)

Das ›Mit(-Fühlen)‹ impliziert, dass das Selbst und das Andere nicht voneinander getrennt sind, wohingegen das ›Ein(-Fühlen)‹ genau diese Annahme einer apriorischen Trennung mit sich führt, wobei diese als separat aufgefassten Entitäten jedoch durchaus äußerliche Verbindungen zueinander aufweisen können. In der ›Mitfühlung‹, die sich im Dazwischen ergeben kann, sind diese Verbindungen im Unterschied dazu als innerlich zu verstehen.³¹

31 Mit Grosz (2001) lässt sich diese Überlegung verdeutlichen: »Instead of conceiving of relations between fixed identities, between entities or things that are only externally bound, the in-between is the only space of movement, of development or becoming; the in-between defines the space of a certain virtuality, a potential that always threatens to disrupt the operations of the identities that constitute it« (S. 91f.).

10. Zum Schluss: Relationalität im Dazwischen – Rekapitulation und Implikationen

Phenomena are constitutive of reality. Reality is composed not of things-in-themselves or things-behind-phenomena but things-in-phenomena. The world is a dynamic process of intra-activity and materialization in the enactment of determinate causal structures with determinate boundaries, properties, meanings, and patterns of marks on bodies. This ongoing flow of agency through which part of the world makes itself differentially intelligible to another part of the world and through which causal structures are stabilized and destabilized does not take place in space and time but happens in the making of spacetime itself. It is through specific agential intra-actions that a differential sense of being is enacted in the ongoing ebb and flow of agency. That is, it is through specific intra-actions that phenomena come to matter – in both senses of the word. (Barad, 2007, S. 140)

Aus einem Forschungsprozess ergeben sich Einsichten, die zu Beginn des Prozesses in Umfang, Form und Tragweite nicht absehbar sein konnten, wenngleich sie in einer kontinuierlichen, tastenden Suchbewegung fortwährend angestrebt wurden (vgl. Serres, 2002, S. 35). Ein Forschungsprozess gleicht dem Weg eines »Wandlers durch das Geröll« (ebd., S. 16), auf dem immer wieder ein Umgang mit Widerständen, die sich aus dem theoretischen wie auch aus dem empirischen Material ergeben, gefunden werden muss. Es ist ein experimenteller Umgang mit Widerständen, der dazu führt, dass spezifische Einsichten hinsichtlich des zu untersu-

chenden Phänomens produziert werden können. In diesem letzten Kapitel wird die Absicht verfolgt, zentrale Einsichten und Erkenntnisse, die sich aus dem zuweilen verworrenen Forschungsprozess ergeben haben können, herauszustellen. Des Weiteren wird darzulegen sein, welche Fragen offengeblieben sind und in welche Richtungen die Forschungsergebnisse dieser Studie in zukünftigen Untersuchungen möglicherweise noch weiter bearbeitet werden könnten. Im Wesentlichen geht es im Folgenden um die Klärung der Frage, was während des Forschungsprozesses ›passiert‹ ist. Dem Begriff des Passierens kommt dabei eine doppelte Bedeutung zu (vgl. Jullien, 2018, S. 17, 77): Zum einen betrifft er die Frage danach, was geschehen ist bzw. was sich ereignet hat. Bezug nehmend auf das in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt beigezogene Doppelspaltexperiment, wie es beispielsweise Barad (2007, S. 78ff.) als wichtige Grundlage ihres Ansatzes des agentuellen Realismus erörtert hat, stellt sich im Zusammenhang mit dem Verb ›passieren‹ zum anderen die Frage, was durch einen Doppelspalt hindurchgeht und welche Diffraktionsmuster sich bei der Variation des Experiments auf dem Schirm hinter dem Doppelspalt ergeben können.

Um diese Fragen klären zu können, ist es von Bedeutung, erneut die unterschiedlichen Ebenen der Wissensproduktion zu benennen, auf denen sich die Einsichten der vorliegenden Arbeit in systematisierender Absicht verorten lassen. Das Phänomen der Fernbeziehungen wurde zu Beginn der Arbeit in Kapitel 2 (Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) diskursiv gerahmt, wodurch ein Ausgangspunkt für die darauffolgenden empirischen und theoretischen Auseinandersetzungen mit diesem Phänomen gelegt wurde. In jenem Kapitel wurde die Aufmerksamkeit auf »hegemoniale Bedeutungsstrukturen« (Coffey, 2013, S. 15) gerichtet, die sich hinsichtlich naher sozialer Beziehungen in diversen disziplinären Kontexten manifestieren, wobei insbesondere das normalisierte Verständnis von Intimität als ›Selbstenthüllungsintimität‹ (engl. *disclosing intimacy*) (vgl. hierzu bspw. Jamieson, 1998, S. 158) kritisch diskutiert wurde. Zum Schluss des Hauptteils der Arbeit ging es in Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) um eine Verschränkung des empirischen Materials (d.h. der Erzähltexte aus den narrativen Interviews) und verschiedener theoretischer Ansätze und Erkenntnisse. Hierfür wurde mit variierenden Diffraktionsapparaturen gearbeitet, wobei jeweils durch ausgewählte inhaltlich-thematische Aspekte empirischer und/oder theoretischer Art ein Beugungsgitter installiert wurde, durch welches sodann anderes ›Material‹ hindurchgelassen wurde, um in unterschiedlichen Variationen Diffraktionsmuster zum Phänomen der Fernbeziehungen zu generieren. Bei der Erzeugung dieser Diffraktionsmuster ging es nicht nur um die Wissensproduktion auf der ontischen Ebene und der ontologischen Ebene, auf denen Wissen *über* dieses Phänomen geschaffen bzw. dieses Phänomen selbst in einer spezifischen Art und Weise hervorgebracht wurde. Zugleich spielte im genannten Kapitel die Wissensproduktion auf der epistemologischen Ebene

ne eine Rolle, wobei es zu erörtern galt, wie die Erzeugung von Wissen mithilfe einer diffraktiven methodischen Vorgehensweise konkret vonstattengehen konnte und inwiefern Justierungen in den Diffraktionsapparaturen immer wieder zu Verschiebungen hinsichtlich des Wissens über Fernbeziehungen geführt hatten.

Im Anschluss an diese zentralen forschungsperspektivischen Überlegungen wurde unter anderem das bereits genannte Konzept der Selbstenthüllungsintimität, wonach sich – etwas verkürzt ausgedrückt – eine Sphäre der Intimität in nahen sozialen Beziehungen dann besonders gut entwickeln könne, wenn sich die Beziehungspartner_innen in einem kontinuierlichen Austausch über ihre individuelle Gefühlslage befänden und wenn die gegenseitigen Selbstenthüllungen vom Gegenüber mit Verständnis aufgenommen würden, im dritten Diffraktionsmuster (Diffraktionsmuster III. – Mehr-als-normalisierte Intimität/Das Intime im Dazwischen) erneut aufgegriffen und diffraktiv durch Julliens (2014b, 2018) Konzeption des Intimen hindurchgelesen. Auf diese Weise konnte aufgezeigt werden, dass ein einseitiger Fokus auf die stetige Erhöhung des gegenseitigen Verständnisses auf der Basis reziproker Selbstenthüllungen möglicherweise mit dem Begriff der *Ein*führung in Verbindung zu bringen sei, wobei jedoch der Aspekt der ›Mitführung‹ ausgeklammert bleibe, durch den eine fundamentale Relationalität der Beziehungspartner_innen in dem Sinne, dass diese nicht apriorisch voneinander getrennt, sondern intraaktiv miteinander verbunden sind, in den Blick kommen könnte. Wenn Beziehungspartner_innen nicht – wie dies im Konzept der Selbstenthüllungsintimität supponiert wird – durch kontinuierliche *Ein*führung ein immer größeres Verständnis füreinander anstreben, sondern das Intime im Dazwischen ›mitführend‹ unterhalten und dabei die prinzipielle Unergründbarkeit, Heterogenität und Andersheit der anderen Person anerkennen, dann bedeutet dies nicht, dass dadurch kein Gefühl der Nähe zwischen den beiden entstehen kann. Im Gegensatz zur Nähe der Selbstenthüllungsintimität ist die Nähe des Intimen jedoch auf die Wahrung eines Abstands angewiesen, durch den zwischen den Beziehungspartner_innen etwas ›passieren‹ kann. In diesem Zusammenhang kann auf Julliens (2014b) Unterscheidung von ›Leben (la vie) zu zweit‹ (S. 184) versus »zu zweit leben (vivre)« (ebd., S. 185) zurückgegriffen werden:

Das Leben zu zweit verläuft banalerweise unter einem Dach, während man zu zweit auch voneinander getrennt, jeder an einem anderen Ort leben kann [...]. ›Jeder an einem anderen Ort‹ errichtet zwar keine Barriere, lässt aber durch die Aufgabe, eine Distanz zu überwinden, die Notwendigkeit *des Begegnens* wieder aufleben. Denn die Grenze, die echte, die wirklich trennt, ist eine unsichtbare, die schnell dichter wird, wenn sie sich unter scheinbarer Nähe versteckt. (Ebd.)

Diese Überlegung von Jullien impliziert nicht, dass es sich ausschließlich in Fernbeziehungen »zu zweit leben« (ebd.) lasse. Dadurch soll somit keine erneute Differenz zwischen Nah- und Fernbeziehungen stipuliert werden. Die Bedeutsamkeit der Jul-

lien'schen Unterscheidung scheint mir in Bezug auf die Fernbeziehungsthematik vielmehr darin zu liegen, dass das in Kapitel 2 diskutierte weitverbreitete Postulat der Ko-Residenz, dem zufolge Fernbeziehungspaare tendenziell danach streben, ihre Beziehung früher oder später (wieder) in eine Nahbeziehung zu überführen, hinsichtlich der Unterhaltung des intensiven Intimen im Sinne Julliens zwar nicht unbedingt abträglich zu sein braucht, zugleich jedoch auch nicht zu überschätzen ist: Es ist durchaus möglich, »unter einem Dach« (ebd.) zusammenzuleben und dabei im Sinne Julliens (2018, S. 68) ›intim zu sein‹, aber Ko-Residenz ist keine notwendige Bedingung für das Intime, wie es in normalisierten Intimitätsvorstellungen der Fall zu sein scheint.

Der Aspekt der ›Mitführung‹ unter Berücksichtigung der im Anschluss an Jullien (2014b, S. 185) angeführten Frage, was es heißt, zu zweit zu leben, könnte in zukünftigen Arbeiten, in denen etwa auch der Begriff des Intimen bearbeitet wird, in einen Zusammenhang mit Nancys (2016) insbesondere in *singulär plural sein* skizzierter Ontologie des Mit-Seins und der Ko-Existenz gestellt und weiter ausgearbeitet werden. Zu Beginn des genannten Buches führt Nancy (2016) zum ›Mit‹ Folgendes aus: »Das Mit, seine irreduzible Struktur der Nähe und des Abstands, seine irreduzible Spannung, die es zwischen dem Einen und dem Anderen erzeugt, steht uns erneut bevor und muss gedacht werden: Denn nur *mit* ergibt Sinn« (S. 12). Das Sein gibt es Nancy folgend nur als Mit-Sein, das heißt, als »Sein-mit-mehreren« (ebd., S. 59), und Existenz gibt es nur als Ko-Existenz (vgl. ebd., S. 58). Ein solches Vorhaben könnte dazu beitragen, die relationale Verfasstheit des gemeinsamen, intimen Seins weiter zu konturieren und diese Relationalität auf andere gesellschaftliche Themenbereiche auszuweiten.

In der vorliegenden Arbeit lag der Fokus jedoch einzig auf dem Phänomen der Fernbeziehungen. Diesbezüglich ließen sich einige zentrale Einsichten im Hinblick auf die grundlegende Relationalität des sozialen Miteinanders in ›close relationships‹ generieren, die darauf hindeuten, dass sich die Beziehungspartner_innen in der Beziehung gewissermaßen gegenseitig konstituieren bzw. eine weitreichende wechselseitige Bezogenheit ausbilden, welche wiederum die Beziehungspartner_innen prägt. In diesem Zusammenhang wäre eine Bezugnahme auf Nancy (2016) durchaus denkbar. Ich knüpfte hierbei allerdings im Wesentlichen an den von Barad (2007, 2017) auf der Grundlage von Bohrs Philosophie-Physik ausgearbeiteten Ansatz des agentiellen Realismus an. Gemäß Barad (2007, S. 333) lässt sich hinsichtlich des Aspekts der Relationalität festhalten, dass die Relata nicht vor bzw. unabhängig von der Relation existieren. Die Relata werden stattdessen als intraaktiv miteinander verschränkt und somit als relational verbunden bzw. ontologisch voneinander abhängig aufgefasst (vgl. ebd., S. 465). Konsequenterweise wäre vor diesem Hintergrund eine Fokusverschiebung von den Relata hin zur Relation vorzunehmen, was mit Blick auf die Untersuchung des Fernbeziehungsphänomens bedeuten würde, nicht die Beziehungspartner_in-

nen, sondern vielmehr die Beziehung selbst in den Mittelpunkt zu rücken und von dieser auszugehen, ohne dabei jedoch erneut die Relata vorzusetzen. In einem Artikel mit dem Titel *Posthumanist Performativity* skizziert Barad (2003) ihre Überlegungen hinsichtlich einer solchen relationalen Ontologie, mit der sie sich dezidiert gegen »the metaphysics of relata, of ›words‹ and ›things‹« (S. 812) wendet. Eine solche Metaphysik bezeichnet sie als »[t]hingification – the turning of relations into ›things‹, ›entities‹, ›relata‹« (ebd.), und diese »infects much of the way we understand the world and our relationship to it« (ebd.). Auf das Phänomen der Fernbeziehungen gewendet bedeutet dieses von Barad problematisierte metaphysische Verständnis, dass immer schon apriorisch von der Existenz der individuellen Beziehungspartner_innen ausgegangen wird, die dann gemeinsam eine Beziehung unterhalten, anstatt das Denken und Forschen vielmehr am »Miteinander« (Nancy, 2016, S. 59) und am Dazwischen, das heißt an der Relation bzw. an der wechselseitigen Bezogenheit, zu orientieren. Dieser Perspektiven- bzw. Fokusverschiebung hätte im Rahmen der Gesamtkonzeption der vorliegenden Arbeit durchaus noch größere Beachtung beigemessen werden können, wenn gleich dies möglicherweise bedeutet hätte, die auf der Grundlage der narrativen Interviews entstandenen Erzähltexte stärker von den individuellen Erfahrungen und Erwartungen der Erzählerinnen zu lösen, um die komplexen Relationalitäten, die sich hinsichtlich des Phänomens der Fernbeziehungen ergeben, auf einer nahezu gänzlich abstrahierten Analyseebene untersuchen zu können.

Trotz dieser Einschränkung waren die soeben dargelegten, auf dem agentienrealistischen Ansatz Barads beruhenden Überlegungen zum Begriff der Relationalität für ein dekonstruktivistisches Projekt wie das vorliegende ganz generell betrachtet jedoch deshalb zentral, weil sie es ermöglichten, die tief in hegemonialen westlichen Denkweisen und Weltansichten verwurzelten Dualismen prinzipiell infrage zu stellen (vgl. hierzu bspw. Barad, 2003, S. 813, 820; 2007, S. 127f., 138). Denn ebenfalls auf Barad (2003) rekurrierend konstatiert auch Meißner (2019), dass ein sich stark an problematischen Dualismen ausrichtendes Denken »komplexe Beziehungen auf Zustände [reduziert], statt sich für ihre gegenseitigen Bezogenheiten zu öffnen« (S. 14). Unterschiedliche inhaltlich-thematische Aspekte aufgreifend, wurde in verschiedenen Kapiteln daher immer wieder auf ebensolche »Bezogenheiten« (ebd.) hingewiesen und es wurde versucht, gemeinhin in einer dualistischen Weise konzeptualisierte Begriffe zu dekonstruieren. Im Folgenden möchte ich exemplarisch einige dieser Begriffe herausgreifen und erneut kurz darauf zu sprechen kommen, um zentrale Einsichten bezüglich der Dekonstruktion von dualistischen Denkweisen, die während des gesamten Forschungsprozesses immer wieder neu, in mancherlei Hinsicht allerdings auch in gleichbleibender Weise gewonnen werden konnten, verdeutlichen zu können.

1) *Subjekt/Objekt*: Bei wissenschaftlichen Untersuchungen scheint im Allgemeinen stets von vornherein klar zu sein, wer oder was das Subjekt und wer oder was das Objekt der Untersuchung ist (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 30, 195f., 342). Eine diesbezügliche apriorische Trennung oder Eindeutigkeit kann es gemäß Barad jedoch deshalb nicht geben, weil Subjekt und Objekt in einem Phänomen intraaktiv miteinander verschränkt seien: Lediglich innerhalb eines Phänomens würden Grenzziehungen vollzogen, was Barad (2017) als »agentielle Abtrennbarkeit« (ebd., S. 81) bezeichnet hat. Das heißt, dass Subjekt und Objekt (oder Beobachter_in und Beobachtetes) erst durch einen agentuellen Schnitt voneinander getrennt werden, wodurch zugleich auch deren Grenzen bestimmbar werden (vgl. Barad, 2007, S. 337; vgl. insbesondere auch die Ausführungen in Kap. 5: Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte und Kap. 8: Methodologie und Methode II: Diffraction).

2) *Theorie/Empirie*: Dabei handelt es sich um ein weiteres, in zahlreichen wissenschaftlichen Diskursen bedeutsames »Begriffspaar«. Unter Verwendung eines diffraktiven methodischen Ansatzes, wie er dem zweiten Teil der vorliegenden Studie zugrunde lag, lässt sich dem Umstand Rechnung tragen, dass weder Theorie noch Empirie überhaupt je in Reinform existieren, sondern dass diese wechselseitig aufeinander bezogen und gleichsam voneinander durchdrungen sind. Vor diesem Hintergrund gilt es, sogenannte »empirische« und »theoretische« Materialien als prinzipiell miteinander verschränkt zu verstehen, ohne diese in oppositionelle Stellung zueinander zu bringen oder sie hierarchisch übereinanderzulegen. Bei der experimentellen Erzeugung von Diffraktionsmustern zum Phänomen der Fernbeziehungen (vgl. Kap. 9) konnte unter Einbezug dieser Überlegung gezeigt werden, dass sich abhängig von den vorgenommenen Justierungen an der Diffraktionsapparatur bzw. der Art und Weise der Installation des Beugungsgitters und der durch dieses Gitter hindurchgelassenen Materialien je unterschiedliche Erkenntnisse generieren ließen. Diese experimentelle Vorgehensweise verdeutlicht die Bedeutsamkeit der Berücksichtigung der epistemologischen Fragen, wie und unter welchen Umständen welches Wissen produziert wird (bzw. werden kann). Gerade diese Fragen bleiben in Untersuchungen, die einem weitgehend fixierten »Theorie-Empirie-Schema« verhaftet sind, wobei die Empirie gemeinhin durch bestimmte »theoretische Brillen« betrachtet wird – was jedoch keineswegs ausschließt, dass Erkenntnisse nicht auch induktiv direkt aus dem empirischen Material gewonnen werden können –, häufig außen vor. In Anbetracht dieser Überlegungen lässt sich konstatieren, dass erziehungs- und weiteren sozialwissenschaftlichen Untersuchungsfeldern vielfältige Möglichkeiten – etwa unter Einbezug anderer empirisch erhobener Materialien wie zum Beispiel ethnografischer Beobachtungsprotokolle oder durch die Wahl anderer Darstellungsweisen der erzeugten Diffraktionsmuster – offenstehen würden, um einer diffraktiven Methodologie und Methode zukünftig richtungsweisende Impulse zu verleihen, die dazu beitragen könnten, dass starre »Theorie-Empirie-Schemata« überwunden werden und nicht zu-

letzt auch das Problem des Repräsentationalismus angegangen wird (zu Letzterem vgl. bspw. Barad, 2007, S. 46ff., 133; vgl. ebenfalls die Ausführungen in Kap. 5 und Kap. 8).

Ähnliches wie zu den in wissenschaftlichen Diskursen in Bezug auf Theorie und Empirie zuweilen vorgenommenen hierarchischen Verhältnisbestimmungen lässt sich auch zum im Folgenden kurz erneut aufzugreifenden ›Begriffspaar‹ von Raum und Zeit festhalten.

3) *Raum/Zeit*: Wie insbesondere in Kapitel 6.4 (Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey) eingehend diskutiert wurde, besteht in unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursen eine lange Tradition der eher negativen Konnotation des Begriffs des Raums, der in einen Gegensatz zum tendenziell positiv konnotierten Begriff der Zeit gestellt wird. Feminist_innen unterschiedlichster wissenschaftlich-disziplinärer Ausrichtung haben diese Hierarchisierung, die dualistischen Denkweisen im Allgemeinen zugrunde liegt, seit Dekaden immer wieder problematisiert. In der vorliegenden Arbeit wurde im Anschluss an Massey (1992, 1999a, 2001c) auf die enge Verwobenheit von Raum und Zeit aufmerksam gemacht, die im unter anderem von dieser Autorin ausgearbeiteten Ansatz der RaumZeit zum Ausdruck kommt. Massey (1992, S. 76f.) weist indes auch darauf hin, dass dieser Ansatz keineswegs eine absolute Einebnung jeglicher Unterschiede zwischen den sogenannten ›räumlichen‹ und ›zeitlichen‹ Dimensionen von Sozialität impliziere. Vielmehr gehe es darum, weitverbreitete dualistische Denkweisen zu hinterfragen, das heißt, gemeinhin als gültig erachtete Verhältnisbestimmungen von Begriffen zu problematisieren, die den einen Begriff als »privileged signifier« (ebd., S. 73) und den anderen im Gegensatz dazu als negatives Pendant verstehen. Darüber hinaus seien alternative Denkweisen auszuarbeiten, welche die Relationalität von scheinbar gegensätzlichen Begriffen zu berücksichtigen vermögen.

4) *Anwesende Abwesenheit/abwesende Anwesenheit, FernNähe/NahFerne, HierDort/DortHier*: Unter den Vorzeichen dieses feministischen Anliegens galt es auch in der vorliegenden Untersuchung, Begriffe wie ›Anwesenheit‹ und ›Abwesenheit‹ oder ›Nähe‹ und ›Ferne‹ gewissermaßen zu veruneindeutigen. Wie unter Punkt 3) zum ›Begriffspaar‹ von Raum und Zeit festgehalten wurde, bestand das Anliegen nicht darin, Unterschiede einzuebnen oder gar als inexistent zu betrachten. In Kapitel 9 zeigte sich stattdessen, dass Begriffe wie beispielsweise ›hier‹ und ›dort‹ nicht absolut voneinander separierbar und nicht immer eindeutig zu bestimmen sind und dass sich Unterschiede zwischen diesen Begriffen folglich nicht vollkommen aufheben lassen oder gänzlich unbedeutend werden. Dementsprechend galt es herauszuarbeiten, inwiefern diese Verhältnisse neu konfiguriert werden. Unter Berücksichtigung der vorgenommenen theoretischen Schnitte zu ›Raum‹ und ›Medialität‹ und durch die Analyse der narrativen Interviews, in denen Frauen über ihre Erfahrungen und Erwartungen im Kontext

ihrer Fernbeziehungen gesprochen hatten, ließ sich zum Beispiel aufzeigen, dass geografische Distanzen als spezifische, metrische Dimension zur Bestimmung von Ferne und Nähe aufgrund der Tatsache, dass die Beziehungspartner_innen während längerer Phasen räumlich voneinander getrennt leben, keineswegs unwichtig werden. Zum einen bringen die Distanzen für Fernbeziehungspaare bestimmte Handlungsanforderungen mit sich und werden dadurch im Alltag relevant, und zwar dann, wenn es beispielsweise darum geht, gegenseitige Besuche zu organisieren, um ebendiese Distanz vorübergehend zu überwinden. Zum anderen führt aber gerade der Umstand, dass es eine geografische Distanz zwischen den Beziehungspartner_innen gibt, auch dazu, dass diese zu Raumproduzent_innen und Raumnutzer_innen werden, indem sie immer wieder neue mediale Räume hervorbringen und ihre Beziehung in diesen Räumen gleichsam kontinuierlich aktualisieren. Mediale Räume entstehen bzw. werden geschaffen, um miteinander über die Distanz hinweg in Kontakt bleiben zu können und um die Beziehung zu unterhalten. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wäre es somit fragwürdig, die Bedeutsamkeit der geografischen Distanz gänzlich zu negieren oder die unterschiedlichen Bedeutungsgehalte von ›Ferne‹ und ›Nähe‹ in konkreten Lebenssituationen von Fernbeziehungspaaren zu nivellieren. Stattdessen bestand mein Anliegen darin, ausgehend vom zweiten theoretischen Schnitt zu Medialität (Kap. 7), der auf der Grundlage des ersten Schnitts zu Raum (Kap. 6) erarbeitetet worden war, zu eruieren, wie Beziehungspartner_innen mediale Fernbeziehungs-räume produzieren und welche (Un-)Möglichkeiten hinsichtlich der Gestaltung und des Umgangs mit positiven und negativen Interferenzen in diesen Räumen im Dazwischen damit einhergehen.

Nach dieser Rekapitulation zentraler Einsichten bezüglich der Infragestellung bzw. der Dekonstruktion von dualistischen Begriffskonnotationen und -verwendungen werde ich im Folgenden, ebenfalls in resümierender Absicht, weitere inhaltlich-thematische Aspekte aufgreifen, die sich aus der vorliegenden Arbeit ergeben haben, und skizzieren, wie diese gegebenenfalls in zukünftigen Studien in Betracht gezogen werden könnten.

Bereits im ersten Teil der Studie, das heißt im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4), wie später auch im zweiten Teil, dem Kapitel 9 zu den Diffraktionsmustern, zeigte sich wiederholt, dass Fernbeziehungen prinzipiell immer schon ›Beziehungskonfigurationen‹ sind. Darunter verstehe ich das grundlegende Eingewobensein von Fernbeziehungen (und analog dazu auch jeder anderen nahen sozialen Beziehung) in komplexe – historischen Veränderungsprozessen unterliegenden – gesellschaftliche, diskursiv-materielle Netze und Verhältnisse auf der Mikro-, Meso- und Makroebene. Im Fokus meiner Dissertation standen in diesem Zusammenhang zum einen die hinsichtlich naher sozialer Beziehungen vorherrschenden Normalisierungsdiskurse, mit denen sich Beziehungspartner_innen konfrontiert sehen und die unterschiedliche Strategien des Umgangs mit den damit einher-

gehenden Vorstellungen und Erwartungen nach sich ziehen. Zum anderen ließ sich bei der Analyse der Erzähltexte herausarbeiten, dass sich Fernbeziehungen nicht einfach als dyadisches System auffassen lassen, welchem zwei menschliche Akteur_innen angehören. Zur (erweiterten) ›Beziehungskonfiguration‹ lassen sich überdies nicht nur Familienangehörige, Freund_innen und Arbeitskolleg_innen oder ehemalige Partner_innen zählen, welche die gegenwärtige Beziehung in unterschiedlichster Art und Weise, sei dies implizit oder explizit, prägen, sondern auch diverse Technologien und Geräte wie Smartphones etc. Unter Berücksichtigung des Begriffs der Beziehungskonfiguration könnte es für zukünftige Forschungsarbeiten am Schnittpunkt von Medialität, Digitalisierung, Intimität und ›close relationships‹ von Interesse sein, zu untersuchen, wie Beziehungspartner_innen ihre Smartphones im Rahmen ihres Beziehungsalltags konkret nutzen und welche Apps verwendet werden, um verschiedene mediale Kommunikationsräume zu produzieren. Auf diese Weise ließe sich Relationalität in einem noch umfassenderen Sinne – das heißt, insbesondere auch unter Einbezug nichtmenschlicher Akteur_innen – analysieren, als ich dies im Rahmen dieser Arbeit tun konnte.

Des Weiteren ließe sich die Frage stellen, ob es in Zeiten von *#instacouple*, *#heiratsantrag* oder *#happyfamily* überhaupt noch Intimität gibt bzw. wie sich nahe soziale Beziehungen durch Social Media verändern und was dies für Paare – nicht nur für diejenigen, die selbst intime Bilder aus ihrem Beziehungsleben posten, sondern auch für diejenigen, die solche Bilder ›nur‹ konsumieren – in ihrem Alltag bedeuten kann. Vor diesem Hintergrund könnte die These untersucht werden, dass gängige Vorstellungen von Intimität infrage gestellt werden, wenn Bilder aus dem Beziehungsalltag, die ein Paar beispielsweise zusammen verschlafen im Bett, beim Essen, beim Feiern oder im Urlaub zeigen, sofort auf Kanälen wie Instagram mit aller Welt geteilt werden. Auf Sennetts (1983) Formel der Tyrannei oder Ideologie der Intimität rekurrierend, die den zunehmenden Rückzug ins Private mit dem Verkümmern des Politischen assoziiert, könnte gefragt werden, inwiefern heutzutage möglicherweise von einer Tyrannei des Teilens ›intimer‹ Momente über die sozialen Medien die Rede sein könnte und ob bzw. wie dies Verständnisse des Politischen, des Öffentlichen und des Privaten rekonfiguriert. Dabei wäre dem Umstand Rechnung zu tragen, dass intime Kommunikation über Plattformen wie Snapchat, Facebook oder Instagram läuft und somit über Unternehmen am Puls des digitalen Kapitalismus, welche die Daten der Nutzer_innen für kommerzielle Zwecke weiterverwenden und die Nutzer_innen möglicherweise besser kennen, als deren Beziehungspartner_innen selbst dies tun (vgl. hierzu bspw. Pettman, 2018).

Ein vielversprechender Ansatz zur Weiterverfolgung in zukünftigen Forschungsvorhaben bestünde des Weiteren in der Konzeptualisierung von Intimität – bzw. des Intimen gemäß Jullien (2014b, 2018) – als Sorgebeziehung. Dieser Aspekt fand in der vorliegenden Arbeit in Kapitel 2.2 ((Selbstenthüllungs-)Intimität

im Fokus) unter Bezugnahme auf Jamieson (1998, 1999) kurz Erwähnung, wurde dann aber weder im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4) noch in den Ausführungen zu den Diffraktionsmustern (Kap. 9) konkretisiert. Hierbei ginge es darum, Intimität oder das Intime unter dem Blickwinkel von gegenseitiger Hilfe, Fürsorge und Unterstützung weiterzubearbeiten, anstatt den Fokus einschränkend fast ausschließlich auf verbale Kommunikation zur Gestaltung von nahen Beziehungen zu richten. Auf Fernbeziehungspaare bezogen hieße dies auch, dass untersucht werden müsste, wie Sorgepraktiken im Beziehungsalltag auf Distanz ausgebildet werden und wie diese Praktiken die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) der in eine Beziehung involvierten Personen prägen.

In der vorliegenden Dissertation, die sich als feministisches Projekt versteht, wurde versucht, durch die Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen vorherrschende, hegemoniale Intimitätskonzepte zu dekonstruieren. Dieses Vorhaben resultierte in der Zurückweisung der normalisierenden Vorstellung, dass eine grundlegende Bedingung für die Entstehung einer Sphäre der Intimität in der räumlichen Nähe bzw. der physischen Anwesenheit der Beziehungspartner_innen bestehe. Denn paradoxerweise kann vielmehr der Fall eintreten, dass »ein Übermaß an Nähe einem Entfernen gleich[kommt]« (Serres, 2005, S. 62; vgl. Jullien, 2014b, S. 185). Der Grund hierfür liegt in »der Vertrautheit oder vielmehr jener Gewohnheit, die aus dem Wohnen erwächst« (Serres, 2005, S. 62). Die Möglichkeit für die Entstehung einer Sphäre der Intimität – nicht zuletzt in einem Fernbeziehungskontext – basiert demgegenüber auf der Anforderung an die Beziehungspartner_innen, sich immer wieder neu zu begegnen, um »zu zweit leben« (Jullien, 2014b, S. 185) zu können. Zu diesem Zweck werden mediale Kommunikationsräume geschaffen, die eine Gestaltung des Dazwischen erlauben, damit »die Spannung der intimen Gegenwart« (Jullien, 2018, S. 98) nicht versiegt. Denn »[w]ährend die Grenze zum Anderen aufgehoben ist und er in unser Innerstes vordringt, halten wir ihn zugleich als Auftauchenden uns gegenüber [...], um ihn als Anderen zu bewahren (damit er *Gast* bleibe)« (ebd.; vgl. Derrida, 2001; 2016b, S. 234f.). In der vorliegenden Arbeit ergab sich durch die Dekonstruktion prädominierender Intimitätskonzepte auch eine Rekonfiguration vermeintlich eindeutig zu bestimmender Grenzziehungen zwischen dem ›Selbst‹ und dem ›Anderen‹: Anstatt in einem essenzialistischen Sinne von voneinander abgekoppelten, vereinzelter Entitäten auszugehen, sind diese vielmehr als relational und intraaktiv miteinander verschränkt zu verstehen, wobei sich das ›Selbst‹ und das ›Andere‹ wechselseitig in der Beziehung, die sie gemeinsam unterhalten, konstituieren. Auch dieses Fazit lässt sich als Ertrag der vorliegenden Arbeit auffassen, in der das Phänomen der Fernbeziehungen auf unterschiedlichen Ebenen der Wissensproduktion zwar nicht in allumfassender Weise untersucht werden konnte, die aber gleichwohl das Ziel verfolgt hat, analytische Perspektiven zu dokumentieren, die künftig eine substantielle Basis für eine Vielzahl möglicher Vertiefungsprojekte bilden könnten.

Literatur

- Abend, P., Haupts, T. & Müller, C. (2012). Annäherung an eine Medialität der Nähe. Einleitung. In dies. (Hg.), *Medialität der Nähe: Situationen, Praktiken, Diskurse* (S. 9-25). Bielefeld: transcript.
- Ahrens, D. (2003). Die Ausbildung hybrider Raumstrukturen am Beispiel technozusozialer Zusatzräume. In C. Funken & M. Löw (Hg.), *Raum – Zeit – Medialität: Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien* (S. 173-190). Opladen: Leske + Budrich.
- Alheit, P. & Dausien, B. (2009). »Biographie« in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In B. Fetz (Hg.), *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie* (S. 285-315). Berlin, New York: De Gruyter.
- Alheit, P. & Glaß, C. (1986). *Beschädigtes Leben: soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Ein soziologischer Versuch über die »Entdeckung« neuer Fragestellungen*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Allrath, G. & Gymnich, M. (2002). Feministische Narratologie. In A. Nünning & V. Nünning (Hg.), *Neue Ansätze in der Erzähltheorie* (S. 35-72). Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Alpsancar, S. (2011). Relationalität und Topologie – zur Einleitung. In S. Alpsancar, P. Gehring & M. Rölli (Hg.), *Raumprobleme. Philosophische Perspektiven* (S. 155-159). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Alpsancar, S. (2012). Relation. In S. Günzel (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie* (S. 340-341). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG.
- Althans, B. (2019). Digitalisierte Präsenzen – Körper oder Leib in situ? In M. Brinkmann, J. Türstig & M. Weber-Spanknebel (Hg.), *Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Pädagogische Perspektiven auf eine Phänomenologie des Leibes* (S. 323-341). Wiesbaden: Springer VS.
- Amos, S.K. (2018). Transhumanismus und (Vergleichende) Erziehungswissenschaft. In S. Schenk & M. Karcher (Hg.), *Überschreitungslogiken und die Grenzen des Humanen. (Neuro-)Enhancement – Kybernetik – Transhumanismus. Wittenberger Gespräche V* (S. 217-241). Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

- Angehrn, E. (2001). Schrift und Spur bei Derrida. In H.-G. von Arburg, M. Gamper & U. Stadler (Hg.), »Wunderliche Figuren«. Über die Lesbarkeit von Chiffreschriften (S. 347-363). München: Wilhelm Fink.
- Anzaldúa, G. (2012 [1987]). *Borderlands/La Frontera: The New Mestiza* (4. Aufl.). San Francisco: Aunt Lute Books.
- Arias, S. (2010). Rethinking Space: An Outsider's View of the Spatial Turn. *GeoJournal*, 75(1), 29-41.
- Avanessian, A. (2015). *Überschrift. Ethik des Wissens – Poetik der Existenz*. Berlin: Merve.
- Avanessian, A. (2017). *Miamification*. Berlin: Merve.
- Balzer, N. & Huf, C. (2019). Kindheitsforschung und ›Neuer Materialismus‹. In J. Drerup & G. Schweiger (Hg.), *Handbuch Philosophie der Kindheit* (S. 50-58). Stuttgart: J.B. Metzler.
- Barad, K. (2003). Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 28(3), 801-831.
- Barad, K. (2007). *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham, London: Duke University Press.
- Barad, K. (2010). Quantum Entanglements and Hauntological Relations of Inheritance: Dis/continuities, SpaceTime Enfoldings, and Justice-to-Come. *Derrida Today*, 3(2), 240-268.
- Barad, K. (2012a). Nature's Queer Performativity. *Kvinder, Køn & Forskning*, 1-2, 25-53.
- Barad, K. (2012b). On Touching – The Inhuman That Therefore I Am. *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 23(3), 206-223.
- Barad, K. (2013). Diffractionen: Differenzen, Kontingenzen und Verschränkungen von Gewicht. In C. Bath, H. Meißner, S. Trinkaus & S. Völker (Hg.), *Geschlechter Interferenzen: Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen* (S. 27-67). Berlin: Lit.
- Barad, K. (2014a). Berühren – Das Nicht-Menschliche, das ich also bin. In S. Witzgall & K. Stakemeier (Hg.), *Macht des Materials/Politik der Materialität* (S. 163-176). Zürich, Berlin: diaphanes.
- Barad, K. (2014b). Diffracting Diffraction: Cutting Together-Apart. *Parallax*, 20(3), 168-187.
- Barad, K. (2015). *Verschränkungen*. Berlin: Merve.
- Barad, K. (2017). *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken* (2. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Barlow, J.P. (1990). Being in Nothingness: Virtual Reality and the Pioneers of Cyberspace. *Mondo 2000*, 2, 34-43.
- Barnitzke, H. (2009). *Auf Immerwiedersich – So gelingen Fernbeziehungen*. Hannover: Humboldt.
- Barthes, R. (1977). *Fragments d'un Discours Amoureux*. Paris: Éditions du Seuil.

- Barthes, R. (1982). *Camera Lucida. Reflections on Photography*. New York: Hill and Wang.
- Barthes, R. (2014 [1988]). *Fragmente einer Sprache der Liebe* (16. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Bauriedl, S., Fleischmann, K., Strüver, A. & Wucherpennig, C. (2000). Verkörperte Räume – »verräumte« Körper: zu einem feministisch-poststrukturalistischen Verständnis der Wechselwirkungen von Körper und Raum. *Geographica Helvetica*, 55(2), 130-137.
- Bawin-Legros, B. (2004). Intimacy and the New Sentimental Order. *Current Sociology*, 52(2), 241-250.
- Beck, K. (2003). No Sense of Place? Das Internet und der Wandel von Kommunikationsräumen. In C. Funken & M. Löw (Hg.), *Raum – Zeit – Medialität: Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien* (S. 119-137). Opladen: Leske + Budrich.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1993). *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (2011). *Fernliebe: Lebensformen im globalen Zeitalter*. Berlin: Suhrkamp.
- Beiler, F. (im Erscheinen). *Eine andere Kartografie – Suchbewegungen zu Ästhetik, Politik und Topografie der Kollektivpraxis Fernand Delignys*. Bielefeld: transcript.
- Belina, B. (2013). *Raum: zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Belina, B. & Michel, B. (2008). Raumproduktionen. Zu diesem Band. In dies. (Hg.), *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography – Eine Zwischenbilanz* (2. Aufl., S. 7-34). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bell, D. (1995). Pleasure and Danger: The Paradoxical Spaces of Sexual Citizenship. *Political Geography*, 14(2), 139-153.
- Bell, D. & Valentine, G. (1995). Introduction: Orientations. In dies. (Hg.), *Mapping Desire: Geographies of Sexualities* (S. 1-27). London, New York: Routledge.
- Bereswill, M. & Rieker, P. (2008). Irritation, Reflexion und soziologische Theoriebildung. In H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 399-431). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bergen, K.M. (2010). Accounting for Difference: Commuter Wives and the Master Narrative of Marriage. *Journal of Applied Communication Research*, 38(1), 47-64.
- Berger, P.L. & Luckmann, T. (2000 [1969]). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (17. Aufl.). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berlant, L. (1998). Intimacy: A Special Issue. *Critical Inquiry*, 24(2), 281-288.
- Berlant, L. & Warner, M. (1998). Sex in Public. *Critical Inquiry*, 24(2), 547-566.

- Biesta, G.J.J. (1998). Deconstruction, Justice and the Question of Education. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 1(3), 395-411.
- Bilstein, J. (2018). Vom Inneren der Seele bis an das Ende der Welt. Raum als pädagogische Kategorie. In E. Glaser, H.-C. Koller, W. Thole & S. Krumme (Hg.), *Räume für Bildung – Räume der Bildung: Beiträge zum 25. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (S. 24-39). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Blum, V. & Nast, H.J. (1996). Where's the Difference? The Heterosexualization of Alterity in Henri Lefebvre and Jacques Lacan. *Environment and Planning D: Society and Space*, 14, 559-580.
- Blumer, H. (1973). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1 (S. 80-146). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Blunt, A. (2005). Cultural Geography: Cultural Geographies of Home. *Progress in Human Geography*, 29(4), 505-515.
- Blunt, A. & Varley, A. (2004). Geographies of Home. *Cultural Geographies*, 11, 3-6.
- Boden, D. & Molotch, H.L. (1994). The Compulsion of Proximity. In R. Friedland & D. Boden (Hg.), *NowHere: Space, Time and Modernity* (S. 257-286). Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Bollnow, O.F. (1963). Der Mensch und der Raum. *Universitas*, 18, 499-514.
- Bossinade, J. (2000). *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- Bozalek, V. & Zembylas, M. (2017). Diffraction or Reflection? Sketching the Contours of Two Methodologies in Educational Research. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 30(2), 111-127.
- Brannen, J. & Moss, P. (1991). *Managing Mothers: Dual Earner Households after Maternity Leave*. London: Unwin Hyman.
- Brenner, N. & Elden, S. (2001). Henri Lefebvre in Contexts: An Introduction. *Antipode*, 33(5), 763-768.
- Bridge, G. (1997). Mapping the Terrain of Time-Space Compression: Power Networks in Everyday Life. *Environment and Planning D: Society and Space*, 15(5), 611-626.
- Brinkmann, M. & Westphal, K. (2015). Einleitung. In dies. (Hg.), *Grenzerfahrungen: Phänomenologie und Anthropologie pädagogischer Räume* (2., korrigierte Aufl., S. 7-16). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Brown, S. (2017). The Social Economy as Produced Space: The ›Here and Now‹ of Education in Constructing Alternatives. *European Journal for Research on the Education and Learning of Adults*, 8(2), 261-275.
- Brüsemeister, T. (2008). *Qualitative Forschung: ein Überblick* (2., überarbeitete Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Buchanan, I. & Lambert, G. (2005). Introduction: Deleuze and Space. In dies. (Hg.), *Deleuze and Space* (S. 1-15). Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Bude, H. (1985). Der Sozialforscher als Narrationsanimateur: Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37(2), 327-336.
- Budgeon, S. & Roseneil, S. (2004). Editors' Introduction: Beyond the Conventional Family. *Current Sociology*, 52(2), 127-134.
- Bühler, P., Forster, E., Neumann, S., Schröder, S. & Wrana, D. (Hg.) (2015). *Normalisierungen. Wittenberger Gespräche III*. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität.
- Burckhardt, M. (2018). *Philosophie der Maschine*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Burghardt, D. (2014). *Homo spatialis. Eine pädagogische Anthropologie des Raums*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. (2011). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Castells, M. (1996). *The Rise of the Network Society*. Malden, Oxford: Blackwell Publishers.
- Chambers, D. (2013). *Social Media and Personal Relationships: Online Intimacies and Networked Friendship*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Charteris, J., Nye, A. & Jones, M. (2019). Posthumanist Ethical Practice: Agential Cuts in the Pedagogic Assemblage. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 32(7), 909-928.
- Clark, M.S. & Reis, H.T. (1988). Interpersonal Processes in Close Relationships. *Annual Review of Psychology*, (39), 609-672.
- Coffey, J. (2013). »The Power of Love«. *Heteronormativität und Bürgerlichkeit in der modernen Liebesgeschichte*. Bielefeld: transcript.
- Coleman, R. (2014). Inventive Feminist Theory: Representation, Materiality and Intensive Time. *Women: A Cultural Review*, 25(1), 27-45.
- Collett, K.S., van den Berg, C., Verster, B. & Bozalek, V. (2018). Incubating a Slow Pedagogy in Professional Academic Development: An Ethics of Care Perspective. *South African Journal of Higher Education*, 32(6), 117-136.
- Couldry, N. & Hepp, A. (2017). *The Mediated Construction of Reality*. Cambridge, Malden: Polity Press.
- Couldry, N. & McCarthy, A. (2004). Introduction. Orientations: Mapping MediaSpace. In dies. (Hg.), *MediaSpace: Place, Scale, and Culture in a Media Age* (S. 1-18). London, New York: Routledge.
- Crag, M. & Thrift, N. (2000). Introduction. In dies. (Hg.), *Thinking Space* (S. 1-30). London, New York: Routledge.
- Culler, J. (1999). *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Danowski, D. & Viveiros de Castro, E. (2019). *In welcher Welt leben? Ein Versuch über die Angst vor dem Ende*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Dausien, B. (1996). *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat
- Dausien, B. (2006). Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht. In H. Bilden & B. Dausien (Hg.), *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Perspektiven* (S. 17-44). Opladen: Barbara Budrich.
- Dausien, B. (2010). Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In R. Becker & B. Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Aufl., S. 362-375). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dausien, B. & Mecheril, P. (2006). Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In W.-D. Bukow, M. Ottersbach, E. Tuider & E. Yildiz (Hg.), *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag* (S. 155-175). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dausien, B., Lutz, H., Rosenthal, G. & Völter, B. (2005). Einleitung. In B. Völter, B. Dausien, H. Lutz & G. Rosenthal (Hg.), *Biografieforschung im Diskurs* (S. 7-20). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deinet, U. (2004). »Spacing«, Verknüpfung, Bewegung, Aneignung von Räumen – als Bildungskonzept sozialräumlicher Jugendarbeit. In U. Deinet & C. Reutlinger (Hg.), *»Aneignung« als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte* (S. 175-189). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deleuze, G. (2007 [1992]). *Differenz und Wiederholung* (3. Aufl.). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Deleuze, G. & Guattari, F. (1977). *Rhizom*. Berlin: Merve.
- Deleuze, G. & Guattari, F. (1992 [1980]). *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*. Berlin: Merve.
- Denker, K. (2011). Zum Konzept der Topologie. In S. Alpsancar, P. Gehring & M. Rölli (Hg.), *Raumprobleme. Philosophische Perspektiven* (S. 219-233). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Derrida, J. (1998). *Auslassungspunkte: Gespräche* (hg. von P. Engelmann). Wien: Passagen Verlag.
- Derrida, J. (2001). *Von der Gastfreundschaft*. Wien: Passagen Verlag.
- Derrida, J. (2007). *Berühren, Jean-Luc Nancy*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Derrida, J. (2016a [1974]). *Grammatologie* (13. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, J. (2016b [1995]). *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale* (5. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Devereux, G. (1976). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt u.a.: Ullstein.
- Dittmar, N. (2002). *Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. Opladen: Leske + Budrich
- Döring, J. & Thielmann, T. (Hg.) (2008). *Spatial Turn: das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Dreyfus, H.L. (1985). *Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Was Computer nicht können*. Königstein/Ts.: Athenäum Verlag.
- Duncombe, J. & Marsden, D. (1993). Love and Intimacy: The Gender Division of Emotion and ›Emotion Work‹: A Neglected Aspect of Sociological Discussion of Heterosexual Relationships. *Sociology*, 27(2), 221-241.
- Dünne, J. & Günzel, S. (Hg.) (2015). *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (8. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ecarius, J. & Löw, M. (1997). Raum – eine vernachlässigte Dimension erziehungswissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung. In dies. (Hg.), *Raubildung – Bildungsräume: Über die Verräumlichung sozialer Prozesse* (S. 7-12). Opladen: Leske + Budrich.
- Ecarius, J. & Oliveras, R. (2014). Sozialer Raum. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 412-422). Wiesbaden: Springer VS.
- Ederer, E.M. (2005). Strategien der Gesprächsführung in der Forschung. In H. Stigler & H. Reicher (Hg.), *Praxisbuch empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften* (S. 119-134). Innsbruck: Studien-Verlag.
- egger, R. (2005). Qualitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft – Ein systematischer Überblick. In H. Stigler & H. Reicher (Hg.), *Praxisbuch empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften* (S. 105-118). Innsbruck: Studien-Verlag.
- Elden, S. (2004). Between Marx and Heidegger: Politics, Philosophy and Lefebvre's *The Production of Space*. *Antipode*, 36(1), 86-105.
- Eribon, D. (2016). *Rückkehr nach Reims* (10. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Fischer-Lichte, E. (2012). *Performativität. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Fisher, M. (2016). Touchscreen Capture. Kommunikativer Kapitalismus und Pseudo-Gegenwart. In M. Quent (Hg.), *Absolute Gegenwart* (S. 54-73). Berlin: Merve.
- Flick, U. (2009). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung* (2. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Folkers, A. (2013). Was ist neu am neuen Materialismus? – Von der Praxis zum Ereignis. In T. Goll, D. Keil & T. Telios (Hg.), *Critical Matter: Diskussionen eines neuen Materialismus* (S. 17-34). Münster: Edition Assemblage.
- Fornäs, J. (2004). Intermedial Passages in Time and Space. Contexts, Currents and Circuits of Media Consumption. *Nordicom Review*, 25(1-2), 123-136.

- Forster, E. (2019). Die Frage nach epistemischer Normativität in der Erziehungswissenschaft. In W. Meseth, R. Casale, A. Tervooren & J. Zirfas (Hg.), *Normativität in der Erziehungswissenschaft* (S. 139-154). Wiesbaden: Springer.
- Forster, E. & Scherrer, M. (2020). Globalisierung/Globalität. In G. Weiß & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungsphilosophie* (S. 317-327). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Foucault, M. (1980). Questions on Geography. Interview with the Journal *Hérodote*. In C. Gordon (Hg.), *Power/Knowledge. Selected Interviews and Other Writings 1972-1977* (S. 63-77). New York: Pantheon Books.
- Foucault, M. (1991). Andere Räume. In M. Wentz (Hg.), *Stadt-Räume* (S. 65-72). Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Foucault, M. (2005). *Die Heterotopien/Der utopische Körper: Zwei Radiovorträge (zweisprachige Ausgabe)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2014a [1983]). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (20. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2014b [1976]). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (19. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fuchs-Heinritz, W. (2009). *Biografische Forschung: eine Einführung in Praxis und Methoden* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fuchs, T. (2011). *Bildung und Biographie. Eine Reformulierung der bildungstheoretisch orientierten Biographieforschung*. Bielefeld: transcript.
- Gibson, A. (1996). *Towards a Postmodern Theory of Narrative*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Giddens, A. (1991). *Modernity and Self-identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, A. (1992). *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, A. (1997). *Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (2005). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* (2., korrigierte Aufl.). Bern: Verlag Hans Huber.
- Glaser, E., Koller, H.-C., Thole, W. & Krumme, S. (Hg.) (2018). *Räume für Bildung – Räume der Bildung: Beiträge zum 25. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Glinka, H.-J. (1998). *Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen*. Weinheim, München: Juventa.
- Gölz, W. (1970). *Dasein und Raum. Philosophische Untersuchungen zum Verhältnis von Raumerlebnis, Raumtheorie und gelebtem Dasein*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Gottschalk, A., Kersten, S. & Krämer, F. (2018). Doing Space while Doing Gender: Eine Einleitung. In dies. (Hg.), *Doing Space while Doing Gender – Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik* (S. 7-40). Bielefeld: transcript.

- Graham, S. (1998). The End of Geography or the Explosion of Place? Conceptualizing Space, Place and Information Technology. *Progress in Human Geography*, 22(2), 165-185.
- Greene, K., Derlega, V.J. & Mathews, A. (2006). Self-Disclosure in Personal Relationships. In A.L. Vangelisti & D. Perlman (Hg.), *The Cambridge Handbook of Personal Relationships* (S. 637-653). Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Gregor, J.A. (2018). Poststrukturalismus und Biographieforschung. In H. Lutz, M. Schiebel & E. Tuider (Hg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 89-99). Wiesbaden: Springer VS.
- Grossberg, L. (2007). Die (Neu-)Konfiguration des Raumes: Definition eines Projekts. In R. Winter (Hg.), *Die Perspektiven der Cultural Studies. Der Lawrence-Grossberg-Reader* (S. 117-133). Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Grosz, E. (2001). *Architecture from the Outside. Essays on Virtual and Real Space*. Cambridge, London: MIT Press.
- Groys, B. (2012). Under the Gaze of Theory. *e-flux*, (35), 1-13.
- Günzel, S. (2007). Raum – Topographie – Topologie. In ders. (Hg.), *Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften* (S. 13-29). Bielefeld: transcript.
- Günzel, S. (2008). Spatial Turn – Topographical Turn – Topological Turn. Über die Unterschiede zwischen Raumparadigmen. In J. Döring & T. Thielmann (Hg.), *Spatial Turn: das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (S. 219-237). Bielefeld: transcript.
- Günzel, S. (2012). Raum. In ders. (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie* (S. 326-327). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG.
- Günzel, S. (2013). Medienkulturgeschichte am Leitfaden des Raums. In R. Buschauer & K.S. Willis (Hg.), *Locative Media: Medialität und Räumlichkeit: Multidisziplinäre Perspektiven zur Verortung der Medien* (S. 105-120). Bielefeld: transcript.
- Günzel, S. (2015). Physik und Metaphysik des Raums. Einleitung. In J. Dünne & S. Günzel (Hg.), *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (8. Aufl., S. 19-43). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Günzel, S. (2017). *Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Haraway, D.J. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Haraway, D.J. (1995). Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In C. Hammer & I. Stieß (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen* (S. 33-72). Frankfurt a.M.: Campus.

- Haraway, D.J. (2004). The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others. In dies., *The Haraway Reader* (S. 63-124). New York, London: Routledge.
- Haraway, D.J. (2016). *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham, London: Duke University Press.
- Haraway, D.J. (2018). *Modest_Witness@Second_Millennium. Female-Man[®]_Meets_OncoMouseTM* (2. Aufl.). New York, Abingdon: Routledge.
- Harvey, D. (1989). *The Condition of Postmodernity: An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Cambridge, Oxford: Blackwell.
- Hazan, C. & Shaver, P.R. (2004). Attachment as an Organizational Framework for Research on Close Relationships. In H.T. Reis & C.E. Rusbult (Hg.), *Close Relationships: Key Readings* (S. 153-174). New York: Psychology Press.
- Heinen, S. (2002). Postmoderne und poststrukturalistische (De)konstruktionen der Narratologie. In A. Nünning & V. Nünning (Hg.), *Neue Ansätze in der Erzähltheorie* (S. 243-264). Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Heinz, L. & Wöhrle, P. (2018). Liebe machen im Netz. Von den Transparenzansprüchen und Konsensfiktionen digitaler Intimkommunikation. In M. Klemm & R. Staples (Hg.), *Leib und Netz. Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung* (S. 75-95). Wiesbaden: Springer VS.
- Hekman, S.J. (2010). *The Material of Knowledge: Feminist Disclosures*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.
- Helfferich, C. (2009). *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews* (3., überarbeitete Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hergé (1999). *Tim in Tibet*. Hamburg: Carlsen Comics.
- Herman, D. (1999). Introduction: Narratologies. In ders. (Hg.), *Narratologies: New Perspectives on Narrative Analysis* (S. 1-30). Columbus: Ohio State University Press.
- Hermanns, H. (1995). Narratives Interview. In U. Flick, E. von Kardorff, I. Steinke, H. Keupp, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Aufl., S. 182-185). Weinheim, München: Psychologie Verlags Union.
- Hetherington, K. (1998). *Expressions of Identity: Space, Performance, Politics*. London: Sage.
- Hill, C.M. (2017). More-Than-Reflective Practice: Becoming a Diffractive Practitioner. *Teacher Learning and Professional Development*, 2(1), 1-17.
- Hirte, J. (2000). In weiter Ferne – so nah. Wie Kommunikationsmedien in Fernbeziehungen genutzt werden und diese strukturieren. In S. Beck (Hg.), *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag* (S. 117-129). Münster: Lit.
- Hochschild, A.R. (1990). *The Second Shift: Working Parents and the Revolution at Home*. London: Piatkus.

- Holmes, M. (2004a). An Equal Distance? Individualisation, Gender and Intimacy in Distance Relationships. *The Editorial Board of The Sociological Review*, 180-200.
- Holmes, M. (2004b). The Precariousness of Choice in the New Sentimental Order: A Response to Bawin-Legros. *Current Sociology*, 52(2), 251-257.
- Houben, D. (2018). Von Ko-Präsenz zu Ko-Referenz – Das Erbe Erving Goffmans im Zeitalter digitalisierter Interaktion. In M. Klemm & R. Staples (Hg.), *Leib und Netz. Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung* (S. 3-20). Wiesbaden: Springer VS.
- Hubbard, P. (2000). Desire/Disgust: Mapping the Moral Contours of Heterosexuality. *Progress in Human Geography*, 24(2), 191-217.
- Hubbard, P. (2001). Sex Zones: Intimacy, Citizenship and Public Space. *Sexualities*, 4(1), 51-71.
- Hutchby, I. (2001). Technologies, Texts and Affordances. *Sociology*, 35(2), 441-456.
- Illouz, E. (2007). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno-Vorlesungen 2004*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ito, M. (2005). Intimate Visual Co-Presence. *Pervasive Image Capture and Sharing Workshop. Ubiquitous Computing Conference*. Download am 22. Juli 2020 von www.itofisher.com/mito/archives/ito.ubicomp05.pdf
- Jackson, A.Y. & Mazzei, L.A. (2013). Plugging One Text Into Another: Thinking With Theory in Qualitative Research. *Qualitative Inquiry*, 19(4), 261-271.
- Jäger, S. & Zimmermann, J. (Hg.) (2010). *Lexikon Kritische Diskursanalyse: eine Werkzeugkiste*. Münster: Unrast.
- Jamieson, L. (1998). *Intimacy. Personal Relationships in Modern Societies*. Cambridge, Oxford, Malden: Polity Press.
- Jamieson, L. (1999). Intimacy Transformed? A Critical Look at the ›Pure Relationship‹. *Sociology*, 33(3), 477-494.
- Jelich, F.-J. & Kemnitz, H. (2003). Die pädagogische Gestaltung des Raums. Zur Einleitung in diesen Band. In dies. (Hg.), *Die pädagogische Gestaltung des Raums: Geschichte und Modernität* (S. 9-14). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Jergus, K. (2011). *Liebe ist... Artikulationen der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe. Eine Diskursanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Jiang, C.L. & Hancock, J.T. (2013). Absence Makes the Communication Grow Fonder: Geographic Separation, Interpersonal Media, and Intimacy in Dating Relationships. *Journal of Communication*, 63(3), 556-577.
- Johnston, L. & Longhurst, R. (2010). *Space, Place, and Sex. Geographies of Sexualities*. Lanham u.a.: Rowman & Littlefield Publishers, Inc.
- Johnston, L. & Valentine, G. (1995). ›Wherever I Lay My Girlfriend That's My Home‹: The Performance and Surveillance of Lesbian Identities in Domestic Environments. In D. Bell & G. Valentine (Hg.), *Mapping Desire: Geographies of Sexualities* (S. 99-113). London, New York: Routledge.

- Jörissen, B. (2014). Digitale Medialität. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 503-513). Wiesbaden: Springer VS.
- Jullien, F. (2014a). *Der Weg zum Anderen: Alterität im Zeitalter der Globalisierung*. Wien: Passagen Verlag.
- Jullien, F. (2014b). *Vom Intimen. Fern der lärmenden Liebe*. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Jullien, F. (2018). *Nah bei ihr. Opake Gegenwart, vertraute Präsenz*. Wien: Passagen Verlag.
- Kade, S. (1983). *Methoden des Fremdverstehens. Ein Zugang zu Theorie und Praxis des Fremdverstehens*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Kaiser, B.M. (2014). Worlding CompLit: Diffractive Reading with Barad, Glissant and Nancy. *Parallax*, 20(3), 274-287.
- Kauppert, M. (2010). *Erfahrung und Erzählung: Zur Topologie des Wissens*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kergel, D. (2018). *Qualitative Bildungsforschung: ein integrativer Ansatz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kessl, F. (2016). Erziehungswissenschaftliche Forschung zu Raum und Räumlichkeit. Eine Verortung des Thementeils »Raum und Räumlichkeit in der erziehungswissenschaftlichen Forschung«. *Zeitschrift für Pädagogik*, 62(1), 5-19.
- Kim, J., Kim, H., Tay, B.K., Muniyandi, M., Srinivasan, M.A., Jordan, J., Mortensen, J., Oliveira, M. & Slater, M. (2004). Transatlantic Touch: A Study of Haptic Collaboration over Long Distance. *Presence: Teleoperators and Virtual Environments*, 13(3), 328-337.
- Kipfer, S., Saberi, P. & Wieditz, T. (2012). Henri Lefebvre: Debates and Controversies. *Progress in Human Geography*, 37(1), 115-134.
- Kirsch, S. (1995). The Incredible Shrinking World? Technology and the Production of Space. *Environment and Planning D: Society and Space*, 13(5), 529-555.
- Klaus, E., Hipfl, B. & Scheer, U. (2004). Einleitung: Mediale Identitätsräume. In dies. (Hg.), *Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien: eine Topografie* (S. 9-15). Bielefeld: transcript.
- Kleemann, F., Krähnke, U. & Matuschek, I. (2013). *Interpretative Sozialforschung: eine Einführung in die Praxis des Interpretierens* (2., korrigierte und aktualisierte Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Klemm, M. & Staples, R. (Hg.) (2018). *Leib und Netz. Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kokemohr, R. & Koller, H.-C. (1994). Vorwort. In dies. (Hg.), *Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse* (S. 7-12). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Koller, H.-C. (1999). *Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Koller, H.-C. & Wulfange, G. (Hg.) (2014). *Lebensgeschichte als Bildungsprozess? Perspektiven bildungstheoretischer Biographieforschung*. Bielefeld: transcript.

- Koselleck, R. (1995). *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (3. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kowal, S. & O'Connell, D.C. (2012). Zur Transkription von Gesprächen. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (9. Aufl., S. 437-447). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Krämer, S. (1998). Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band. In dies. (Hg.), *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (S. 9-26). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Krämer, S. (2007). Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In S. Krämer, W. Kogge & G. Grube (Hg.), *Spur: Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst* (S. 11-33). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Krämer, S. (2008). *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kraus, W. (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (Hg.) (2006). *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (2., überarbeitete und aktualisierte Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küsters, I. (2009). *Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laclau, E. (1990). *New Reflections on the Revolution of our Time*. London: Verso.
- Lagerkvist, A. (2008). Travels in Thirdspace. Experiential Suspense in Mediaspace – The Case of America (Un)known. *European Journal of Communication*, 23(3), 343-363.
- Lambert, A. (2016). Bodies, Mood and Excess. Relationship Tracking and the Technicity of Intimacy. *Digital Culture & Society*, 2(1), 71-88.
- Latham, A. (2002). Retheorizing the Scale of Globalization: Topologies, Actor-Networks, and Cosmopolitanism. In A. Herod & M. W. Wright (Hg.), *Geographies of Power. Placing Scale* (S. 115-144). Malden, Oxford: Blackwell Publishers.
- Laurenceau, J.-P. & Kleinman, B.M. (2006). Intimacy in Personal Relationships. In A.L. Vangelisti & D. Perlman (Hg.), *The Cambridge Handbook of Personal Relationships* (S. 637-653). Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Laurenceau, J.-P., Feldmann Barrett, L. & Pietromonaco, P.R. (2004). Intimacy as an Interpersonal Process: The Importance of Self-Disclosure, Partner Disclosure, and Percieved Partner Responsiveness in Interpersonal Exchanges. In H.T. Reis & C.E. Rusbult (Hg.), *Close Relationships: Key Readings* (S. 199-211). New York: Psychology Press.
- Lefebvre, H. (1968). *Le Droit à la Ville*. Paris: Anthropos.
- Lefebvre, H. (1970a). *Du Rural à l'Urbain*. Paris: Anthropos.

- Lefebvre, H. (1970b). *La Révolution Urbaine*. Paris: Gallimard.
- Lefebvre, H. (1977). *Kritik des Alltagslebens* (Bd. 3). Kronberg/Ts.: Athenäum Verlag.
- Lefebvre, H. (1991 [1974]). *The Production of Space*. Cambridge, Oxford: Blackwell.
- Lehner, N. (2018). Das Somatogene als Störung und Spur im Kontext algorithmischer Datenauswertung. In M. Klemm & R. Staples (Hg.), *Leib und Netz. Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung* (S. 21-40). Wiesbaden: Springer VS.
- Lenz Taguchi, H. (2010). *Going Beyond the Theory/Practice Divide in Early Childhood Education: Introducing an Intra-active Pedagogy*. London, New York: Routledge.
- Lenz Taguchi, H. (2012). A Diffractive and Deleuzian Approach to Analysing Interview Data. *Feminist Theory*, 13(3), 265-281.
- Lenz, K. & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen – eine Einleitung. In dies. (Hg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 9-25). Weinheim, München: Juventa.
- Licoppe, C. (2004). ›Connected‹ Presence: The Emergence of a New Repertoire for Managing Social Relationships in a Changing Communication Technoscape. *Environment and Planning D: Society and Space*, 22(1), 135-156.
- Licoppe, C. & Smoreda, Z. (2005). Are Social Networks Technologically Embedded? How Networks are Changing Today with Changes in Communication Technology. *Social Networks*, 27(4), 317-335.
- Liebau, E., Miller-Kipp, G. & Wulf, C. (1999). Einleitung. In dies. (Hg.), *Metamorphosen des Raums: Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie* (S. 9-13). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Link, J. (2006). *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird* (4. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Link, J., Loer, T. & Neuendorff, H. (Hg.) (2003). ›Normalität‹ im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg: Synchron.
- Linke, C. (2010). *Medien im Alltag von Paaren. Eine Studie zur Mediatisierung der Kommunikation in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lippuner, R. & Lossau, J. (2004). In der Raumfalle. Eine Kritik des spatial turn in den Sozialwissenschaften. In G. Mein & M. Rieger-Ladich (Hg.), *Soziale Räume und kulturelle Praktiken: über den strategischen Gebrauch von Medien* (S. 47-63). Bielefeld: transcript.
- Löw, M. (1999). Vom Raum zum Spacing: Räumliche Neformationen und deren Konsequenzen für Bildungsprozesse. In E. Liebau, G. Miller-Kipp & C. Wulf (Hg.), *Metamorphosen des Raums: Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie* (S. 48-59). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Löw, M. (2005). Die Rache des Körpers über den Raum? Über Henri Lefebvres Utopie und Geschlechterverhältnisse am Strand. In M. Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers* (S. 241-270). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, M. (2012 [2001]). *Raumsoziologie* (7. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2008). *Liebe: eine Übung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Lutz, H., Schiebel, M. & Tuiider, E. (2018a). Einleitung: Ein Handbuch der Biographieforschung. In dies. (Hg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 1-8). Wiesbaden: Springer VS.
- Lutz, H., Schiebel, M. & Tuiider, E. (Hg.) (2018b). *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lyotard, J.-F. (2001 [1989]). *Das Inhumane: Plaudereien über die Zeit* (2., durchges. Aufl.). Wien: Passagen Verlag.
- MacLure, M. (2013). Researching Without Representation? Language and Materiality in Post-qualitative Methodology. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 26(6), 658-667.
- Madianou, M. & Miller, D. (2012a). *Migration and New Media: Transnational Families and Polymedia*. Abingdon, Oxon, New York: Routledge.
- Madianou, M. & Miller, D. (2012b). Polymedia: Towards a New Theory of Digital Media in Interpersonal Communication. *International Journal of Cultural Studies*, 0(0), 1-19.
- Malinowska, A. (2018). The Matter of Kissing. In A. Malinowska & M. Gratzke (Hg.), *The Materiality of Love. Essays on Affection and Cultural Practice* (S. 85-98). New York, London: Routledge.
- Malinowska, A. & Gratzke, M. (2018). Introduction. Love Matters. In dies. (Hg.), *The Materiality of Love. Essays on Affection and Cultural Practice* (S. 1-9). New York, London: Routledge.
- Mansfield, P. & Collard, J. (1988). *The Beginning of the Rest of Your Life: A Portrait of Newly-wed Marriage*. Basingstoke: Macmillan.
- Maresch, R. (2004). Virtualität. In U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart* (S. 277-284). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marquardt, N. & Strüver, A. (2018). Körper. Machtgeladene Intra-aktionen zwischen Biologischem und Sozialem. In A. Vogelpohl, B. Michel, H. Lebuhn, J. Hoerning & B. Belina (Hg.), *Raumproduktionen II. Theoretische Kontroversen und politische Auseinandersetzungen* (S. 38-59). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Massey, D. (1992). Politics and Space/Time. *New Left Review*, 196, 65-84.
- Massey, D. (1993). Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte. In E. Bühler, H. Meyer, D. Reichert & A. Scheller (Hg.), *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz* (S. 109-122). Zürich, Dortmund: eFeF-Verlag.
- Massey, D. (1995). Thinking Radical Democracy Spatially. *Environment and Planning D: Society and Space*, 13(3), 283-288.
- Massey, D. (1999a). Imagining Globalisation: Power-Geometries of Time-Space. In H. Gebhardt & P. Meusburger (Hg.), *Power-Geometries and the Politics of Space-Time. Hettner-Lectures, Department of Geography, University of Heidelberg* (S. 9-23). Heidelberg: Druckagentur Jürgen-J. Sause.
- Massey, D. (1999b). Interpreting Identities: Doreen Massey on Politics, Gender, and Space-Time (hg. von M. Hoyler). In H. Gebhardt & P. Meusburger (Hg.), *Power-*

- Geometries and the Politics of Space-Time. Hettner-Lectures, Department of Geography, University of Heidelberg* (S. 47-79). Heidelberg: Druckagentur Jürgen-J. Sause.
- Massey, D. (1999c). Philosophy and Politics of Spatiality: Some Considerations. *Geographische Zeitschrift*, 87(1), 1-12.
- Massey, D. (2001a). Geography on the Agenda. *Progress in Human Geography*, 25(1), 5-17.
- Massey, D. (2001b [1994]). *Space, Place, and Gender* (3. Aufl.). Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massey, D. (2001c). Talking of Space-Time. *Transactions of the Institute of British Geographers, New Series*, 26(2), 257-261.
- Massey, D. (2004). Geographies of Responsibility. *Geografiska Annaler, Series B: Human Geography*, 86(1), 5-18.
- Massey, D. (2005). *For Space*. London u.a.: SAGE Publications.
- Massey, D. (2006). Space, Time and Political Responsibility in the Midst of Global Inequality. *Erdkunde*, 60(2), 89-95.
- Mazzei, L.A. (2013a). A Voice Without Organs: Interviewing in Posthumanist Research. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 26(6), 732-740.
- Mazzei, L.A. (2013b). Materialist Mappings of Knowing in Being: Researchers Constituted in the Production of Knowledge. *Gender and Education*, 25(6), 776-785.
- Mazzei, L.A. & Jackson, A.Y. (2012). Complicating Voice in a Refusal to »Let Participants Speak for Themselves«. *Qualitative Inquiry*, 18(9), 745-751.
- McCann, E.J. (2008). Rasse, Protest und öffentlicher Raum. Lefebvre in der US-amerikanischen Stadt. In B. Belina & B. Michel (Hg.), *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography – Eine Zwischenbilanz* (2. Aufl., S. 235-255). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mead, G.H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meißner, K. (2019). *Relational Becoming – mit Anderen werden. Soziale Zugehörigkeit als Prozess*. Bielefeld: transcript.
- Merleau-Ponty, M. (1986). *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Merolla, A.J. (2012). Connecting Here and There: A Model of Long-Distance Relationship Maintenance. *Personal Relationships*, 19(4), 775-795.
- Merrifield, A. (1993). Place and Space: A Lefebvrian Reconciliation. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 18(4), 516-531.
- Merrifield, A. (1995). Review Essay: Lefebvre, Anti-Logos and Nietzsche. An Alternative Reading of *The Production of Space*. *Antipode*, 27(3), 294-303.
- Merrifield, A. (2000). Henri Lefebvre: A Socialist in Space. In M. Crang & N. Thrift (Hg.), *Thinking Space* (S. 167-182). London, New York: Routledge.
- Miessen, M. (2016). *Crossbenching*. Berlin: Merve.
- Miller, D. (2007). What is a Relationship? Is Kinship Negotiated Experience? *Ethnos: Journal of Anthropology*, 72(4), 535-554.

- Milne, E. (2010). *Letters, Postcards, Email: Technologies of Presence*. New York: Routledge.
- Monteiro, S. (2014). Rethinking Media Space. *Continuum: Journal of Media & Cultural Studies*, 28(3), 281-285.
- Morrison, C.-A. (2012a). Heterosexuality and Home: Intimacies of Space and Spaces of Touch. *Emotion, Space and Society*, 5(1), 10-18.
- Morrison, C.-A. (2012b). Solicited Diaries and the Everyday Geographies of Heterosexual Love and Home: Reflections on Methodological Process and Practice. *Area*, 44(1), 68-75.
- Morrison, C.-A., Johnston, L. & Longhurst, R. (2012). Critical Geographies of Love as Spatial, Relational and Political. *Progress in Human Geography*, 37(4), 505-521.
- Mouffe, C. (2007). *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller, H.-R. (2014). Biographie. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 537-547). Wiesbaden: Springer VS.
- Nancy, J.-L. (2003). *Corpus*. Berlin: diaphanes.
- Nancy, J.-L. (2006). *Am Grund der Bilder*. Zürich, Berlin: diaphanes.
- Nancy, J.-L. (2008). *Je t'aime, un peu, beaucoup, passionnément ...* Montrouge: Bayard.
- Nancy, J.-L. (2016). *singulär plural sein* (durchgesehene Neuauflage). Zürich: diaphanes.
- Nancy, J.-L. (2019). *Noli me tangere* (Neuauflage). Zürich: diaphanes.
- Nast, H.J. (1998). Unsexy Geographies. *Gender, Place & Culture*, 5(2), 191-206.
- Nast, H.J. & Pile, S. (1998). Introduction. Making Places Bodies. In dies. (Hg.), *Places Through the Body* (S. 1-19). London, New York: Routledge.
- Nehrdich, T. (2012). Produktion. In S. Günzel (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie* (S. 314-315). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG.
- Nohl, A.-M. (2017). *Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis* (5., aktualisierte und erweiterte Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Nugel, M. (2014). *Erziehungswissenschaftliche Diskurse über Räume der Pädagogik: Eine kritische Analyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Nünning, A. & Nünning, V. (2002). Von der strukturalistischen Narratologie zur ›postklassischen‹ Erzähltheorie: Ein Überblick über neue Ansätze und Entwicklungstendenzen. In dies. (Hg.), *Neue Ansätze in der Erzähltheorie* (S. 1-33). Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Ofak, A. (2012). Medium. In S. Günzel (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie* (S. 250-251). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG.
- Paldam, C.S. (2018). Overcoming Absence. From Love Letters to Skype. In A. Malinowska & M. Gratzke (Hg.), *The Materiality of Love. Essays on Affection and Cultural Practice* (S. 68-84). New York, London: Routledge.
- Paterson, M. (2006). Feel the Presence: Technologies of Touch and Distance. *Environment and Planning D: Society and Space*, 24, 691-708.

- Peskoller, H. (2014). Körperlicher Raum. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 395-401). Wiesbaden: Springer VS.
- Pettman, D. (2018). Love Materialism. Technologies of Feeling in the ›Post-Material World (An Interview). In A. Malinowska & M. Gratzke (Hg.), *The Materiality of Love. Essays on Affection and Cultural Practice* (S. 13-24). New York London: Routledge.
- Philo, C. (1992). Foucault's Geography. *Environment and Planning D: Society and Space*, 10, 137-161.
- Plößler, M. (2010). Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenzen. In F. Kessl & M. Plößler (Hg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 218-232). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Porombka, S. (2017). *Es ist Liebe*. München: Carl Hanser Verlag.
- Prager, K. J. (1995). *The Psychology of Intimacy*. New York: Guilford Press.
- Puhr, K. (2009). *Inklusion und Exklusion im Kontext prekärer Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen: biographische Portraits*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Puhr, K. (2014). Erzählung als Konzept empirischer Forschung. In A. Schäfer & C. Thompson (Hg.), *Arbeit am Begriff der Empirie. Wittenberger Gespräche II* (S. 29-38). Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Puhr, K. (2017). Erzählung als Konzept performativer, texttheoretisch motivierter Forschungen. In K. Puhr & J. Geldner (Hg.), *Eine inklusionsorientierte Schule: Erzählungen von Teilhabe, Ausgrenzungen und Behinderungen* (S. 35-61). Wiesbaden: Springer VS.
- Quadflieg, D. (2009). Philosophie. In S. Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften* (S. 274-289). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Regan, P.C. (2011). *Close Relationships*. New York: Routledge.
- Reis, H.T. & Rusbult, C. E. (2004). Relationship Science: A Casual and Somewhat Selective Review. In H.T. Reis & C.E. Rusbult (Hg.), *Close Relationships: Key Readings* (S. 1-20). New York: Psychology Press.
- Reis, H.T. & Shaver, P.R. (1988). Intimacy as an Interpersonal Process. In S. Duck (Hg.), *Handbook of Personal Relationships: Theory, Research, and Interventions* (S. 367-389). Chichester, UK: Wiley.
- Reis, H.T., Clark, M.S. & Holmes, J.G. (2004). Perceived Partner Responsiveness as an Organizing Construct in the Study of Intimacy and Closeness. In D.J. Mashek & A. Aron (Hg.), *Handbook of Closeness and Intimacy* (S. 201-225). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Reutlinger, C. (2009). Erziehungswissenschaft. In S. Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften* (S. 93-108). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rheinberger, H.-J. (1992). *Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*. Marburg an der Lahn: Basiliken-Presse.

- Rheingold, H. (1990). Teledildonics: Reach Out and Touch Someone. *Mondo 2000*, 2, 52-54.
- Rheingold, H. (1992). *Virtuelle Welten. Reisen im Cyberspace*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Richter, N. (2015). Netzkultur: Das digitale Kulturgut. Download am 22. Juli 2020 von www.deutschlandfunk.de/netzkultur-das-digitale-kulturgut.1184.de.html?dram:article_id=305590
- Robertson, S.L. (2018). Spatialising Education (or, the Difference that Education Spaces Make). In E. Glaser, H.-C. Koller, W. Thole & S. Krumme (Hg.), *Räume für Bildung – Räume der Bildung: Beiträge zum 25. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (S. 43-54). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Röllli, M. (2011). Räume und Differenzen – zur Einleitung. In S. Alpsancar, P. Gehring & M. Röllli (Hg.), *Raumprobleme. Philosophische Perspektiven* (S. 15-20). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Rose, N. (2012). *Migration als Bildungsherausforderung: Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien*. Bielefeld: transcript.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Rosenthal, G. (2008). *Interpretative Sozialforschung: eine Einführung* (2., korrigierte Aufl.). Weinheim, München: Juventa.
- Rötzer, F. (1998). Vom zweiten und dritten Körper oder: Wie es wäre, eine Fledermaus zu sein oder einen Fernling zu bewohnen? Ein Essay. In S. Krämer (Hg.), *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (S. 152-168). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sahlstein, E.M. (2006). Making Plans: Praxis Strategies for Negotiating Uncertainty-Certainty in Long-Distance Relationships. *Western Journal of Communication*, 70(2), 147-165.
- Sahlstein, E.M. (2010). Communication and Distance: The Present and Future Interpreted through the Past. *Journal of Applied Communication Research*, 38(1), 106-114.
- Sandoval, C. (1994). Re-entering Cyberspace: Sciences of Resistance. *Dispositio/n*, 19(46), 75-93.
- Schäfer, A. (2002). Abwesende Anwesenheit. Von der Ungleichzeitigkeit der Identität. In J. Straub & J. Renn (Hg.), *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst* (S. 392-408). Frankfurt a.M.: Campus.
- Schäfer, A. (2006). Bildungsforschung: Annäherungen an eine Empirie des Unzugänglichen. In L. Pongratz, M. Wimmer & W. Nieke (Hg.), *Bildungsphilosophie und Bildungsforschung* (S. 86-107). Bielefeld: Janus-Presse.
- Scherrer, M. (2015). Zum Ideal der Intimität – Normalitätsproduktion in ›close relationships‹. In P. Bühler, E. Forster, S. Neumann, S. Schröder & D. Wrana

- (Hg.), *Normalisierungen. Wittenberger Gespräche III* (S. 137-152). Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität.
- Scherrer, M. & Wartmann, R. (im Erscheinen). Theorie und Empirie als diffraktive Verschränkung. In D. Fischer, K. Jergus, K. Puhr & D. Wrana (Hg.), ›*Theoretische Empirie*‹ – Erkenntnisproduktion zwischen Theoriebildung und empirischen Praxen. *Wittenberger Gespräche VII*. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Schmid, C. (2005). *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmitz, S. (2014). Karen Barad: Agentieller Realismus als Rahmenwerk für die Science & Technology Studies. In D. Lengersdorf & M. Wieser (Hg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies* (S. 279-291). Wiesbaden: Springer VS.
- Schneider, N. F. (2009). Distanzbeziehungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 677-693). Weinheim, München: Juventa.
- Schrage, D. (2008). Subjektivierung durch Normalisierung: Zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts. In K.-S. Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006* (S. 4120-4129). Frankfurt a.M.: Campus.
- Schrammel, S. (2008). Überlegungen zur räumlichen Analyse von Bildungs- und Erziehungsprozessen. In R. Egger, R. Mikula, S. Haring, A. Felbinger & A. Pilch-Ortega (Hg.), *Orte des Lernens. Lernwelten und ihre biographische Aneignung* (S. 91-99). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schröder, S. & Wrana, D. (2015). Normalisierungen – eine Einleitung. In P. Bühler, E. Forster, S. Neumann, S. Schröder & D. Wrana (Hg.), *Normalisierungen. Wittenberger Gespräche III* (S. 9-33). Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität.
- Schroer, M. (2012a [2006]). *Räume, Orte, Grenzen: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums* (4. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schroer, M. (2012b). Spatial Turn. In S. Günzel (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie* (S. 380-381). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG.
- Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung* (S. 159-260). München: Wilhelm Fink.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), 283-293.
- Schütze, F. (2005). Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung ZBBS*, 6(2), 211-248.

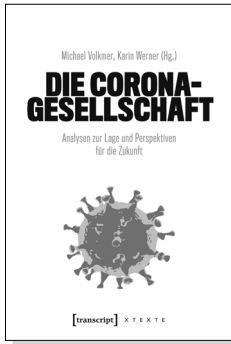
- Schweitzer, D. (2011). Topologie und Struktur. Topologische Strukturen bei Michel Serres. In S. Alpsancar, P. Gehring, & M. Rölli (Hg.), *Raumprobleme. Philosophische Perspektiven* (S. 193-202). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Schwenzel, F. (2015). Das Digitale umarmen: Das Internet als Wille und Vorstellung. Download am 22. Juli 2020 von www.deutschlandfunk.de/das-digitale-umarmen-das-internet-als-wille-und-vorstellung.1184.de.html?dram:article_id=306010
- Seel, M. (1998). Medien der Realität und Realität der Medien. In S. Krämer (Hg.), *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (S. 244-268). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sennett, R. (1983). *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Serres, M. (1992). *Hermes II. Interferenz*. Berlin: Merve.
- Serres, M. (2002). Vorwort, dessen Lektüre sich empfiehlt, damit der Leser die Absicht der Autoren kennenlernt und den Aufbau des Buches versteht. In ders. (Hg.), *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften* (2. Aufl., S. 11-37). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Serres, M. (2005). *Atlas*. Berlin: Merve.
- Serres, M. (2013). *Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation*. Berlin: Suhrkamp.
- Shields, R. (1999). *Lefebvre, Love and Struggle. Spatial Dialectics*. London, New York: Routledge.
- Shusterman, R. (1998). Soma und Medien. In G. Vattimo & W. Welsch (Hg.), *Medienwelten Wirklichkeiten* (S. 113-126). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Sikora, T. (2018). The Queer Love Life of Photo(n)s. In A. Malinowska & M. Gratzke (Hg.), *The Materiality of Love. Essays on Affection and Cultural Practice* (S. 193-208). New York, London: Routledge.
- Simmel, G. (1992). *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Gesamtausgabe, Band 11). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simonsen, K. (2005). Bodies, Sensations, Space and Time: The Contribution from Henri Lefebvre. *Geografiska Annaler. Series B, Human Geography*, 87(1), 1-14.
- Slaby, J., Mühlhoff, R. & Wüschner, P. (2016). Affektive Relationalität. Umriss eines philosophischen Forschungsprogramms. In U. Eberlein (Hg.), *Zwischenleiblichkeit und bewegtes Verstehen – Intercorporeity, Movement and Tacit Knowledge* (S. 69-108). Bielefeld: transcript.
- Smith, N. (2008). Die Produktion des Raums. In B. Belina & B. Michel (Hg.), *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography – Eine Zwischenbilanz* (2. Aufl., S. 61-76). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Snaza, N., Sonu, D., Truman, S.E. & Zaliwska, Z. (Hg.) (2016). *Pedagogical Matters: New Materialisms and Curriculum Studies*. New York u.a.: Peter Lang.

- Sommergut, W. (o.J.). *Programmieren in C. Kap. 7.4. Verschachtelte Schleifen*. Download am 22. Juli 2020 von www.c-buch.sommergut.de/Kapitel7/Verschachtelte-Schleifen.shtml
- Spyrou, S., Rosen, R. & Cook, D.T. (Hg.) (2019). *Reimagining Childhood Studies*. London, New York: Bloomsbury Academic.
- Stafford, L. (2005). *Maintaining Long-Distance and Cross-Residential Relationships*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Stafford, L. & Merolla, A.J. (2007). Idealization, Reunions, and Stability in Long-Distance Dating Relationships. *Journal of Social and Personal Relationships*, 24(1), 37-54.
- Stafford, L., Merolla, A.J. & Castle, J.D. (2006). When Long-Distance Dating Partners Become Geographically Close. *Journal of Social and Personal Relationships*, 23(6), 901-919.
- Stegbauer, C. (1999). Grenzen der Globalisierung: Die Gebundenheit von Raum und Zeit im Internet. Download am 22. Juli 2020 von <http://user.uni-frankfurt.de/chris/zeitgeschichte.html>
- Steinke, I. (2010). Gütekriterien qualitativer Forschung. In U. Flick, E. Kardorff & I. Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (10. Aufl., S. 319-331). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Steinweg, M. (2010). *Aporien der Liebe*. Berlin: Merve.
- Steinweg, M. (2015). *Inkonsistenzen*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Storey, J. & McDonald, K. (2014). Media Love: Intimacy in Mediatized Worlds. In A. Hepp & F. Krotz (Hg.), *Mediatized Worlds: Culture and Society in a Media Age* (S. 221-232). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Straub, J. (1993). Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung. In H. Röckelein (Hg.), *Biographie als Geschichte* (S. 143-183). Tübingen: edition diskord.
- Taylor, C.A. & Ivinson, G. (2013). Material Feminisms: New Directions for Education. *Gender and Education*, 25(6), 665-670.
- Tsing, A.L. (2019). *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Unger, A. (2010). Virtuelle Räume und die Hybridisierung der Alltagswelt. In P. Grell, W. Marotzki & H. Schelhowe (Hg.), *Neue digitale Kultur- und Bildungsräume* (S. 99-117). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Valentine, G. (1993). (Hetero)Sexing Space: Lesbian Perceptions and Experiences of Everyday Spaces. *Environment and Planning D: Society and Space*, 11, 395-413.
- Valentine, G. (2006). Globalizing Intimacy: The Role of Information and Communication Technologies in Maintaining and Creating Relationships. *Women's Studies Quarterly*, 34(1/2), 365-393.
- Van der Tuin, I. (2011). »A Different Starting Point, a Different Metaphysics«: Reading Bergson and Barad Diffractionally. *Hypatia*, 26(1), 22-42.

- Villa, P.-I. (2007). Kritik der Identität, Kritik der Normalisierung – Positionen von Queer Theory. In L. Hieber & P.-I. Villa (Hg.), *Images von Gewicht. Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA* (S. 165-190). Bielefeld: transcript.
- Villi, M. & Stocchetti, M. (2011). Visual Mobile Communication, Mediated Presence and the Politics of Space. *Visual Studies*, 26(2), 102-112.
- Wagner, U. & Theunert, H. (Hg.) (2006). *Neue Wege durch die konvergente Medienwelt: Studie im Auftrag der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM)*. München: Verlag Reinhard Fischer.
- Waldenfels, B. (1998). Experimente mit der Wirklichkeit. In S. Krämer (Hg.), *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (S. 213-243). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2000). *Das leibliche Selbst: Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2009). *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen: Modi leibhaftiger Erfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2013). *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1* (6. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldschmidt, A. (2004). Normalität. In U. Bröckling, S. Krasmann & T. Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart* (S. 190-196). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weber, M. (1980 [1921]). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie* (5., revidierte Aufl., Studienausgabe). Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Welsch, W. (1998a). Eine Doppelfigur der Gegenwart. Virtualisierung und Revalidierung. In G. Vattimo & W. Welsch (Hg.), *Medien-Welten Wirklichkeiten* (S. 229-248). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Welsch, W. (1998b). »Wirklich«. Bedeutungsvarianten – Modelle – Wirklichkeit und Virtualität. In S. Krämer (Hg.), *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (S. 169-212). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wertheim, M. (2000). *Die Himmelstür zum Cyberspace: eine Geschichte des Raumes von Dante zum Internet*. Zürich: Ammann.
- Westphal, K. (2014). Bewegung. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 147-153). Wiesbaden: Springer VS.
- Westphal, K., Ecarus, J., Stenger, U., Bilstein, J., Liebau, E., Jörissen, B. & Zirfas, J. (2013). Vorwort. Räume in der Pädagogik. Interdisziplinär_interkulturell_institutionell. In K. Westphal & B. Jörissen (Hg.), *Vom Straßenkind zum Medienkind. Raum- und Medienforschung im 21. Jahrhundert* (S. 5-6). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Willis, K.S. (2012). Being in Two Places at Once. The Experience of Proximity with Locative Media. In P. Abend, T. Haupts & C. Müller (Hg.), *Medialität der Nähe: Situationen, Praktiken, Diskurse* (S. 177-193). Bielefeld: transcript.

- Wimmer, M. (2002). Pädagogik als Kulturwissenschaft. Programmatische Überlegungen zum Status der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 5(Beiheft 1), 109-122.
- Wimmer, M. (2013). Das Selbst als Phantom. In R. Mayer, C. Thompson & M. Wimmer (Hg.), *Inszenierung und Optimierung des Selbst: Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien* (S. 295-321). Wiesbaden: Springer VS.
- Wimmer, M. (2014). *Pädagogik als Wissenschaft des Unmöglichen: Bildungsphilosophische Interventionen*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Wimmer, M. (2016). *Dekonstruktion und Erziehung. Studien zum Paradoxieproblem in der Pädagogik* (2., durchgesehene und aktualisierte Aufl.). Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Wood, D. (2018). The Eleventh Plague: Thinking Ecologically after Derrida. In M. Fritsch, P. Lynes & D. Wood (Hg.), *Eco-Deconstruction: Derrida and Environmental Philosophy* (S. 29-49). New York: Fordham University Press.
- Woolley, B. (1994). *Die Wirklichkeit der virtuellen Welten*. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser.
- Wulf, C. (1999). Raumerfahrung im Umbruch: Körper, Bewegung, Globalisierung. In E. Liebau, G. Miller-Kipp & C. Wulf (Hg.), *Metamorphosen des Raums: Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Chronotopologie* (S. 14-21). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Wulf, C. & Zirfas, J. (2014). Performativität. In dies. (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 515-524). Wiesbaden: Springer VS.
- Zhao, S. (2006). The Internet and the Transformation of the Reality of Everyday Life: Toward a New Analytic Stance in Sociology. *Sociological Inquiry*, 76(4), 458-474.
- Zirfas, J. (2001). Dem Anderen gerecht werden. Das Performative und die Dekonstruktion bei Jacques Derrida. In C. Wulf, M. Göhlich & J. Zirfas (Hg.), *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln* (S. 75-100). Weinheim, München: Juventa.
- Zirfas, J. (2002). Anthropologie als Spurensuche. Eine programmatische Skizze mit Blick auf die Allgemeine Pädagogik. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 5(Beiheft 1), 63-72.
- Zirfas, J. (2014). Norm und Normalität. In C. Wulf & J. Zirfas (Hg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 675-685). Wiesbaden: Springer VS.
- Žižek, S. (2005). »Philosophie ist kein Dialog«. In A. Badiou & S. Žižek, *Philosophie und Aktualität: Ein Streitgespräch* (hg. von P. Engelmann) (S. 51-69). Wien: Passagen Verlag.
- Žižek, S. (2008). *Denn sie wissen nicht, was sie tun: Genießen als ein politischer Faktor* (2. Aufl.) (hg. von P. Engelmann). Wien: Passagen Verlag.

Soziologie



Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)

Die Corona-Gesellschaft

Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen

24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9

EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft

Ein Versprechen der pluralen Demokratie

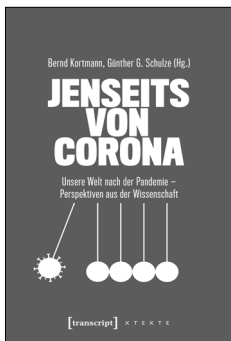
2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)

Jenseits von Corona

Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung

22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9

E-Book:

PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3

EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Detlef Pollack

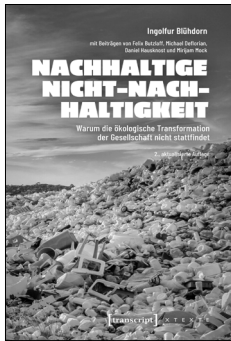
Das unzufriedene Volk
Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen
20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn, Felix Butzlaff,
Michael Deflorian, Daniel Hausknost, Mirijam Mock

Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit
Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft
nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.

20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements.
Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies
Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**